Berlin 1902
Ernst Siegfried Mittler & Sohn, Königliche Hofbuchhandlung
Kochstrasse 68-71

Meiner lieben Luther

Hamburg 1912

Mit Schwert und Feder.

Erinnerungen aus meinem Leben.

Von

J. Scheibert,
Königlich Preußischem Major z. D.

Mit 4 Skizzen in Steindruck und 6 Textskizzen.

Berlin 1902.
Ernst Siegfried Mittler und Sohn
Königliche Hofbuchhandlung
Kochstraße 68—71.

Alle Rechte aus dem Gesetze vom 19. Juni 1901
sowie das Uebersetzungsrecht sind vorbehalten.

RBR
Jantz
#1503

Vorwort.

Es giebt gute Gründe dafür, die Veröffentlichung der eigenen Erlebnisse seinen Nachkommen zu überlassen. Freunde meinen jedoch, daß — wenn ich noch lange auf Erden weilte — das hier Niedergelegte dem Interesse entschwinden würde.

Da dieses „Wenn" zu entscheiden nicht in meiner Hand liegt, so wage ich schon jetzt, diese Erinnerungen bekannt zu geben.

Steglitz, Januar 1902.

Der Verfasser.

Digitized by the Internet Archive
in 2015

https://archive.org/details/mitschwertundfed01sche

Inhaltsverzeichniß.

Erstes Kapitel.

Wachsen und Werden. (1831—1862.)

1. Familie. — Schulzeit . . . . . Seite 1—6
2. Pionier. — Auf der Artillerie- und Ingenieurschule = 7—11
3. Offizier im Frieden . . . . . = 11—33

Zweites Kapitel.

Im Sezessionskriege in Nordamerika. (1863.)

1. Reise bis ins Feld . . . . . Seite 34—61
Das Kommando. — Ueber den Ozean. — Nach den Bahama-Inseln. — Blockadebruch. — In Charleston. — Nach Richmond.

2. Bis Chancellorsville (April) . . . . . Seite 62—75
Erster Besuch im Hauptquartier des Generals R. E. Lee. — Der Stab. — Die Armee. — Fredericksburg. — General Lee. — Im Hauptquartier des Generals J. E. B. Stuart.

3. Wilderneß und Chancellorsville . . . . . Seite 76—110
Die militärische Lage. — Stuarts erstes Gefecht. — Vor der ersten Schlacht. — Schlacht bei Wilderneß. — Schlacht bei Chancellorsville. — Persönliche Erlebnisse. — Nach der Schlacht. — Lagerleben. — Jacksons Tod.

4. Die Reiterschlacht bei Brandy-Station . . . Seite 110—122
Schwere Krankheit in Richmond. — Im Lager Stuarts. — Kavallerie-Revue. — Schlacht bei Brandy-Station.

5. Zug nach Pennsylvanien. Gettysburg . . . Seite 123—154

Im Stabe R. E. Lees. — Marsch auf Gettysburg. — Besuch einer Sklavenplantage. — Im Virginien-Thale. — Ueber den Potomac. — Die Schlachten um Gettysburg. — Der Rückzug. — Weitere Märsche. — Ritt durch das Virginien-Thal. — In Richmond.

6. Belagerung von Charleston . . . . . Seite 154—168

Militärische Lage. — Rückblick. — Persönliche Erlebnisse. — Wilmington.

7. Heimreise . . . . . Seite 168—180

Abfahrt. — Der zweite Blockadebruch. — Auf den Bermudas. — Halifax. — Nach Hause. — In Paris. — In Köln. — In Berlin.

Drittes Kapitel.

Krieg gegen Dänemark. (1864.)

1. Bis Düppel . . . . . Seite 181—215

Zum Stabe Wrangels kommandirt. — Die Hochzeit mit Hindernissen. — Der Stab des Feldmarschalls. — Marsch nach der Grenze. — Eisenbahnbau mit Hindernissen. — Im Hauptquartier. — Vormarsch bis Kolding mit der Garde-Division. — Ein heikler Auftrag. — Aufenthalt in Kolding. — Ein Blockhausbau. — Ein Tag in Kolding. — Vor Fredericia. — Berennung von Fredericia. — Eine Unterredung mit dem Kronprinzen.

2. Düppel . . . . . Seite 215—236

Auf Erkundung vor Düppel. — Beim Prinzen Friedrich Karl. — Bei der Garde-Division. — Vorübungen zum Sturm. — Rangirung der Sturmkolonnen. — Der Sturm. — Fahrt mit Bismarck. — Im Stabe des Generals Vogel v. Falckenstein.

3. Bis zum Frieden . . . . . Seite 236—256

Der Krieg beginnt von Neuem. — Uebergang über den Limfjord. — Der Wüstenritt nach Skagen. — Der Stab des Generals Vogel v. Falckenstein. — Eine verfehlte Eroberung. — Der Rückmarsch.

Viertes Kapitel.

Weitere Kriege. (1866 und 1870/71.)

1. Feldzug 1866 . . . . . Seite 257—277

Vor dem Kriege. — Gegen Oesterreich 1866. — In Böhmen. — Bau einer Elb-Brücke bei Pardubitz. — Brückenbau über die March. — Cholera. — Rückmarsch. — Friedensdienst.

2. Der Feldzug gegen Frankreich . . . . . Seite 278—292

Mobilmachung. — Fahrt nach Landau. — Weißenburg und Wörth. — Transport in die Heimath. — In Glogau. — Besuch in Dolzig.

Fünftes Kapitel.

Platzingenieur. (1872—1878.)

Posen. — Bad in Tirol. — Minden. — In der Schweiz. — Abschied — Cüstrin . . . . . Seite 293—313

Sechstes Kapitel.

Privatdozent und Redakteur. (1879—1885.)

1. In Stuttgart . . . . . Seite 314—325

Litterarische Thätigkeit. — Verkehr. — Die Söhne. — Besuch aus den Rebellenstaaten. — Begegnung mit dem Kronprinzen.

2. Redakteur in Hirschberg . . . . . Seite 325—331

Redakteur der „Post aus dem Riesengebirge". — Geselligkeit.

Siebentes Kapitel.

Kreuzzeitung — Berlin. (1885—1901.)

Berlin. — Manöver. — Weitere Thätigkeit. — Im eigenen Heim . . . . . Seite 332—339

Namenverzeichniß . . . . . Seite 340

Verzeichniß der von Major z. D. Scheibert geschriebenen Bücher . Seite 343

Verzeichniß der Skizzen.*)

Skizze 1.	Virginien und die nördlich angrenzenden Gebiete	Am Schlusse des Buches
= 2.	Vertheidigung von Charleston	
= 3.	Gelände östlich Richmond	
= 4.	Maryland und südliches Pennsylvanien	
= 5.	Fredericksburg	Seite 69
= 6.	Uebersicht über die Gegend um Chancellorsville	= 77
= 7.	Schlacht bei Chancellorsville	= 85
= 8.	Schlacht bei Brandy-Station	= 119
= 9.	Uebersicht über die Gegend um Gettysburg	= 140
= 10.	Schlacht bei Gettysburg	= 142

*) Mit Ausnahme der Skizzen 2 und 7 sind alle Skizzen dem Werke des Majors Frhrn. v. Freytag-Loringhoven, Studien über Kriegführung auf Grundlage des Nordamerikanischen Sezessionskrieges in Virginien, Berlin 1901, E. S. Mittler & Sohn, entnommen.

Erstes Kapitel.

Wachsen und Werden.

1831—1862.

1. Familie — Schulzeit.

1831—1849.

Familie. Wenn ich auf meine nächsten Vorfahren zurückblicke, so erregt dieses nicht meinen Stolz, sondern das keineswegs angenehme Gefühl, daß von dem viel verlangt werden wird, dem viel gegeben wurde.

Vaterseits war mein Urgroßvater ein kleiner Grundbesitzer in Pommern, dessen Sohn nach einer schweren Jugend (als Stiefkind) sich zu dem durcharbeiten mußte, was er seinem Kreise und seiner Familie geworden ist. Beide Söhne ließ er, nicht ohne Gewissensbisse, studiren. Sein zweiter Sohn, mein Vater, hat dem alten Herrn, meinem Großvater, in einer köstlichen Monographie ein schönes Denkmal gesetzt.*)

*) „Martins", des Schneiders, Küsters und Schulmeisters Leben, für dessen Nachkommen dargestellt von Dr. C. G. Scheibert, Provinzial-Schulrath und Geh. Regierungsrath. Herausgegeben vom christlichen Verein im nördlichen Deutschland. 1877. (Verlag A. Klöppel-Eisleben und G. E. Schulze-Leipzig).

Mein Vater, Karl, studirte Theologie und Philologie und wurde bald nachher Oberlehrer am Marien-Gymnasium in Stettin. Im Jahre 1839 wurde der 36jährige junge Lehrer zum Direktor der neu zu gründenden Friedrich Wilhelm-Schule (Realschule I. Ordnung) gewählt. Was er dort geleistet, ist in pädagogischen Kreisen bekannt. 1848 stand er felsenfest auf dem Boden konservativer, königstreuer Gesinnung und übte durch sein mannhaftes Beispiel und namhaftes Rednertalent einen großen Einfluß auf die Bürgerschaft aus. Mit großem Widerstreben, stark gedrängt vom Minister v. Raumer, trat er 1854 die Stellung als Provinzial-Schulrath für Schlesien an, die er 1872 unter dem Minister Falk niederlegte. Als Mitglied der Generalsynode nahm er auch regen Antheil an der kirchlichen Entwickelung Preußens. Den älteren Lesern aus Schlesien ist er wohl bekannt. Er ließ nach seinem Abschiede sich in Jannowitz am Bober nieder und bildete dort den Mittelpunkt eines glücklichen Familienkreises.

Mein Großvater mütterlicherseits, Professor Justus Graßmann (1779—1852), stammte aus einer alten Familie, die schon 1500 in Luckau (Nieder-Lausitz) wohnte und die von 1607—1740 durch Generationen hindurch den Posten des Bürgermeisters in Landsberg a. W. bekleidete. Mein Großvater, Sohn eines Predigers, verließ 1813 Frau und Kind, um den Krieg gegen die Franzosen mitzumachen, und erhielt beim Abschied den Charakter als Leutnant. Sein Haus war später der Mittelpunkt edelster Familienpflege. Alle seine 12 Kinder waren musikalisch und erzielten, besonders im Quartettgesang, eine solche Vollendung und Fertigkeit, daß der bekannte Balladenkomponist Karl Löwe, ein Universitätsfreund und häufiger Gast des großväterlichen Hauses, sowie der als Komponist berühmte Oelschläger ihre neuesten Quartette dort zur Prüfung sich vorsingen ließen. Ich erwähne dies, da auch die Söhne, Töchter und Enkelkinder diese Kunst weiter gehegt und gepflegt haben.

Sein zweiter Sohn, Professor Herrmann Graßmann, ist der große Mathematiker, der mit seiner „Ausdehnungslehre" sich einen Weltruf unter den Fachleuten erworben hat.

Es wird mir schwer, der Mahnung zu gehorchen, mich auf Beiwegen nicht zu lange aufzuhalten, sonst würde ich ein Buch über meine Mutter schreiben können und mit Lust schreiben. Ihr verdanke ich Alles, was ich bin. Hochbegabt, mit glänzendem Gedächtnisse ausgestattet, das ihr Gelegenheit gab, ihre große Belesenheit in stets treffenden Citaten ganzer Scenen und Gedichte uns Kindern darzuthun, konnte sie uns auch in der von ihr ganz genau gekannten vaterländischen Geschichte völlig heimisch machen. Musikalisch gebildet, eine Zeichnerin von seltenem Talent, übte sie uns in diesen Künsten. Konservativ vom Kopfe bis zur Zehe waren ihr die liberalen Leute unverständlich, über die sie, wenn sie nicht Mitleid empfand, ihren ganzen scharfsinnigen Witz ergoß. Genial in jeder Ader, theilte sie die Menschen in solche mit oder ohne „Schnepper" ein. Die letzteren waren für sie nicht vorhanden. „Langeweile entspringt dem Egoismus" meinte sie. Bei dem arbeitsvollen Amte meines strengen Vaters war die Mutter die Seele des Hauses, die unsere Kinderzeit, dank ihrer Frohnatur, zu einer wahrhaft glücklichen zu machen wußte, wenngleich sie der gelegentlichen Strenge nicht abhold war. Die Tiefe ihrer Natur kam zu Tage, sobald es sich um religiöse Dinge handelte. Sie vermied es trotzdem in heiliger Scheu, die höchsten Dinge in das Gespräch zu ziehen, und gerade dadurch hat sie die Ehrfurcht vor dem „Heiligen, Unantastbaren" in uns erweckt. Ihr Jahre langes, schweres Leidenslager wurde eine Andachtsstätte, an der sich manch krankes Herz erquickt hat. Der alte Konsistorialrath Gaupp, dessen Tochter später mein Bruder heimführte, wünschte an derselben Stelle zu sterben, an der diese Heldin hinüberging, und ihm wurde dieses vom Schicksale

vergönnt. Der Humor verließ die Tapfere nicht bis in ihr letztes Sterbestündlein. Ueber ihrer Thüre hätten die Worte stehen müssen:

Gott hüte mein Haus vor Feuer und Wind
Und vor Gesellen, die langweilig sind!

Von ihrem Tode konnten wir mit Recht sagen: „Wer so stirbt, der stirbt wohl!“

Meine Schulzeit. Als junger Oberlehrer führte mein Vater 1830 diese Krone der Frauen in sein Haus als Gattin heim. Der Ehe entsproß als ältestes von 11 Kindern der Verfasser dieses Buches, und zwar in einem alten grauen Hause in der kleinen Ritterstraße, das, wie ich den Lesern, die meinen Geburtsort mit einer Tafel schmücken wollen, verrathen kann, noch heute in aller Herrlichkeit prangt. Meine Mutter und die alte, brave, fromme Christine, die in unserem Hause nach 17jährigem Dienste starb, haben den Knaben aufgezogen, von dessen angenehmen Baby-Eigenschaften der Umstand zeugt, daß er schon vor der Zeit seiner Erinnerung sich zweimal das Schlüsselbein gebrochen hatte und zwei tüchtige Narben auf der Stirn trug.

Mein Vater war ein begeisterter Schulmann, und ich, ohnehin am Montag früh 8 Uhr geboren, sollte etwas Großes an Gelahrtheit werden. Das scheiterte an dem unangenehmen Verhängniß, daß der Himmel mir kein „Sitzfleisch“ mitgegeben hatte. Meinen ersten Unterricht genoß ich mit 5 Jungen, von denen v. Froreich und Kutscher es bis zum General gebracht haben, zwei andere: v. Bülow und Niepold ebenfalls Soldat wurden und der letzte, Behm, infolge der Strapazen bei Pflege der Verwundeten als Arzt gestorben ist, so daß die ganze kleine Gemeinde sich der Armee gewidmet hat.

1839 trat ich in eine Volksschule (Ottoschule) ein, an welcher mein Onkel, der nicht unbekannte Botaniker

Heß,*) Rektor war. Hier wurden das Wissen und die Moral noch mit dem Stocke eingebläut; dafür saßen sie desto fester. Auch war diese Methode bei den kernfesten, pommerschen Jungen, vielfach Söhnen von kleinen Schiffskapitänen oder Besitzern, ganz angebracht. Es sind recht tüchtige Leute gerade dieser Schule entsprossen.

Schon im nächsten Jahre übernahm — wie erwähnt — mein Vater die Friedrich Wilhelm-Schule, und ich wurde natürlich dahin überführt. Die Quinta genoß das Glück, mich unter ihre Schüler zählen zu dürfen, ein Glück, das die Lehrer leider nicht ganz zu würdigen schienen. Ich war und blieb ein unruhiger Geist und Träumer und paßte um so weniger auf, als ich überdies an einer Schwerhörigkeit litt, die sich erst mit meiner Mannbarkeit verlor. Da ich meine häuslichen Arbeiten — trotz der rührendsten und gewissenhaftesten Aufsicht meiner pflichttreuen Mutter — nur gerade so machte, daß sie mir nicht strengere Strafen eintrugen, so war ich ein Schmerzenskind der Schule (so habe ich in der Tertia z. B. fast jeden Tag nachsitzen müssen). Mein Vater, der die große Gelehrtenlaufbahn seines Aeltesten immer mehr in Nichts zerfließen sah, empfand dies als Direktor bitter. Und doch war er der einzige Lehrer, der mich richtig zu nehmen wußte, indem er mir freien Ellenbogenraum ließ. In Unter-Sekunda, in der er regierte, fand eine Art Aufleuchten des Schullichtes statt, das aber schon in der nächsten Klasse wieder in ein trübes „Schwelen" überging. Die einzigen lichten Momente in diesen Mittelklassen waren die der Turnerei, die mein Vater zu einem wirklich „erziehlichen" Institut zu machen wußte; denn in ihm herrschten echter Frohsinn und erquickliches Leben. Endlich in Prima erfaßte mich unter der festen Leitung des als Pädagoge geradezu genialen, väterlichen Direktors

*) Er war korrespondirendes Mitglied der Pariser Akademie der Wissenschaften.

ein wahrer Wissensdurst. Außer Latein, das ich haßte, trieb ich mit solcher Passion alle Wissenschaften, daß mein Vater mich oft nachts vom Schreibtische ins Bett gejagt hat. Die völlige Beherrschung des Französischen und Englischen hat mir später große Dienste geleistet.

Meine damals unbändige Kraft und Unruhe machten aus der Prima in den Zwischenstunden meist einen Knäuel sich ringender Jungen. Als dem ernsten Direktor dieses Toben einst zu laut wurde, trat er in die Klasse, und die Primaner, die ebenso viel Liebe wie Ehrfurcht vor dem „Alten" hatten, standen erschrocken still, nur sein Herr Sohn hatte seinen Kopf so unglücklich zwischen Bank und Tisch geklemmt, daß er seinen gefürchteten Ahnen mit verkehrter Front begrüßte. Das war selbst dem gestrengen Schulmonarchen zu viel! Er blieb in seiner Rede stecken und verließ schleunigst das Zimmer, um nicht an seiner Würde zu verlieren. Sein Nachfolger, der oft über den Skandal bitter klagte, hat später zu meinem Vater gesagt: „Die Prima schläft mir noch ganz ein; ich wünschte Justus mit seinem Quecksilber wäre wieder da; er belebte mit seinen Raufereien die Jungen äußerlich und innerlich!" Also waren die Tollereien doch zu etwas gut.

Da ich schließlich mein Abiturienten-Examen 1849 zu allgemeiner Zufriedenheit bestand, so trat ich zu meinem bisher in seiner Strenge fast unnahbaren Vater in ein geradezu freundschaftliches Verhältniß. Selbst wenn ich ihn um Rath fragte, pflegte er zu sagen: „Das ist deine Sache! Ich habe dich erzogen, um dich auf eigene Füße zu stellen!" Oft äußerte er später, daß die meisten Väter das, was sie an ihren Söhnen in der Jugenderziehung versäumt hätten, an Belehrung im Alter nachholen wollten! „Einen Jungen über 18 Jahre erzieht man nicht mehr. Solche Aftererziehung macht nur böses Blut". Er hat Recht.

2. Pionier — Auf der Artillerie- und Ingenieurschule.

1849—1852.

Pionier. Meine Absicht war, Baufach zu studiren, da ich sowohl zur Mathematik als auch für Zeichnen Liebe und Befähigung zeigte. Allein die Ueberfüllung an Bewerbern und die Eindrücke, die das Jahr 1848 auf mich gemacht hatten, ferner das Zureden des jüngsten Bruders meiner Mutter, der als Referendar das Jahr bei der 2. Pionier-Abtheilung abdiente, bestimmten mich, und zwar erst kurz vor meinem Abiturientenexamen, die Offizierlaufbahn zu ergreifen. Die damals noch vorherrschenden Vorurtheile in bürgerlichen Kreisen gegen die Laufbahn des Offiziers konnte ich nur dadurch überwinden, daß ich am 1. Oktober 1849 bei den Pionieren eintrat, um einst Ingenieur-Offizier zu werden, ein Entschluß, dessen Folgen ich in späteren Dienstjahren erst zu erwägen vermochte.

Bei den Pionieren stand eine größere Anzahl Freiwilliger, u. A. auch der Referendarius (später Geh. Justizrath, General-Auditeur im Gouvernement Berlin) Brüggemann. Die Avantageure traten damals noch als Einjährig-Freiwillige ein und wurden mit diesen zusammen ausgebildet. Sonst kümmerte sich Niemand um die Erziehung der „Junker". Der Dienst war leicht, ja als Unteroffiziere wurden wir so oft vom Dienste befreit, daß ich viele Mühe hatte, alle Zweige der Pionierkunst mitzumachen, und mich geradezu zum Dienst drängen mußte.

Ich war durch ein Versehen nicht als „Avantageur" notirt worden und machte erst nach der Abdienung des Jahres das damals noch erforderliche Fähnrichsexamen, das ich indessen so gut bestand, daß ich sofort zur Artillerie- und Ingenieurschule einberufen wurde.

Artillerie- und Ingenieurschule. Kaum war ich einige Wochen in das große Haus Unter den Linden 72 eingezogen, als eines Morgens plötzlich ein ungeheurer Lärm in der ganzen Anstalt entstand, und Hurrahrufen wie Halloh das Haus durchbebten. „Die Armee ist mobil! Die Schule ist geschlossen! Sämmtliche Unteroffiziere und Fähnriche gehen zu ihren Truppen!" so schallte es durcheinander, und die Aufregung war erklärt. Bald ertönte die große Hausglocke zum Appell, zu dem Alle hinunter rasten, um von dem Direktorium die Gewißheit zu erhalten, daß sie schon am nächsten Tage sich zu ihren Truppentheilen zu begeben hätten. Die Marschrouten und Anweisungen wurden sofort ausgegeben, nach 24 Stunden stand das große Haus leer, und wir befanden uns in unseren Garnisonen.

Wir Stettiner Pioniere wurden bald mobil gemacht und marschirten, nachdem wir nach Hertzberg per Bahn befördert worden waren, einige Monate hin und her. Da ich schnell und hoch gewachsen war, außerdem auf Anrathen eines Offiziers den „großen Griesheim"*) im Tornister trug, um womöglich während der Mobilmachung mein Offiziersexamen machen zu können, so waren, zumal wir noch Beile schleppten, die Marschstrapazen so groß, daß ich oft glaubte, liegen bleiben zu müssen. Jedenfalls lernte ich die Last, die unsere Mannschaft zu tragen hat, gründlich kennen und habe später bei der Ausbildung meine Erfahrungen, langsam mit der Beschwerung zu beginnen, ausgenutzt und in Schriften und Berichten mit allem Nachdruck auf Erleichterung des Gepäcks hingearbeitet. Dennoch waren, sobald die Affen (Tornister) im Quartier abgelegt waren, die fröhlichen Junker zu allen möglichen Belustigungen aufgelegt.

Unsere Streifzüge endigten in Torgau. Ich lag u. a. mit 33 Mann in einer Kasematte, von deren Wänden

*) Ein Handbuch zur Vorbereitung für die Offizierlaufbahn.

das Wasser geradezu troff, so daß die Stiefel morgens in einer Pfütze standen; unser Kommißbrot hingen wir an Bindfaden an die Decke, weil die Mäuse sonst das Beste wegfraßen. Für meine letzten Groschen hatte ich Moschus gekauft und jedem Mann meiner Korporalschaft etwas in die Tasche gegeben, gegen „gewisse Thiere", die in den Strohmatratzen sich vorfanden.

Der von Hause mitgenommene Nothgroschen war längst draufgegangen, eine Feldpost bestand nicht, die andere Post fand uns nicht; wir lebten vom (Gemeinen-) Traktament, das wir allerdings auf ganz unvorschriftsmäßige Weise verwandten. Für einen Sechser bekamen wir morgens von einer Frau einen großen Humpen süßen Kaffees, für einen Groschen Schmalz, um das Kommißbrod zu schmieren, und für den Rest von sechs Dreiern (15 Pfennig) gingen wir in die Rathhauskneipe, um uns durch ein Seidel Bier einen Platz zu erkaufen, den wir von Mittag bis gegen Mitternacht festhielten, da der Aufenthalt in den Kasematten doch zu greulich war. Nach einigen Wochen waren wir so herunter, daß wir in unseren Röcken fast schlotterten. Da wurden eines Tages wir drei Junker der Kompagnie, um deren Thun und Treiben, auch nicht einmal während der mobilen Zeit, irgend einer der Offiziere sich je gekümmert hatte, ganz unerwartet „Fähnriche". Als uns dieses beim Appell bekannt gemacht wurde und wir das Gehalt von ganzen drei Monaten — so lange irrte die Ernennung schon herum — nachgezahlt erhielten, mußten wir wohl übermäßig vergnügt aussehen, denn die ganze Kompagnie brach in ein Lachen aus. Wir lebten noch einen Tag wie die Fürsten und reisten dann zu unserer alma mater nach Berlin.

Dort war es, was die militärischen Vorträge anging, ziemlich öde. Was man in Büchern bequemer lesen konnte und dort in anregender Art vorgetragen erhielt, wurde von zum Theil unterwerthigen Lehrern in der langweiligsten Weise vorgebracht; nur wenige wußten zu

fesseln. Daher beschäftigte sich die große Mehrzahl der Schüler mit Privatangelegenheiten oder schlief.

Desto reger war das Leben unter den Schülern selbst. Das Jahr 1848 hatte merkwürdige Geister, u. A. eine größere Anzahl von Studenten in die Offizierslaufbahn gedrängt, die mit ihrem Uebermuth auch ihren Thatendurst in die Anstalt hineingebracht hatten. Es dauerte nicht lange, so wurde das ursprünglich etwas verwilderte Leben durch eine Art Ehrenrath, den wir unter uns selbst bildeten, gezügelt, indem Jeder, der sich gegen den Anstand verging oder sich roh benahm, gezwungen wurde, sich der Waffe zu stellen. Auf der größten, kaum heizbaren Stube der Schule, „Kamtschatka" genannt, fanden daher fast alle 14 Tage Duelle, meist mit Schlägern, nach studentischem Komment statt. Sie trugen wesentlich dazu bei, den Ton auf der von über 100 jungen Fähnrichen besuchten Schule zu einem höchst gentilen zu machen. Wer je erfahren hat, wie das Duell, wenn es nicht übertrieben wird, in solchen Kreisen erzieherisch zu wirken im Stande ist, der wird mit Freuden der Hoffnung zustimmen, daß der Schläger auf den Hochschulen noch recht lange sein Scepter führen möge. Das Gesunde an der Sache zeigte sich darin, daß nach Erreichung des Zweckes, den wir verfolgten, die Duelle einschliefen, ja einzelne Radaugesellen nachhaltig auf ihre nüchterne Stellung hinuntergesetzt wurden. Daß harmlosere Neckereien Tag und Nacht nicht aufhörten, kann Niemand Wunder nehmen, der sich das Zusammenwohnen einer solchen Masse junger geistsprudelnder Leute in einem Hause ausmalt. Daß auch tüchtig gezecht wurde, dafür sorgten die den Ton führenden Studenten.

Nachdem wir nach etwa 1½ Jahren Offiziere geworden waren, bezogen wir Privatquartiere, und damit hörte in dem großen Berlin bald das enge Zusammenleben mit den Kameraden der Anstalt auf. Die Genossen zerstreuten sich in die verschiedensten Kreise.

Meine Wenigkeit, durch engste Jugendfreundschaft mit dem jungen Grafen Nicelli, einem Kameraden edelster Gesinnung, im Alexander-Regiment, verbunden und an eine pommersche Familie v. Petersdorff (Wittwe mit drei Töchtern) gewiesen, die mich mit mütterlicher und schwesterlicher Freundschaft beglückte, fand sich bald in der großen Gesellschaft heimisch, und dies um so mehr, als ich ein leidenschaftlicher und, wie mir erzählt wird, guter Tänzer war. Ich machte die Bälle in den vornehmsten Kreisen der damals sehr rührigen Geselligkeit in Berlin mit und betrachtete die Stunden in der dazumal nicht auf dem heutigen Stande der Wissenschaft stehenden Artillerie- und Ingenieurschule, glaube ich, mehr als Erholungspausen, in denen ich in halbem Schlafe und bequemer Stellung mir neue Kräfte zur Geselligkeit sammelte.

Dieser Nichtachtung der pedantischen und einseitigen Vorträge, die mit militärisch-philiströsen Anschauungen durchsäuert waren, verdanke ich vielleicht die Unbefangenheit des Urtheils, die mir manches Leid, auch später meinen Abschied einbrachten, aber mir dafür das schönste Kommando, das einem Soldaten zufallen kann, und später Einfluß und Ansehen in der Armee verschafft hat. Eine urbehagliche Stimmung überkam mich jedenfalls, als ich das ganze Pandektenheft beim Weggange von der Anstalt auf eine Schippe legte und mit gewisser Wollust in Rauch und Feuer aufgehen sah.

3. Offizier im Frieden.

1852—1862.

Glogau — Magdeburg — Silberberg — Neiße.

Glogau (1852—1858). Von der Ingenieurschule wurde ich zu der 5. Pionier-Abtheilung in Glogau versetzt, bei der ich dem Dienste mit Lust und Liebe oblag.

Da ich sicher zu Pferde war, wählte mich mein Abtheilungskommandeur, Hauptmann Clausius, der mich schon als Einjährigen bei seiner Kompagnie ausgebildet hatte, bereits nach 1½ Jahren zum Adjutanten. Als solcher hatte ich, da nur zwei Kompagnien unter unserem Kommando standen, und der Kommandeur selbst sehr fleißig war, eigentlich nichts zu thun, als die Parole zu holen und etwaige Feste zu leiten. Ich hatte daher genügend Zeit, mich mit meinen Passionen, Kriegsgeschichte, Zeichnen und Reiten, zu beschäftigen und viel auf Jagd zu gehen, in der ich es aber nur durch „Vorbeischießen" zu einer gewissen Berühmtheit gebracht habe. Ich war nämlich am Steinschloßgewehr, das die 2. Pionier-Abtheilung noch 1849 geführt hatte, ausgebildet, bei dem das Pulver bei alten Gewehren in feuchtem Wetter hinten aus der Pfanne spritzte, sobald es zündete, so daß der klügere Schütze mit geschlossenen Augen abdrückte. Ich habe mir das niemals wieder abgewöhnen können.

Meinem tüchtigen Kommandeur verdankte ich Liebe zur Taktik, von dem genialen Hauptmann Helmer wurde ich zu theoretischen Studien hingelenkt; er regte mich, scharfe Kritik an unser Ingenieurwesen legend, zum Studium der Kriegsgeschichte und der Belagerungen an und wies mir damals schon nach, daß wir im Ingenieurkorps stehengeblieben und nicht mit der großen Armee mitgegangen seien. Ihm verdanke ich meine Liebe zur Kriegswissenschaft und damit manch schöne Stunde meines Lebens. Charakteristisch für Helmer ist, daß er damals (1854—1856) schon sagte, die Zeit sei nicht mehr fern, daß man ebenso wie die Büchsen- auch die Kanonenrohre mit Zügen versehen, dann sicherer schießen und verdeckte Ziele treffen könne, daß daher die Ingenieurbehörde die Pflicht habe, die Festungen (Posen und Königsberg waren im Bau) jetzt schon so zu projektiren, daß Mauerwerk nicht ungedeckt dem Feuer ausgesetzt würde. Er wurde darüber verspottet, als hors de combat verabschiedet, und

nur außerhalb des Korps genoß er eines großen Ansehens. Er war politisch konservativ, damals auch keine Empfehlung im Korps.

Viel bewegte ich mich in der Geselligkeit, verkehrte auch in der mir sympathischen Umgegend, besonders als der Nachfolger meines Kommandeurs, v. Rappard, der eine Tochter aus jener Gegend geheirathet hatte, mich in den Kreis seiner Verwandten mit hineinzog. Ich verlobte mich in jener Zeit mit der ältesten Tochter Marie des Justizraths (später Geheimen Justizraths) Roseno, in dessen Familie ich mich stets sehr wohl befunden habe. Die Aussichten zu einer Verheirathung waren sehr schwache, da ich noch Sekondleutnant war.

Daß ich in jener Zeit bei meinem lebhaften Temperamente und der Muße zu allen Dingen auch mancherlei Jugendstreiche ausführte, versteht sich wohl von selbst. Sie waren meist harmloser Natur. Als eines Tages ein von einem Engländer erfundener Schwimmanzug aus Kautschuk auf Befehl der Generalinspektion im Winter bei der Abtheilung probirt werden sollte, meldete sich bei der Aufforderung dazu weder ein Pionier noch ein Unteroffizier. Ich ärgerte mich über die Muthlosigkeit der Leute und sagte, daß ich ihn selbst versuchen würde. Es war Mitte Januar; die Oder war nur in der Mitte und lediglich auf der Strecke eisfrei, die von der sogenannten Oder-Brücke bis zu der im Bau begriffenen Eisenbahnbrücke unterhalb reicht. Eine Menge Menschen umstanden mich, als ich wegen der Enge des Anzuges, denn auf meine sechs Fuß war das Maß nicht berechnet, mich auf dem Damme meiner Oberkleider und Stiefel entledigte, bei 6 bis 8 Grad Kälte in den Anzug kroch und in das Wasser sprang, auf dem ein leichter Handkahn mit zwei Mann meiner wartete. Der Engländer, der das Ding erfunden, hatte berichtet, daß man in dem Apparate sogar das Gewehr brauchen

könne; es war daher eigens dazu eingeschifft worden. Kaum hatte ich dieses in der Hand, als ich in dem kalten Wasser Kopf stand und froh war, als ich wieder mit Mund und Nase an die Luft kam. Nun preßte mir der Anzug mit dem Korkgürtel die Brust so ein, daß ich, sonst ein gewandter Schwimmer, die Luft verlor und den Leuten befahl, mich in den Kahn einzunehmen. Ich konnte mich in dem Anzuge nicht bewegen; allein die Leute in dem kippligen Kahne waren nicht im Stande, den schweren Körper über Bord zu heben, und so trieben wir bei starkem Strom hülflos der Eisenbahnbrücke und dem festen Eise zu. Meine Pioniere riefen den Leuten, die auf den halb vollendeten Pfeilern standen, zu, mit irgend etwas, Tau oder Stangen, den Kahn aufzuhalten. Ein Arbeiter hatte nun die Geistesgegenwart, ein Tau nach dem nächsten Pfeiler hinüberzuwerfen, das dann so weit niedergelassen wurde, daß der Kahn an ihm befestigt werden konnte. Ich gebot den Leuten, mich an dem Tau hängen zu lassen, das ich wegen der scharfen Strömung unter meinen Arm nahm, und ein größeres Gefährt loszueisen. Ich hing wohl eine Viertelstunde in dem kalten Bade, bis eine Anzahl Leute in einem größeren losgeeisten Kahne mich aus der schlimmen Lage befreite. Ich erzähle diese Geschichte, da auch sie von wohlwollenden Leuten benutzt worden ist, mich als Tollkopf zu malen. Ich begann meinen Bericht über den Schwimmanzug mit den Worten: „Wer in diesen Anzug steigt, selbst wenn er ein guter Schwimmer ist, ruft sofort um Hülfe, sobald er sich dem nassen Elemente damit anvertraut!“

Damals noch wurden die Pioniere zu keinem Manöver zugetheilt. Meine Beschäftigungen mit der Kriegsgeschichte ꝛc. machten mich aber begierig, Truppen in größeren Verbänden manövriren zu sehen. Ich nahm deshalb fast jährlich eine Woche Urlaub und besuchte die Manöver, die zwischen den Divisionen des 5. Korps statt-

fanden. Die 5. Kürassiere nahmen sich meiner besonders an und machten mich oft beritten, wenn ich in Verlegenheit kam. Vor Allem aber schien der Oberst v. Voigts-Rhetz, der damals Chef des Generalstabes war, seine Freude daran zu haben, daß ich so passionirt war.

An den Abenden, an denen sich die Kameraden bei Wein und Bier zusammenfanden, war er so freundlich, mir in seiner genialen leichten Art die Uebungen fruchtbar zu machen. Ich erwies mich dafür erkenntlich, indem ich ihm mein Tagebuch zeigte, in welchem täglich neue Karikaturen über Personen oder Vorgänge im Manöver prangten, über die er oft herzlich lachen mußte; er reizte mich dann zu neuen Skizzen an. Er machte mir in dem letzten Manöver Muth, ihm einmal einige von meinen Zeichnungen nach Frankfurt zu schicken, wohin er versetzt war. Ich fügte den Zeichnungen auch militärische Gedichte und Gedankenspäne bei und erhielt die folgende mich damals sehr beglückende Antwort, die ich auszugsweise mittheile, da sie auf meine Zukunft von größerem Einfluß war:

(Auszug.) Frankfurt a. O., den 7. November 1858.

Mein lieber Scheibert!

Sie haben mich durch Ihre gütige Sendung zu doppeltem Danke verpflichtet, — einmal durch das mir geschenkte Vertrauen und dann dadurch, daß Sie mir Gelegenheit gegeben haben, das Heft zu lesen, das mich in hohem Grade interessirt hat und das ich Ihnen beifolgend dankbar zurücksende.

Ich habe, wie gesagt, Ihre Aufsätze mit lebhaftem Interesse gelesen und diese haben mich durch den frischen, soldatischen Geist, der mir daraus entgegenwehte, sehr angesprochen. Außerdem bin ich darin praktischen, natürlichen und gesunden Ansichten begegnet, die einer weiteren Verbreitung werth sind und nicht verfehlen werden, auch Andere anzuregen. In der jetzigen Periode,

wo übereilte Neuerungen zu noch übereilteren Ansichten bei Jung und Alt führen, wo die Neigung, das Gute fortzuwerfen, statt fortzubilden, so keck und unberechtigt hervortritt, und wo die Flachheit sich bestrebt, auf unrichtigen Grundlagen Gebäude zu errichten, da kann es nur gut und nützlich sein, wenn Ansichten ausgesprochen werden, die solchem Treiben entgegentreten und wie ich sie in Ihren Blättern vielfach gefunden habe. Ihre Schreibart verräth neben einem angenehmen Humor eine innere Herzenswärme, die auf den Leser übergeht, und das ist an sich schon selten und viel werth . . (Folgen einige Aussetzungen.)

Ihre Zeichnungen sind deliciös und bewundernswürdig. Ich erinnere mich nichts gesehen zu haben, was mit so wenig Mitteln solchen Effekt machte. Alles darin ist korrekt und geistvoll. Ebenso allerliebst sind die zugehörigen Gedichte.*) Das Bajonett ist meisterhaft und wahrhaft poetisch! Ein recht reiches Album dieser Art würde Jeder — und nicht nur jeder Soldat freudig begrüßen . . . Zum Schlusse kann ich Ihnen, mein lieber Scheibert, nur zu den Erzeugnissen Ihrer Feder und Muse, wie Ihres Griffels gratuliren. Gewiß werden Sie Vielen dadurch Anregung, Belehrung und Erheiterung bringen . . .

Leben Sie wohl und behalten Sie mich in gutem Angedenken. Ihr aufrichtig ergebener Freund und Kamerad

v. Voigts-Rhetz.**)

Auf diese ersten schriftstellerischen Versuche hin setzte es der Oberst durch, daß ich meinem Wunsche gemäß eine Generalstabsreise mitmachen durfte, die unter des Obersten

*) In meinem Offizierbrevier veröffentlicht, das 1880 bei Fr. Luckhardt in Berlin erschien und eine 2. Auflage 1884 erfuhr.

**) Der spätere kommandirende General des X. Armeekorps, damals Brigadekommandeur und erste Autorität in militärischen Dingen. Ich stand damals als Premierleutnant in Magdeburg.

v. Schöler (später Trier) genialer Leitung militärisch ein Hochgenuß war. Die Sache war nicht so leicht, wie ich glaubte, durchzusetzen, da der Chef des Ingenieurkorps mir antworten ließ, als ich mich bald darauf zum Besuch der Kriegsakademie meldete (zu dem damals noch keine Prüfung erforderlich war), daß er mich nicht für fähig hielte, den Vorträgen mit Erfolg beizuwohnen.

Um so fürsorglicher nahmen sich die beiden genannten Herren meiner Studien und meiner Ausbildung an.

Ich sollte schon im Jahre 1858 von der Stellung als Bataillonsadjutant abgelöst werden, doch fanden im Herbst die Königsmanöver statt, an denen zum ersten Male die Pioniere theilnehmen durften. Da ich nicht nur die sämmtlichen Vorarbeiten zu den Uebungen, sogar die weitesten Geländeerkundungen, zum Theil auch auf Anfragen des Generalstabes, vorgenommen hatte, auch der einzige Pionieroffizier war, der den Chef des Generalstabes kannte, so wurde auf Antrag meines Kommandeurs plötzlich meine Stellung verlängert und ich genöthigt, mir, bei sehr schwachen Baarbeständen, einen neuen Gaul zu beschaffen. Dieser war ein etwa 27jähriger hartmäuliger Fuchs, auf dessen „englisirtem" Stummel kein einziges Haar wuchs, weshalb eine kühne Perücke den Schweif ersetzte.

Das Pferd hatte eine nicht üble Vorgeschichte. Der letzte Besitzer war Bezirksadjutant in einem kleinen Städtchen, in dem auch ein liebenswürdiger, wohlbeleibter Rechtsanwalt wohnte, der des Reitens kundig zu sein glaubte. Als der Adjutant den Fuchs ein wenig in das Wasser führen wollte, zeigte sich das Thier ungeberdig und bespritzte den Anzug des Offiziers von oben bis unten. Der zufällig ein stilles Bad im Bächlein nehmende Rechtsanwalt erbot sich, das Pferd zu besteigen, während es der abgestiegene Offizier mit der Reitgerte zum Hineingehen animirte. Das nahm der

hartmäulige Fuchs übel; nach einem mächtigen Satze in das Wasser machte er kurz kehrt und jagte mit dem armen Reiter, der die Bügel verloren hatte und vergeblich des unbändigen Thieres Herr zu werden suchte, in puris naturalibus erst durch die Promenade und dann, o Graus, durch die ebenso erstaunte wie belustigte Stadt. Fruchtlos war des Reiters Bemühen, das eigensinnige Vieh nach seiner Wohnung zu dirigiren, es trug ihn trotz allen Sträubens in sausender Gangart bis an den Stall im Hotel, wo der geängstete Herr nach mißlungenen Versuchen, ein nicht mit Damen besetztes Zimmer zu finden, endlich in einem expreß „Für Herren" bestimmten Lokale eine Zuflucht fand, von wo aus er mit dem Hausknecht über das Herbeibringen von Zeug kapitulirte. Die „Fliegenden Blätter" haben sich nach Skizzen von mir des Stoffes bemächtigt.

In dem besagten Manöver erlebte ich übrigens selbst eine halb fatale, halb lächerliche Geschichte. Als ich mit meinem Kommandeur und seinem Wirthe, einem richtigen Vorwerksbesitzer der Liegnitzer Gegend, gegen Abend L'hombre spielte, kam eine Kürassierordonnanz angesprengt und beorderte mich sofort ins Hauptquartier.

Nach wenigen Minuten jagte ich schon der großen Regierungshauptstadt zu und meldete mich beim Chef des Generalstabes, Obersten v. Kurowski, der mir befahl, am anderen Morgen mit dem 5 Uhr-Zuge mich nach Groß-Rosen zu begeben und von dort aus etwa zwölf „dunkel gebliebene" Fragen im Gelände zu erkunden, vorzüglich aber nachzusehen, ob drei kleine Bäche Wasser genug geben würden, um — bei der selten trocknen Witterung jenes Jahres — die Pferde zweier Kavallerie-Regimenter zu tränken. „Von Ihrer Meldung hängt es ab, ob überhaupt dort die Manöver stattfinden können. Der Prinz (Prinzregent Wilhelm) hat die Offiziere um 4 Uhr zu sich bestellt, Sie müssen also mit dem Zuge, der

hier von Jauer um 1 Uhr ankommt, zurück sein, was Sie auch bequem ausführen können, ohne sich zu überlaufen, da die Punkte zwischen Rosen und Jauer liegen."

Sehr gehoben und erbaut über diesen „wichtigen" Auftrag, ging ich in ein Hotel, fand jedoch nur noch Unterkunft in einem schrägen Dachzimmer. In diesem hing ein Zettel: „Dieses Zimmer kostet während des Manövers 5 Thaler pro Tag." Wieder anziehen, die Treppe hinuntereilen, dem Wirth meine Meinung sagen und das Haus verlassen, war eins. Ich begab mich zu der damals besuchtesten Weinstube von Liegnitz, in der ich eine Anzahl Kameraden, auch General v. Voigts-Rhetz, traf, die sich lachend bereit erklärten, mit mir bis zum Zuge durchzuhalten, da es besser sei, das Geld in Wein zu vertrinken, als einem unverschämten Wirth in den Hals zu werfen. Aber bald nach 12 Uhr verließ Einer nach dem Andern das Lokal, bis auch ich mich irgendwo hinlegte, jedoch den Hausknecht vorher beschwörend, mich um ½5 zu wecken.

„Herr Gott, es ist in 10 Minuten 5!" schrie plötzlich der Hausknecht in die Stube, der Strafe durch plötzliches Verschwinden entgehend. Ich fuhr in die Stiefel und Hosen, nahm alles übrige Zeug über den Arm und stürzte, was ich laufen konnte, ein Stück der Uniform nach dem andern unterwegs anziehend, dem 10 Minuten entfernten Bahnhofe zu. Da setzt der Zug sich in Bewegung; ich nach; ergreife richtig Tritt und Thüre, schwinge mich hinein und war selig, doch noch mitzukommen. Ich ordnete, da ich allein saß, nunmehr meine Toilette, so gut es ohne Wasser ging, und überlegte mir, wie ich die vorgeschriebenen Punkte auf dem besten Wege alle erkunden könne. Der Zug hält. „Spittelndorf" ruft der Beamte. „Ist das nicht Brechelshof?" rufe ich entsetzt zum Coupé heraus. „Nein, Ihr Zug geht 3 Minuten nach diesem von Liegnitz ab; Sie sind in den Breslauer Zug gestiegen!"

Es ist wohl nicht schwer, meine Stimmung auszumalen. Mit 1 Thaler und 15 Pfennigen saß ich nun in Spittelndorf ebenso weit von Groß-Rosen entfernt, wie einst in Liegnitz. Ich mußte aber dorthin. Um schnell weiter zu gelangen, legte ich von meinem Vermögen dem Gepäckträger 15 Silbergroschen auf den Tisch, die ich ihm versprach, wenn er mir innerhalb einer halben Stunde irgend ein Fuhrwerk besorge. — Und richtig, er kam bald mit einem tüchtigen Einspänner an. Ich zeigte dem Kutscher den Rest meines Thalers und sagte ihm, er bekäme ihn als Trinkgeld, wenn er führe, was die Riemen halten wollten. Und richtig, wir rasselten mit der wackeligen Plaue meilenweit über Berg und Hügel, bis der Kutscher plötzlich innehielt, auf sein Pferd zeigte und sagte: „Der Gaul kann nicht mehr!“ Ich händigte dem Manne die letzten 15 Groschen ein sowie eine Visitenkarte von mir mit der Anerkennung des Schuldbetrages und setzte mich nun trotz des grimmen Weinkaters, der mich mächtig zwackte, nach dem nicht mehr weit entfernten Groß-Rosen in Trab. Für den letzten Groschen erstand ich mir bei meinem schauderhaften Zustande eine saure Gurke und berechnete, daß ich nach Jauer gerade zum 12 Uhr-Zuge zurecht käme, wenn ich die Meile genau in einer Stunde zurücklegte. Zum Glücke kannte ich aus einer früheren Erkundung jene Gegend auf das Genaueste und trollte, mir selten einige langsamere Schritte genehmigend, im Schweiße meines Angesichtes im langen Trabe alle Bäche und Punkte ab, allmählich mich der Stadt Jauer nähernd.

Schon wollten meine Kräfte nachlassen, doch die bedenklichen Aeußerungen der Spaziergänger: „Der Offizier erreicht den Zug nicht mehr!“ und das Bewußtsein meiner schweren Verantwortung und meiner für ewige Zeiten verdorbenen Laufbahn ließen mich die letzten Lebensgeister zu neuem Laufe zusammenraffen. In den Straßen von Jauer schlossen sich mir, wie einem professionirten Schnellläufer, die Straßenjungen an; mir war Alles

gleich. — Ich mußte eben zum Bahnhofe, und um so schneller, als ich den Zug schon pfeifen hörte. Da endlich erreiche ich die Station und glücklicherweise auch den Zug, der mit mir zugleich einläuft. Ich springe in ein leeres Coupé. „Ihr Billet, Herr Leutnant!“ — „Ich habe keins, bitte rufen Sie den Zugführer!“ — Dieser konnte sich auf keine Verhandlungen einlassen, und ich wiederum durfte, wie man weiß, den Zug ebenfalls nicht verlassen. „Verklagen Sie mich nachher, mein Name ist so und so; jetzt muß ich mit und bin bereit, meine Uhr zum Pfande zu lassen!“ Als schon die Verhandlungen heiß wurden, trat glücklicherweise ein bekannter Offizier auf den Perron, der mich mit einigen Groschen auslöste, und fort dampfte ich nach Liegnitz. Ein Bad und der Friseur machten mich wieder zum Menschen, da ich mich an diesem Tage weder hatte waschen noch kämmen können. In elegantester Haltung konnte ich um 3 Uhr dem Chef die Resultate meiner Erkundung bringen, nachdem ich bei Verwandten meiner Frau auch meinen inneren Menschen gestärkt hatte. Der Chef aber und mein Kommandeur amüsirten sich weidlich über meine Rekognoszirung mit Hindernissen!

Eine drollige Geschichte passirte bei meiner Ablösung als Adjutant. Ich hatte die verzwickten langathmigen Namen der polnischen Städte, welche in Glogau besonders gern als „Parole“ ausgegeben wurden, nie behalten können und fing deshalb meinem Kommandeur, den ich sehr verehrte, und der mir, weil ich Alles zu seiner Zufriedenheit zu erledigen suchte, recht gewogen war, die Vorlesung des Kommandanturbefehls stets mit der Einleitung an: „Parole Potsdam!“ Mein Nachfolger, ein kürzlich aus dem Kadettenhause gekommener, sehr diensteifriger Offizier, brachte, wie üblich, dem Kommandeur die Parole zu einem von älteren Offizieren regelmäßig besuchten Frühschoppen. Der neue Adjutant

begann mit den Unglücksworten: „Parole ist Potsdam!“ „Herr Leutnant S.“ fuhr ihn der Major sehr heftig an, „das habe ich mir von Ihrem verdienten Vorgänger drei Jahre lang gefallen lassen, von Ihnen verbitte ich mir dergleichen! Sie sind zu jung dazu!“ Sprachlos starrte ihn der junge Nachfolger an, bis zu allgemeinem Gaudium des Schicksals Räthselspiel sich entpuppte, daß in der That an diesem Tage das Erkennungswort „Potsdam“ die Festung vor feindlichen Ueberrumpelungen retten sollte.

Magdeburg (1859—1860). Endlich kam ich doch zur „Fortifikation“, indem ich nach Magdeburg versetzt wurde. Auch dort gab es wenig zu thun und Muße genug, meine Lieblingsstudien fortzusetzen. Hatte ich 1854—1855 die Belagerung von Sebastopol mit Eifer verfolgt, so war es jetzt der Krieg in Italien, der mein ganzes Interesse wachrief. Als ich eines Tages in der damals als illustrirtes Blatt fast allein stehenden „Illustrirten Zeitung“ eine militärische Einleitung zu dem Feldzuge in der Lombardei las, die nicht gehauen und gestochen war, schrieb ich einen ärgerlichen Brief an die Redaktion, nachweisend, wie solch ein Feldzug sich einleitet und mit welchen Friktionen eine Armee zu rechnen habe. Ich bekam als Antwort die Nachricht, daß man den Inhalt des Briefes in einen Artikel verwandelt habe und mich dringend bäte, weiter über den Feldzug zu berichten, und zwar unter pekuniär sehr gentilen Bedingungen. Ich ging mit Freuden darauf ein, besorgte mir ausgezeichnete Karten, las die telegraphischen Bulletins beider Parteien, sorgsam die Zeiten vergleichend, durch, berechnete die täglichen Marschleistungen aller Korps nach dem Durchschnitte, konnte dadurch die Etappen, in welchen die Korps marschirt waren, genau angeben, und entwarf nun Schlachtberichte, die ungefähr der Wahrheit sich näherten, jedenfalls bedeutend richtiger waren als die damals von dem bekannten Rüstow gegebenen Feldzugs-

schilderungen. Für mich viel zu früh wurde der Friede von Villafranca geschlossen, weil mir eine sehr angenehme und anregende Arbeit und meiner Kasse eine höchst willkommene Einnahme damit verloren ging.

Die Geschichte hatte ein mich erfreuendes Nachspiel. Ich erzählte später in Neiße im Kameradenkreise meine italienische Berichterstattung von „Magdeburg aus". Da fragte mich der anwesende Direktor der Kriegsschule, Major Stiehle (später Chef des Generalstabes unter Prinz Friedrich Karl und Chef des Ingenieurkorps), auf Ehrenwort, ob dies wahr sei? Als ich dies bejahte, erzählte er lachend, daß er damals im großen Generalstabe gestanden habe und Alles darüber ungehalten gewesen sei, daß nicht eine Zeitung vernünftige Berichte aus dem Kriege in Italien zu bringen vermöge. Eines Morgens aber sei General v. Moltke zufriedenen Antlitzes unter sie getreten mit einer großen Karte von Italien und der — „Illustrirten Zeitung" in der Hand. „Endlich", hätte er gesagt, „finde ich einen trefflich orientirten Berichterstatter, auf den wir uns verlassen können!" Von nun an seien alle acht Tage nach Erscheinen der Zeitung die Herren vom Generalstabe zusammengetrommelt, mit Fähnchen die Marschrouten der Korps bezeichnet und verfolgt worden, und Moltke hätte ihnen dabei nach dem Wortlaut des „trefflichen Berichterstatters" aus Italien den Fortgang des Feldzuges erläutert. —

In dem angenehmen Hause des Gerichtsrathes Balan, dessen zwei Söhne Offiziere werden sollten und später Generale geworden sind, verbrachte ich neben wissenschaftlicher Thätigkeit meine Zeit; auch die anmuthende Geselligkeit, besonders in den Familien der Beamten der Regierung, zog mich reichlich an. Ebenso anregend war der Verkehr mit den Kameraden des Korps, mit dem zungenscharfen Hauptmann Gürtler, dann dem Premierleutnant Daun (als Oberst und mit dem Orden pour le mérite

dekorirt gestorben) und dem originellen v. Lojewski, mit Mantey (jetzt Generalleutnant z. D. v. Mantey).

Bei der Fortifikation wurden damals meist Entwürfe projektirt, von denen man genau wußte, daß sie niemals ausgeführt werden würden, was den Eifer für diese Sache gerade nicht sehr erhöhte.

Ein Morgen liegt mir noch in Erinnerung. Wir hatten eine Nacht hindurch geschwärmt, theils in der Natur, theils im „Erzherzog Stephan", und ich ging todmüde direkt vom Morgenkaffee bei einem Kameraden auf das Bureau, wo ein großes Kasemattenkorps geduldig darauf wartete, von mir „projektirt" zu werden. Auch diese Arbeit war natürlich nicht zur Ausführung, sondern nur zur „Uebung" bestimmt. Als ich mit etwas dummem Gesichte bei der Arbeit saß, trat der Inspekteur, General L., ein, der meinen guten Willen anerkannte, aber als berühmter Konstrukteur „jede Routine vermißte". Fortgerissen von der Luft am Projektiren hatte er sich an meinem Zeichenbrette rüstig an die Arbeit gemacht, während ich mich devotest hinter ihn setzte. Einem zufällig eintretenden Kameraden bot sich das entsetzliche Bild dar, daß der General eifrig mit Zirkel und Schiene hantirte, während ich hinter ihm sanft und süß, den Kopf auf der Stuhllehne des Generals, entschlummert war. Zum Glücke brachte mich die laute auf meinen Zustand berechnete Meldung des geistesgegenwärtigen Eintretenden zur rechten Zeit wieder zu mir.

Ich wunderte mich, daß im Gegensatze zu dem wirklich idealen kameradschaftlichen Leben, das ich im 6. Regiment in Glogau gefunden hatte, in Magdeburg trotz einer Anzahl hervorragender Persönlichkeiten kein irgendwie nennenswerthes Gemeinleben in den Offizierkorps herrschte. Ich nahm mehrere Bekannte zusammen — ich erwähne Hauptmann v. Bercken und Premierleutnant v. Mechow (der spätere Afrikareisende), Leutnant Haack

(jetzt General a. D.) — und bildete mit ihnen ein Komitee zur Veranstaltung militärisch-kameradschaftlicher Feste, die einen so großen Anklang fanden, daß sämmtliche Generale an ihnen theilnahmen, und die ganze Garnison mir zum Abschiede ein großes gelungenes Fest zu Pferde und zu Wagen, zum Theil in Kostüm, gab, verbunden mit einem Feuerwerk, welches der mir befreundete Graf Finckenstein (der 1870 fiel) arrangirt hatte. Auch der wissenschaftliche Verein „Athene" und eine größere Anzahl von hohen Regierungsbeamten traten mit ihren Damen zu einem Abschiedsfest zusammen, welches mir die Trennung von Magdeburg sehr erschwerte.

Silberberg. 1860/61. Meine Mutter war an Magenkrebs unheilbar erkrankt und meine Sorge um sie um so größer, als öftere Reisen von Magdeburg aus einfach ausgeschlossen waren. Ich nahm deshalb die Nachricht, daß in dem gefürchteten Silberberg eine Stelle frei würde, mit Dank auf und wurde auf leisesten Wunsch in das als „herrlich" bezeichnete Gebirgsland hineinversetzt. Anfangs war ich sehr enttäuscht. „Also das ist die göttliche, herrliche Gegend, von der die Fanatiker so riesig schwärmen?" So rief ich erstaunt aus, als ich zum ersten Male vom Donjon aus die Gegend überschaute und nichts als sich fast regelmäßig wiederholende Bergkuppen und viel Wald sah. — Wie anders war es beim Abschied von dort, als meine Augen für landschaftliche Schönheit erwacht und ausgebildet waren! Nach beinahe einem Jahre nahm ich Abschied mit schwerem Herzen fast von jeder einzelnen Kuppe und von all den lieblichen Landschaften, deren stille und wunderbare Reize mir erst durch einen längeren intimeren Umgang mit ihnen enthüllt worden waren. Da bald nach meiner Ankunft der Befehl eintraf, daß Silberberg als Festung aufgegeben und geschleift werden sollte, so war natürlich dort für mich nichts Anderes zu thun, als meine Studien

fortzusetzen, Artikel für die Militärische Revue zu schreiben, mit der Infanterie (51er) Felddienst zu üben und die herrliche Gegend meist in Gemeinschaft mit meinem Bruder Carl*) (damals stud. theol.) und Leutnant Otto von der Artillerie abzustreifen, die netten Försterfamilien mit ihren lieblichen Töchtern abwechselnd zu besuchen, große Jagden mitzumachen, in der Umgegend (bei v. Thielaus, Graf Sternbergs, v. Zawadzkys ꝛc.) zu verkehren. In der Stadt war ein kleiner geselliger Kreis, dessen Mittelpunkt die Familie des Kommandanten, Oberst v. Pape, mit ihren anmuthigen Töchtern war.

Ich schrieb in jenem Jahre meine kleine Schrift über den „Einfluß der gezogenen Geschütze auf den Festungskrieg", die ich erst nach längerem Zögern auf Drängen der Kameraden herausgab. In ihr waren schon die Keime für meine Auffassung des Festungskrieges enthalten.

Nur ungern nahm ich Abschied von der Gegend, in welcher ich, vielleicht vorahnend, welche Strapazen ich einst durchzumachen haben würde, mich körperlich so trainirte, daß ich jeder Anstrengung und Witterung zu trotzen vermochte.

Neiße. 1861/62. Nachdem es in Silberberg nichts mehr einzureißen bezw. zu verkaufen gab, wurde ich zur Fortifikation Neiße versetzt, bei der wir Ingenieuroffiziere im Winter wieder die Zeit damit verbrachten, Projekte durchzuarbeiten, von denen wir alle wußten, daß sie keinem anderen Zweck dienten, als in den Akten ein Fraß für die Würmer und Papiermotten zu werden. Es blieb daher, da der praktische Dienst nur wenige Stunden in Anspruch nahm, für mich hinreichend viel

*) Er war später Pastor in Altwasser, Garnisonprediger in Neiße und Pastor in Lampersdorf, sehr musikalisch und ein tüchtiger Seelsorger, mein bester Freund. In erster Ehe war er mit der Tochter des Professors Gaupp, nach deren Tode mit der Tochter Martha des Generalsuperintendenten Erdmann vermählt.

Zeit zur Pflege der Musik und Geselligkeit und zu eigener soldatischer Weiterbildung übrig. Ich schloß mich einem sehr angenehmen Kreis an, den Major v. Wiedners, Frau v. Boddien nebst ihrer anmuthigen Tochter, der späteren Frau v. Bessel, Landgerichtsrath v. Hundt u. A. bildeten. Auch bei Lachmanns in Falkenhayn war ich gern zu Gaste. Sehr fördernd war mein Verkehr mit dem Premierleutnant der 5. Kürassiere v. Schönaich, dessen sechs bis acht Pferde ich oftmals ritt, wodurch ich mich völlig sicher in der Reitkunst machte.

Auch militärisch war die Zeit für mich deshalb ersprießlich, weil ich in Silberberg Zeit gefunden hatte, meine Theorien über den Angriff von Festungen außer in der erwähnten Schrift in einem Sappeur-Reglementsentwurf niederzulegen, den ich in Abschrift dem Chef des Ingenieurkorps, auch beim Kriegsministerium eingereicht hatte. Da man sich in Neiße für mich interessirte, so erhielt ich durch die Güte des Generals v. Glümer einige Bataillone Infanterie für einen Nachmittag zur Verfügung, um mit ihnen mein Reglement zu erproben. Die Probe übertraf alle Erwartungen, auch waren die dabei betheiligten Kameraden voll regsten Eifers für die ihnen sehr einleuchtenden Neuerungen. Damals wurden bekanntlich die Parallelen durch widersinnige und sehr komplizirte Flankenmärsche der Arbeiter (Pioniere und Infanterie) hergestellt. Ich machte den Vorschlag, sie direkt aus der Schützenlinie (Schützenlöcher) und der eingliederigen Linie hervorgehen zu lassen. Sie entstanden damit einfach und gesund aus der taktischen Form, die der Infanterie geläufig war. Auch schützte dieser Aufmarsch die Arbeiter vor unnützen Verlusten. Ich konnte daher dem Reglementsentwurf nachträglich die Bemerkung hinzufügen, daß er sich in der Praxis bewährt habe.

In Neiße lebte man fast wie im Feldlager; Alles war militärisch angehaucht, das Zivil verschwand an Zahl

im Vergleich zum Waffenrocke. Bei der Fortifikation herrschten fast wundersame Zustände, die uns jüngeren Kameraden viel Stoff zur Belustigung gaben. Einige Züge mögen eingefügt werden:

Unmittelbar vor meinem Einzuge in Neiße hatte ein bedeutendes Hochwasser den wüthenden Fluß auf das Höchste gefüllt; in wildem Jagen stürzten sich die grollenden Wogen auf und durch die Festung. Irgend ein Genie hatte, wohl um die Festungsgräben zu schützen, die Hauptschleuse Nr. X geschlossen und so das Wasser im oberen Thale gestaut, die Stadt überfluthend. Die Schleuse, nicht mehr jung, war nicht im Stande, den Niveau-Unterschied von 15 Fuß auf die Dauer zu tragen; überdies begann das Wasser über sie hinweg zu stürzen. Der Platzingenieur Oberstleutnant v. B. hatte sich grade krank gemeldet, und der Festungsinspekteur übernahm daher die Leitung der Maßregeln. Schon fing mitten in der genannten Schleuse das Wasser an, in wagerechtem Strahl herauszuströmen, ein Zeichen, daß das Mauerwerk keinen Halt mehr hatte. Der Oberst drehte sich um, erblickte einen Offizier, auf dessen Intelligenz er besondere Hoffnungen baute, und sprach die denkwürdigen Worte aus: „Leutnant Jakob, schaffen Sie Gegendruck!“ — „Zu Befehl, Herr Oberst!“, sprach der Betreffende, machte kehrt und verschwand natürlich spurlos. Fünf Minuten darauf hob sich das Bauwerk in der Mitte und verschwand ebenfalls spurlos und zwar unter dem furchtbaren Strudel und Brüllen der Wogen, die in rasender Wuth überstürzend sich in die Tiefe ergossen und statt der Schleuse ein Loch von 40 Fuß Tiefe hinterließen, das, als die Wasser verlaufen waren, einen tiefen Pfuhl bildete, der mitten im Graben lag.

Der Platzingenieur hatte sich wieder gesund gemeldet und trachtete danach, dieses Wasserloch, da eine neue Schleuse gebaut werden sollte, zu entleeren. Dazu wurden täglich etwa 50 bis 60 Sträflinge mit Pumpen angestellt. Da bei

der Tiefe des Loches eine Wasserader geöffnet worden war, so lief zu unserer Freude über Nacht der schöne Teich wieder genau ebenso voll, als er tags vorher gewesen war. Es war eine moderne Sysiphusarbeit, die erst aufhörte, als der Platzingenieur bald darauf endlich den Abschied bekam.

Mit dem Weggange dieses wenig glücklichen Baumeisters wurden zufällig auch sämmtliche Ingenieure und Offiziere der Fortifikation in Neiße abgelöst, so daß auf meinen zarten Schultern ein halbes Jahr lang die ganze Last der Geschäfte der Fortifikation ruhen blieb, ohne mich jedoch zu erdrücken. Ich wohnte in der neuen reizenden Villa, welche die Dienstwohnung des Platzingenieurs war, hatte einen prächtigen und gut gepflegten Garten mit Spargel und allen Gemüsen, Rosen in Unmasse zu meiner Verfügung und hielt mir, um den Dienst in dem umfangreichen Revier allein leisten zu können, in welchem kein Offizier mir zugetheilt war, eine niedliche Ponnyequipage, wozu mir eine Ration bewilligt worden war.

In meinem neuen Palais, dessen eine Stube ich mit Möbeln (für 2 Thaler monatlich einschl. Bett, also sehr stilvoll!) ausstattete, gab ich große Zauberfeste, bei denen eine oder die andere der älteren Damen der Garnison die Honneurs machte, da ich als „Bräutigam" ja „zuverlässig" war. Auch kamen dort die sämmtlichen Lehrer der nahen Kriegsschule von Zeit zu Zeit zu mir, um dort ungenirt und fröhlich ihre monatlichen Feste zu feiern, der Direktor, Major Stiehle, damals noch ein frischer fröhlicher Zecher und Sänger, an ihrer Spitze. Der von meinem Bruder komponirte „Katalumpen-Marsch" bildete stets das Glanzstück des Abends. Er wurde von allen Theilnehmern mit wahrem Feuer gesungen und getrommelt.

Dienstlich hielt ich damals die dem Untergange halb geweihte Ziegelei der Fortifikation nicht nur aufrecht, sondern verdoppelte unter Anbringung neuer Einrichtungen

ihren Betrieb, was mir, wie ich später erfuhr, oben und im Kriegsministerium hoch angerechnet wurde.

Ich war damals gerade in dem Alter, die Annehmlichkeiten meiner Stellung ganz auszukosten, die ich, wie gesagt, dienstlich so ausfüllte, daß ich zu meinem Staunen hohe Anerkennung fand. Mit den Ponys fuhr ich Sonntags zur Braut, die mit ihren Eltern in Landeck weilte; im Garten gab ich Feste, beschenkte die Damen mit Haufen von Rosen und machte mich so liebenswürdig wie möglich. Da ich ohnehin ein guter Tänzer war und die Bälle jener Zeit leitete, so mußte selbst der Kommandant eines Tages die Wucht des Frauenwillens fühlen. Er hatte mir einst den Urlaub über Sonntag abgeschlagen, gab dabei aber in der nächsten Woche einen Ball. Als nun in meinen Räumen eines der beliebten Picknicks war, so erklärte ich den jungen Damen, daß ich jenen Ball nur besuchen und leiten könnte, wenn ich als guter Bräutigam meine Braut am Sonntag vorher gesehen hätte, sonst würde ich es für ein Verbrechen halten, dorthin zu gehen. Nach einiger Zeit erschien der General in meiner Stube und sagte lachend: „Mein verehrtester Leutnant, die Frauenzimmer lassen mir keine Ruhe, fahren Sie in Kuckucks Namen nach Landeck oder wohin Sie sonst wollen, aber helfen Sie mir den Ball arrangiren!“ was ich gern versprach und treulich hielt.

Eines Tages kam eine Ordonnanz athemlos bei mir angelaufen, mit dem Befehl, angesichts Dieses zur Kommandantur zu eilen. Dort theilte mir der General mit, daß durch eine Depesche aus Glatz ein schweres Hochwasser angemeldet sei. Er war sehr nervös, einestheils, weil ihm der Zusammensturz der Schleuse X viel Aerger bereitet hatte, und anderntheils weil er mich für viel zu jung hielt, um solcher Katastrophe gewachsen zu sein. Auf seine erregte Frage, was ich zu thun gedächte, antwortete ich, daß ich auf die Andeutung der Ordonnanz hin schon Befehl gegeben habe, alsbald sämmtliche

Schleusen zu öffnen, damit das Wasser möglichst schnell und ungehindert durch unsere Werke hindurch laufen könne. „Sie sind aber gar nicht erregt? Ihr Vorgänger hat die Hände gerungen!“ — „Und die Schleuse X untergehen lassen!“ wagte ich einzuwenden. „Aber hier ist ein zolldickes großes Aktenstück über die Handhabung der 33 Schleusen!“ rief er halb verzweifelt aus, mir das dicke Volumen zeigend, „kennen Sie das auswendig? Für die Ausführung dieser Vorschriften sind wir verantwortlich!“ Glücklicherweise konnte ich ihm mittheilen, daß das ganze Aktenstück werthlos sei, da die Grundlage, auf der die ganze Manipulation basire, „Schleuse X“, im Graben in Trümmern liege. Das Hochwasser kam rechtzeitig und lief zwar furchtbar brausend aber harmlos durch die Gräben. Seitdem hatte ich das Vertrauen des Kommandanten gewonnen.

Diese Schleuse X wurde, nachdem ein neuer Platzingenieur angelangt war, Major Römer, in dessen prächtiger Familie ich erquickliche Abende verlebte, von mir wieder aufgebaut. Ich stellte, da es damals Hülfsmittel wie Dampfpumpen nicht gab, 300 Mann mit Eimerketten, Paternosterwerken ꝛc. an, um in 36 Stunden, Tag und Nacht arbeitend, Herr des gewaltig in das 12 Meter tiefe Loch strömenden Wassers zu werden. Gegen 30 Maurer mit Gehülfen umstanden das Loch, um es sofort mit Beton völlig auszufüllen, der in großen Bretterkästen ringsherum fertig gemacht wurde. Die Nacht brach herein, als die Füllung beginnen sollte; Fackeln und Wachholderbündel wurden angesteckt, um die Arbeit taghell zu beleuchten, da sie sorgsam ausgeführt werden mußte. Doch was hören wir? Hörnerklang, Trommelwirbel, Glockenklang, hoch vom Thurm! Das ist Sturm! Und nicht lange dauert es, so kamen die Soldaten, Feuerwehr, Spritzen und Tonnen angerasselt und mit ihnen auch der Kommandant, der statt

eines fürchterlichen Feuers eine rastlose Thätigkeit erblickte! Er wollte böse werden, doch als ich ihn daran erinnerte, daß ich tags vorher der Kommandantur ausführliche Meldung geschickt habe, die er inzwischen vergessen hatte, so löste sich die Sache in Wohlgefallen auf, ja die meisten Kameraden blieben die Nacht über bei mir, und selbst der General war so angeregt von der fieberhaften Thätigkeit, die in den nächsten 12 Stunden entwickelt wurde, daß auch er mit dem größten Interesse der Sache beiwohnte.

General v. Prittwitz bestimmte nach meinem Abgange, daß mein Name als Erbauer der Schleuse auf dieser angebracht wurde, da ihm der Bau sehr gefiel. Als ich später dies Bauwerk besuchte, war mein Name (wahrscheinlich von einem dunklen Freunde in Leimfarbe gestiftet) so mit Thränen schwarzer Farbe behangen, daß ich einen Stein nahm und ihn sauber wieder wegkratzte.

Inzwischen war Fürst Radziwill Chef geworden, dessen Wohlwollen ich bei der ersten Begegnung mir erwarb, als er Neiße inspizirte. Er sagte mir am ersten Tage der Besichtigung, daß er sich für den nächsten Tag als Gast beim Mittagstische des Ingenieurkorps ansage, ich möchte die Honneurs machen und für eine Bowle auf seine Kosten sorgen, so gut sie in Neiße zu machen sei. Im Uebrigen wünsche er, daß wir so äßen, wie dies täglich geschehe.

Ich dekorirte den Saal so geschmackvoll wie möglich, drillte einige 40 Pioniere zum Tischordonnanzdienste so ein, daß sie einer königlichen Tafel Ehre gemacht hätten, und führte mit jener Unbefangenheit, die mir angeboren ist, die Honneurs des Hauses durch. Bei Beginn der Tafel sagte der Fürst, als ein ragout fin eingeschoben war, zu mir: er habe doch ausdrücklich gewünscht, so zu essen, wie wir täglich dinirten, er hoffe doch nicht, daß wir stets so schwelgten. . . . . Sofort grimmten mich eine Anzahl hoher, mir damals wenig gewogener

Herren an, bis ich denn sagte, daß wir die Gewohnheit hätten, an Sonn- und Festtagen einen kleinen Mittelgang einzulegen, und daß Seine Durchlaucht uns wohl nachfühlten, daß ein Tag, an dem er uns seiner Gegenwart würdige ꝛc. Natürlich allgemeines Gemurmel des Einverständnisses; der Fürst aber drohte mir lächelnd hinüber und sagte: „Wenigstens gut herausgeredet". Alles war an dem heißen Tage in beste Stimmung gerathen, und der Fürst sagte mir nach dem Essen: „Nun wenn Sie Alles so gut machen können, wie Arrangements und Bowle, dann gratulire ich. Uebrigens ist Ihr Sappeur-Reglement eine mir sehr sympathische Arbeit gewesen."

Damit war ich am Wendepunkt meines Schicksals angelangt, denn als ich 1862 zum Pionier-Bataillon nach Glogau versetzt wurde, erhielt ich schon nach kurzer Zeit, Januar 1863, früh im Bette folgendes Telegramm:

„Gratulor! Du bist als Zuschauer nach dem nordamerikanischen Kriegsschauplatz kommandirt!

Golz."

Mein Freund Golz (später Chef des Ingenieurkorps) war damals Adjutant des Fürsten Radziwill.

Zweites Kapitel.

Im Sezessionskriege in Nordamerika.

1863.

1. Reise bis ins Feld.

Das Kommando. — Ueber den Ozean. — Nach den Bahama-Inseln. — Blockadebruch. — In Charleston. — Nach Richmond.

Das Kommando. Das Telegramm aus Berlin war eingetroffen! Ich war wie im Taumel vor freudiger Erregung. Ich öffnete das Fenster, um mich in der kalten Dämmerung zu vergewissern, daß mich wirklich nicht etwa ein Trugbild genarrt habe; aber die Worte blieben dieselben, mir sich immer tiefer in die Seele grabend. Ich sprang ins Zeug, eilte zu meiner schwiegerelterlichen Familie, um meiner Braut diese frohe Botschaft mitzutheilen, die als echte Soldatenfrau in spe auch bald die schmerzlichen Empfindungen der bevorstehenden Trennung überwand und sich von meiner begeisterten Stimmung fortreißen ließ.

Eigenthümlich war mein Abschied von dem trefflichen, mir sehr gewogenen, aber pedantischen und tauben Obersten Eichstaedt, dem ich, da Eile im Verzuge war, — ich mußte schon mittags nach Berlin reisen — im Auftrage des Bataillons das inzwischen eingetroffene Berufungsschreiben persönlich überreichte.

„Wo ist das Anschreiben des Bataillons? Wie können Sie mir solche Meldung mündlich überbringen!“ Damit war ich nach Amerika entlassen. — Nach Jahren sah ich ihn wieder und merkte an dem hohen Grade seiner Liebenswürdigkeit, wie ihm seine Schroffheit leid gethan hatte.

In Berlin meldete ich mich bei meinen vorgesetzten Behörden und erfuhr durch den Fürsten Radziwill, daß meine Aufgabe sei, „bei der offenbar bevorstehenden Belagerung von Charleston das Verhalten der Panzerungen auf dem Lande und zur See, die Wirkung der gezogenen Geschütze gegen Erde, Mauerwerk und Eisen zu beobachten“; ich würde dazu nach der Armee der Union (des Nordens) abgeschickt werden. — Bekanntlich waren die 13 „Südstaaten“ aus der Union getreten (Konföderirte), wurden für Rebellen erklärt und sollten gezwungen werden, wieder in die Union (Föderation) zu gehen. Damit war der „Sezessionskrieg“ 1861 ausgebrochen.

Auf meine Vorstellung hin, daß ich dieses doch besser aus der belagerten Stadt (Charleston) selbst, als von der Flotte aus beobachten und beurtheilen könne — falls man mich überhaupt auf solcher dulde! — hatte Seine Durchlaucht es gern erwirkt, daß ich zu der „konföderirten“ Armee kommandirt wurde, die die Sympathien unserer Armee und ebenso die meine durch ihre wackeren Thaten schon gewonnen hatte. Da die abgefallenen Staaten von den Großmächten noch nicht als selbständige anerkannt worden waren, so konnte ich aus politischen Gründen nicht „kommandirt“, sondern durfte nur „privatim“ geschickt werden. Ich sollte daher als „Rentier“ Scheibert über den Ozean gehen.

General v. Prittwitz bedauerte bei meiner Meldung, daß er die 51 Punkte, die er gern beantwortet wissen wollte, noch nicht aufgesetzt habe. Ich meinte, da man das Vertrauen habe, mir ein so schwieriges Kommando

zu übergeben, man auch wohl den Rest meinem Eifer und meiner Einsicht überlassen könnte, was der General auch lächelnd zugab. Den Kriegsminister v. Roon traf ich, als er eben aus einer sehr heißen „Konflikts"-Sitzung herauskam. Ich merkte an der Erregung, die seine Hand noch zittern ließ, daß es arge Kämpfe gegeben haben mußte. Er wünschte mir Gottes Segen, wüßte aber noch nicht, woher er das Geld für mein Kommando nehmen sollte.

Ich war wegen meines Abschiedes und Passes in einiger Verlegenheit, da ich sofort abreisen mußte, nachdem ich mich nothdürftig bei „Landsberger" (etwa der heutigen „Goldenen 110") eingekleidet hatte. Die Zeit war nämlich zu kurz, um mir „Tailor-made"-Kleidung zu besorgen; ich war daher gegen alle meine Grundsätze leider genöthigt, fertige Sachen zu erstehen. Da ich beinahe 6 Fuß messe, so fanden sich nur hier und da Anzüge, die mir „allenfalls" paßten, und diese waren noch obenein von solchen miserablen Stoffen gefertigt, daß ich trotz meiner vier Anzüge im Felde aus einer Verlegenheit in die andere kam.

Als ich schon im Abtheil der Bahn saß, kam der Flügeladjutant Graf Finckenstein auf den Perron, brachte mir den Abschied unter Vorbehalt der Wiedereinstellung, den Kabinetspaß als „Rentier" Sch. und noch einen allergnädigsten Segenswunsch von Seiner Majestät, dem er die seinen hinzufügte. So war ich vollkommen vogelfrei, meiner Natur entsprechend, ohne Fesseln losgelassen.

Damals gab es noch originelle Menschen. In Minden — 10 Minuten Aufenthalt — traf ich den etwas verschrobenen Hauptmann Th., meinen guten Freund. „Wohin?" — „Nach Amerika!" — „Also doch! Ihr Fräulein Braut thut mir leid, werde ihr meine Theilnahme ausdrücken! A propos, ich habe hier ein Gesuch in meinem »lapidaren« Stile abgefaßt, das

müssen Sie hören!" — Mit lauter Stimme begann er nun ein aus der Brusttasche hervorgezogenes Aktenstück so laut vorzulesen, daß das Publikum uns bald umstand; wir flüchteten in den Wartesaal I. Klasse. Immer noch Tribünenvolk! Er zog mich nun in ein Gemach mit der Einladung auf der Stirn: „Für Herren!" und feuerte nun, während ich belustigt zuhörte, mit Stentorstimme los: „Excellenz, hochzugebietender Herr . . ." Da ertönte die Glocke zur Abfahrt und erlöste mich aus der drolligen Lage.

In London wohnte ich (auch auf der Rückreise) in einem urgemüthlichen boarding house im Panton Square und durchquerte die Riesenstadt auf Omnibus, Themse-Steamer und zu Fuß. Da sollte mir ein eigenthümliches Abenteuer passiren, das zeigt, wie vorsichtig man in London sein muß, da auch Heros von Borcke, dem bekannten Stabschef Stuarts, in jener Themsestadt etwas Aehnliches begegnet war.

In ganz unauffälliger Weise hatte sich ein anständig aussehender Mann mit Vollbart an mich gemacht und mir mehrere kleine Gefälligkeiten erwiesen. Als ich ihn eines Tages fragte, welches der nächste Weg zum Zoologischen Garten sei, erbot er sich, mich zu begleiten, schützte an einer Stelle großen Durst vor und ließ sich in einem anständigen großen Restaurant einen Sherry geben, während ich ein Glas Selterwasser genoß. Als wir einige Zeit geplaudert hatten, fuhr ein hocheleganter Tilbury, von einem silberstrotzenden Pferde gezogen, vor die Halle, während der geckenhaft aufgestutzte Besitzer leicht herunterssprang und in unsere Halle trat. Er setzte sich an einen entfernteren Tisch, ließ sich ebenfalls ein Glas Sherry geben, benahm sich sehr auffällig und warf der Kellnerin offenbar ein selten großes Trinkgeld hin, denn sie knixte mehrmals tief nieder. Mein Begleiter flüsterte mir leise zu:

„Eigentlich braucht man gar nicht in einen zoologischen Garten zu gehen, um merkwürdige Geschöpfe zu

sehen; fast noch interessanter als alle Thiere sind diese Abarten generis humani. Das vorliegende Exemplar ist nämlich eine Spezies, die in meinem Heimathlande Irland wächst, einer der reichen Dummköpfe, die jährlich einige Monate nach London reisen, um dort ihr Geld wegzuwerfen und, wie sie glauben, eine Rolle zu spielen. Ich werde Ihnen gleich eine Vorstellung mit ihm geben."

Mein Begleiter foppte ihn, und der Disput endete damit, daß auf 10 Pfund Sterling dahin gewettet wurde, daß der Fremde nicht einen Schilling auf 120 Yards zu treffen im Stande sei, wie er es zu können behauptete.

Beide holten ihre Wettbücher hervor und notirten sich gegenseitig die Wetten in die Tafeln. „Die Wette können wir sofort entscheiden, sagte der Fremde; mein Tilbury steht, wie Sie sehen, vor der Thür und ein mir bekannter Schießplatz liegt nicht weit von hier an der Churchstreet."

Mein Gefährte bat mich um Entschuldigung, daß er mich meinem Schicksal überließe, ich wäre aber nicht mehr weit von dem Thierpark entfernt. Damit empfahlen sich die beiden Wettlustigen und verließen den Salon. Doch gleich darauf erschien der Vollbart wiederum in der Halle und sagte lachend: „Entschuldigen Sie, mein Herr, daß wir Sie inkommodiren, wir hatten in dem Augenblicke vergessen, daß wir eines Unparteiischen bedürfen. Wollen Sie die Güte haben, uns zu begleiten und die Rolle eines solchen zu übernehmen? Die Sache ist in ein paar Minuten abgemacht, und zum Dank für die geopferte Zeit will uns der Herr nach ausgemachter Wette nach dem zoologischen Garten fahren."

„Sehr gern," sagte ich in voller Arglosigkeit und stieg mit in den eleganten Gig hinein, der uns mit Windesschnelle weit aus der Stadt hinaus an ein einsames, elend aussehendes Häuschen brachte. In diesem bediente ein junger, häßlicher Bursche uns als einzige Gäste. Während ich mit dem Vollbart in der Stube saß, ging

der Ire hinaus, um den „Schießplatz (!) zu bestellen“. Nach einiger Zeit kam er wieder und bedauerte sehr, daß eine Gesellschaft schon Besitz von demselben genommen habe.

„Schade,“ sagte der Irländer zu meinem Begleiter, „ich wette so gerne, und nun muß mir diese schöne Gelegenheit durch die Lappen gehen; aber ich habe hier noch eine Kegelbahn gefunden, vielleicht proponiren Sie mir dort etwas, ich bin auch ein ganz famoser Kegelschieber.“

Bald wurde denn auch irgend eine unmögliche Behauptung aufgestellt und wiederum eine Wette um zehn Pfund Sterling darauf basirt. Es dauerte nicht lange, so war die Bahn in Ordnung. Sie war nicht länger als eine größere Wohnstube; allein statt mit Kugeln wurde mit breiten, diskusartigen, sehr glatten Eichenholzscheiben geschoben, die flach auf dem polirten Boden dahinglitten. Bald waren die beiden Gegner im tollsten Wetten begriffen. Eine Zehnpfundnote (es mag wohl Zeitungspapier gewesen sein) nach der anderen wanderte aus der Tasche des Irländers in die des scheinbar riesig erfreuten Vollbartes, weil Ersterer unter aller Würde schlecht schob. Sobald dieser auf einige Minuten das Lokal verließ, versuchte ich, ein eifriger Kegelschieber, die mir noch unbekannte Art des Werfens und erzielte dabei vorzügliche Resultate. Der blonde Begleiter sagte:

„Sie schieben ganz brillant, Sie müssen auch mit dem Gecken Ihr Glück versuchen.“

„Einen solchen Tollhäusler zu schröpfen, ist Diebstahl,“ sagte ich ärgerlich.

In demselben Augenblick trat der Pseudoverschwender ein, und es war mir, als ob Beide einen Blick austauschten, den mein Begleiter mit Kopfschütteln erwiderte; doch im nächsten Augenblick glaubte ich mich geirrt zu haben. Jetzt drang seinerseits der Geck in mich, mit ihm einmal einen Gang zu machen.

„Nein, Sir," sagte ich, „offengestanden, schieben Sie mir zu schlecht, ich spiele nicht um Geld, es macht mir mehr Vergnügen zuzusehen."

„Mein Herr", erwiderte er, „Sie halten mich wohl nicht für einen Gentleman, daß Sie es verachten, mit mir um eine kleinste Kleinigkeit zu spielen."

„Meinethalben," sagte ich ärgerlich, „schieben wir um einen Schilling."

Jeder legte sein kleines Geldstück auf einen Stuhl, und er ließ mich gewinnen. Mir war die ganze Sache furchtbar peinlich, ich ließ deshalb das Geld unberührt liegen und sagte: „Quitt or double!" und ließ meine Scheibe senkrecht seitwärts der Kegel vorbeirollen, so daß sie keinen derselben treffen konnte, während er mit einem Wurfe alle Kegel umriß.

„So, nun behalten Sie Ihr Geld!" rief ich, nicht der Zuschauer achtend, die, etwa zehn bis zwölf an der Zahl, inzwischen eingetreten waren.

„Sie haben zwanzig Pfund verloren," sagte darauf sehr höflich der Irländer, indem er wohl mit gewandtem Auge den Inhalt meines Portemonnaies, in welchem sich siebzehn Pfund befanden, überschlagen hatte. „Wir haben ja die Summe ausdrücklich ausgemacht!"

Aergerlich wandte ich mich an meinen freundlichen Begleiter, doch auch der sagte ganz artig:

„Sie kennen unsere Spielregeln nicht oder müssen wohl falsch gehört haben, natürlich haben Sie zwanzig Pfund zu bezahlen."

Alle die Umstehenden drängten sich indeß dicht um mich herum und schrieen auf mich ein, daß ich die Summe herausgeben müsse. Wie Schuppen fiel es plötzlich von meinen Augen, und mit Wuth und Schrecken sah ich, daß ich mitten in einem Haufen schauderhafter Galgengesichter mich befand. Jetzt galt es vor allen Dingen, die zweitausendfünfhundert Thaler Reisegeld zu retten, die ich in Gold und Papier auf der Brust trug. Ich ließ deshalb

nichts von meiner Entdeckung merken, sondern sagte möglichst unbefangen und gleichmüthig:

„Ja, meine Herren, die Schuld ist die, daß ich noch zu schlecht englisch verstehe. Ich habe bei dem Wurfe ein Unglück gehabt, behaupte aber, daß ich mit dem kleinen Finger besser spiele als jener Herr, und wenn die Herren mir gütigst Platz machen wollten, würde ich mir bald neues Geld holen, um zu beweisen, daß ich meinen Gegner aus und in den Sack zu schieben vermag. In einer kleinen Stunde kann ich wieder zurück sein."

Nachdem ich den Inhalt meines Portemonnaies entleert hatte, ließ man mich nach heftigem Wortwechsel zwischen zwei Parteien, von denen die eine mich durchschaut hatte, doch schließlich aus der bereits verriegelten Pforte heraus, und ich eilte so schnell wie möglich zur Stadt und zur nächsten Polizeistation. Ich trug dem Detektiv meine Angelegenheit vor, die er zu untersuchen versprach. Er hat nichts gefunden, als ein von allem Material entblößtes leeres Haus.

Dennoch hatte diese Geschichte noch einen und zwar drastischen Schluß.

Als ich im November desselben Jahres aus Amerika zurückkam, wo ich gelernt hatte, unter fremden Leuten und in den mißlichsten Verhältnissen meinen Mann zu stehen, fühlte ich das Vertrauen in mir, selbst nur mit einem Messer bewaffnet einem ganzen Haufen solcher Schufte gegenüberzutreten. Eingeführt in den Guards-Club in London und in vornehmen Kreisen der Gesellschaft, die für General Lee und seine Rebellen schwärmten, machte ich auch die Bekanntschaft eines höheren Dirigenten der englischen Polizei. Ich trug ihm die Geschichte meines lächerlichen Unfalles vor, er aber beglückwünschte mich ernstlich, indem er sagte:

„Das sind mehr als Bauernfänger, mein Herr, das sind Mitglieder einer wohlorganisirten Räuber- und Mörderbande!"

„Wenn ich nun einen dieser Kerls wieder treffe?“ fragte ich ihn.

„So kann ich zu meinem Bedauern Ihnen nur den Rath geben, ihn laufen zu lassen. Wenn Sie nicht längere Zeit und viel Geld haben, den Prozeß zu verfolgen, der um so aussichtsloser ist, da Sie keinen Zeugen stellen können, strengen Sie lieber erst keine gerichtliche Verfolgung an. Und selbst wenn Sie den Prozeß gewinnen sollten, können Sie gewärtig sein, eines Morgens in Ihrem Blute zu liegen, denn diese weitverzweigte und, wie Sie selbst erfahren haben, ausgezeichnet organisirte Bande scheut keine Mittel, um ihre Opfer von der Verfolgung ihrer Mitglieder abzuschrecken.“

„Schade,“ sagte ich, „daß die Halunken so ganz ungestraft davonkommen sollten.“

„Je nun,“ fügte er lachend hinzu, als er meine Figur maß, „etwas könnten Sie schon thun, wenn Sie einen Ihrer guten Freunde wiedersehen sollten, und zwar ihm eine Ohrfeige geben, daß ihm Hören und Sehen vergeht; Gegenwehr wird er keinenfalls zu leisten wagen.“

Man lache nicht! Als ich wiederum die Fleetstreet entlang ging, dort wo der große Bogen diese Straße vom „Strand“ trennt, stand vor demselben Optikusladen, in welchem ich einst meine Brillenvorräthe ergänzt hatte, derselbe freundliche Vollbart und musterte scheinbar neugierig die im Ladenfenster ausgestellten Gegenstände. Ich raunte ihm ein „old chaf“ zu und freute mich zu sehen, mit welcher Eile er um die nächste Ecke lief und verschwand.

Der ganze aufständische Süden der konföderirten Staaten war bekanntlich von den Unionsflotten blockirt, so daß es nicht leicht war, in die Staaten zu gelangen. Manche ließen sich an der unteren Delaware-Bay nachts heimlich übersetzen, Andere, so mein späterer Kriegsgefährte,

Colonel Fremantle (von den englischen Coldstream-guards), landeten in Mexico und ritten von dort aus auf eigenem Pferde nach Virginien, und wieder Andere benutzten die gefährlichere Gelegenheit, mit einem Blockadebrecher nachts die Blockade zu durcheilen. Da dieses der kürzeste und billigste Weg war, so beschloß auch ich, ihn einzuschlagen, und wandte mich deshalb in London an den einer vornehmen südlichen Familie angehörigen politischen Agenten, Mr. Mason, der mir den Rath gab, mich nach New York zu begeben, dann den Dampfer zu benutzen, der von dort nach New Nassau (auf New Providence, der Bahama-Gruppe) fährt, und dann einen der vielen Dampfer zu besteigen, die die Blockade von Nassau aus meist in Charleston durchbrechen. Mr. Mason gab mir Empfehlungsbriefe an den Kriegssekretär Mr. Seddon mit, wie man überhaupt in den Südstaaten mit guten Empfehlungen so sicher reist wie in Rußland mit einem guten Ukas.

Ueber den Ozean. Am 15. Februar begann ich erwartungsvoll, wie wohl Jeder, der zum ersten Male das Weltmeer durchkreuzt, die Reise in das unbekannte Land und in das Toben eines mir fremden Kriegslebens. Auf dem tüchtigen Dampfer der Cunardlinie „Afrika" (Kapt. Moody), der uns nach stürmischer Fahrt (denn statt 10 fuhren wir 15 Tage) über Queenstown nach New York führte, schiffte ich mich ein.

Schon auf der Fahrt lernte ich im Umgange mit den Passagieren aus persönlicher Anschauung den tiefen Haß kennen, der damals zwischen „Nord- und Südländern", „Föderirten und Konföderirten" in hellen Flammen brannte. Bei einer so langen Fahrt löst schließlich die Langeweile die Zungen, trotzdem die Seekrankheit fast Alle in ihren Bann gezogen hatte. Scharf geschiedene Gruppen zweigten sich auf dem geräumigen Verdecke ab, und innerhalb dieser bildeten politische Gespräche den unversiegbaren Stoff.

Die wenigen Südländer, die obenein binnen kurzem in New York sich in feindlichem Gebiete wußten, pflogen eine heimliche, befangene Unterhaltung, während die „Unirten", so hießen die Nordländer, auf sicherem Boden sich fühlend, laute, ja geradezu herausfordernde Reden führten. Mir als völlig Neutralem wurde, da ich meine Absicht, in den Süden zu gehen, natürlich geheim hielt, wenig Aufmerksamkeit geschenkt, und so hatte ich Gelegenheit, an den beiderseitigen Fraktionssitzungen theilzunehmen. Nur am Schlusse meiner Reise entdeckte ich einem biederen deutschen Importeur, dem Kaufmann Caron aus Barmen, einem braven Christen, meinen Plan, um in New York Jemand zu haben, der, vertraut mit den Verhältnissen, mir mit Rath und That beistehen könne.

Was die Engländer an Bord anbetrifft, so bemerkte ich bald, daß die Offiziere, sowohl der Armee wie der Flotte, ebenso auch unser prächtiger Kapitän, stark mit den Südländern sympathisirten, während der industrielle Brite für den Krieg nur so weit Interesse hatte, als die Handelsbeziehungen in Frage standen.

Einen herrlichen Eindruck machte nach der anstrengenden, durch das Unwohlsein etwas vergällten Reise die Einfahrt in den durch seine landschaftliche Schönheit berühmten Hafen von New York. Die vom Ufer herabstarrenden Forts, auf die mich die Yankees, die auf dem Schiffe waren, voll patriotischen Stolzes und, wie mir schien, zugleich um mich gewissermaßen zu warnen aufmerksam machten, gaben schon einen Vorgeschmack des herrschenden Kriegszustandes. Die Stadt selbst zeigte das lebhafte industrielle Treiben des Friedens. Nur die Fahnen, die aus den Werbebureaus herabflatterten, sowie die riesigen Plakate, die — echt reklamenhaft — die Regimenter in den Himmel hoben, bei denen der Rekrut ein „jolly life", gute Behandlung und die sichere Aussicht auf „splendid victories" finden sollte, zeugten von dem Sturme, der durch den

Norden Amerikas fegte und der im grimmigen Bruderkriege die heiligsten Bande zerrissen hatte.

Was ich von der Armee sah, machte auf mich, den Zögling eines stehenden Heeres, natürlich einen sehr wenig imposanten Eindruck; einige ölgeleckte „swells“, die in irgend einem Militär-Bureau als Söhne großer Lichter ein sicheres Dasein führten, einige Schildwachen, die gähnend sich auf ihr Gewehr lehnten, die schloddrig herumflanirenden „volunteers“ sowie nachlässig einherschlendernde Patrouillen reizten mich damals zur Heiterkeit, bis ich mich daran gewöhnt hatte, Milizen vor mir zu sehen, die man mit anderem Maßstabe messen muß, als reguläre Truppen. An eins konnte ich mich allerdings nicht gewöhnen, an die sogenannten Zuaven-Regimenter der Yankees, die eines großen Ansehens — nicht etwa bei ihren Gegnern! sondern in der Stadt — genossen. Diese habe ich nie ohne inneres Ergötzen sehen können. Der Eindruck, den ich in New York von der Armee der zukünftigen Gegner empfing, war daher kein glänzender; er ist, wie wir sehen werden, auch später im Kriege kein erheblich besserer geworden.

Nach den Bahama-Inseln. Das Spionagesystem (immer blühend auf der Seite, die nicht viel leistet) blühte damals in New York in demselben Grade wie nach 1871 in Paris. Der Kaufmann Caron, der sich meiner in der liebevollsten Weise in New York angenommen, sogar sein Komtoir angewiesen hatte, mich mit Geldmitteln zu versehen, falls ich gefangen mittellos in New York anlangen sollte, warnte mich am Abend vor der Abreise, indem er mir mittheilte, daß ich dadurch verdächtig geworden sei, daß ich auf dem Dampfer „British Queen“ ein Passagebillet nach dem berüchtigten Schmuggelhafen New Nassau genommen habe; er bat mich dringend, etwaige Empfehlungsbriefe zu vernichten, ehe ich auf den Dampfer ginge. Ich versprach es ihm, um ihn zu beruhigen. Dann

nahm ich in der Nacht die hinter meiner Stubentapete verborgenen Briefe, ohne die meine Unternehmung ganz gescheitert wäre, zu mir und ließ mich von einem Neger nach dem Dampfer hinüberrudern, der mitten im Hudson lag.

Dem Kapitän eröffnete ich rückhaltlos die Absicht, meine Papiere in Sicherheit zu bringen. Er murrte etwas wie „neutral" in den Bart, wies mich aber an den Steward. Dieser, belebt durch ein angemessenes „cash", zeigte mir meine Kajüte, löste mit gewandter Hand eine Anzahl Nägel vom Sopha, und bald waren die Briefe in dem Pferdehaar verschwunden und alles wieder „fit" gemacht. Ich war diese Last los.

Nach Rückkehr in mein Hotel fiel mir ein, daß ein Mitpassagier, Mr. G., der mir den Eindruck gemacht hatte, wichtige Aufträge für den „Süden" zu haben, in meinem Hotel wohne. Ich klopfte an sein Zimmer, das mir erst nach längerem Zögern geöffnet wurde. Ich berichtete ihm die Warnung, erzählte ihm die Umstände meiner Befreiung und wies ihn darauf hin, daß das Dampferpersonal offenbar nicht sehr yankeefreundlich gesinnt wäre. Er wußte sich vor Dankbarkeit nicht zu fassen und hat mir diese in Richmond durch viele Hülfeleistungen lebhaft bewiesen. Er eröffnete mir später, daß er Träger der Baumwollenanleihe (des damals berühmten „cottonloan"), zwischen Frankreich, England und der Confederacy gewesen sei und sich lieber ins Meer gestürzt hätte, als ein Dokument aus der Hand zu geben, das die Weiterführung des ganzen Krieges möglich mache!

Die Warnung des Herrn Caron war nicht umsonst gewesen, ja deren Unterlassung hätte wahrscheinlich meiner Reise einen jähen Abschluß gegeben. Am anderen Morgen nämlich, als ich zum Dampfer übersetzen wollte, fielen mich einige Männer an, die sich als Polizei legitimirten, mich durchsuchten und natürlich außer Hotelrechnungen ꝛc. nichts fanden.

Zum tiefsten Ingrimm des Kapitäns, mit dem ich mich später sehr anfreundete, durchsuchten die Policemen das ganze Schiff von oben bis unten; ja der Polizeidampfer begleitete uns noch eine ganze Weile, bis der Kapitän ihnen ärgerlich zurief, daß ihre Grenze überschritten sei. Dann machten sie kehrt. Gleich darauf erschien mein gewarnter Mr. G. schwarz im Gesicht auf dem Deck. Die Kohlenschipper hatten ihn auf sein Gesuch in ein Loch hinter den Kohlen so schön versteckt, daß die Spürnasen ihn nicht entdecken konnten.

Die Parteigruppen auf der Fahrt nach den britischen Bahama-Inseln zeigten das umgekehrte Bild von dem auf der Tour nach New York; ging es hier doch in einen Hafen, der volle Partei für die „Rebellen" nahm. Die wenigen Yankees waren darum still und gedrückt, während die Südländer ihre Unterhaltung um so ungenirter führten, als die ganze Schiffsbesatzung begeisterte Anhänger der Konföderation war. Selbst das Kampflied der „Rebellen", das „Dixie-Lied" ertönte aus vielen Kehlen auf dem Verdeck.

Die Fahrt selbst war entzückend. Die von Tag zu Tag zunehmende Wärme, das erhöhte Leuchten des Meeres, die wunderbare Bläue des Golfstromes zeigten, daß wir uns schnell der heißen Zone näherten. Schon nach viertägiger Fahrt liefen wir, abends bei Laternenschein, in den Hafen von New Nassau ein, um am anderen Morgen mitten unter den Wundern einer tropischen Welt zu erwachen. Dies Erwachen war durch die Freundlichkeit des Kapitäns, der mich schon durch die Schenkung von Russels berühmten Kriegserinnerungen zu Dank verpflichtet hatte, besonders reizvoll. Er hatte mich nämlich eingeladen, auf dem Sopha unmittelbar an den Fenstern seiner im Heck des Schiffes gelegenen Kajüte zu schlafen, und ermahnt, frühmorgens aus den Fenstern hinab in das Wasser zu blicken. Das war allerdings ein bezaubernder Anblick! Das in reinstem Smaragdgrün

schimmernde Wasser sah aus wie ein Aethermeer, in dem die bunt bemalten, von Negern geführten Gondeln wie in der Luft zu schweben schienen, während weiterhin das Meer in allen Farben glänzte und drüben sich Palmen über der in der Morgensonne sich spiegelnden weißen Stadt wölbten.

Das Jahr 1863 war für New Nassau auf New Providence ein unvergeßlich wichtiges, indem der in diesem Jahre zur höchsten Blüthe gelangte Blockadehandel dem Hafen eine Bedeutung gab, die er nie gekannt hatte, auch wohl niemals wieder erfahren wird. Das Leben und Treiben war großartig. Schnellfahrende, für jeden Preis aus England und Schottland erstandene Dampfer vermittelten den Verkehr zwischen den blockirten Häfen: Charleston, Wilmington, Savannah, Mobile, New Orleans ꝛc. und den belebten Schmuggelhäfen: Havanna, New Nassau und St. Georges (auf den Bermudas). Segelschiffe und Frachtdampfer brachten die Waaren von dort nach Europa und umgekehrt. Händler, Agenten, Juden, Schiffsvolk, Abenteurer und Schwindler belebten diese sonst so stillen Häfen, in denen jetzt das Geld in großen Mengen umherrollte; denn der Blockadeverkehr warf einen enorm großen Gewinn allen denen in den Schooß, die etwas Wagemuth hatten. Die von Europa eingeführten Sachen wurden im Süden zu drei- und vierfachen Preisen verkauft, während die ausgeführten Waaren, die, im Süden unnütz lagernd, für ein Spottgeld zu haben waren, in Europa ebenfalls erheblichen Gewinn erzielten, so daß ein Dampfer, der einmal glücklich aus- und einlief, sich schon bezahlt und den Unternehmer zum reichen Manne machte. Man kann sich denken, wie hitzig die geldgierige Welt sich um diesen Goldbrunnen scharte.

Die Technik des Blockadebrechens bestand im Wesentlichen darin, sich in monddunkler Nacht durch die Schiffe

der Blockadeflotte (siehe Skizze 2, Charleston) hindurch zu winden und in einem der im Frieden durch Tonnen und Seezeichen bezeichneten, im Kriege durch Peilung ꝛc. zu findenden Kanäle mittelst bester Lootsen den Weg in den Hafen zu suchen. Diese Kanäle sind äußerlich nicht sichtbar, da sie durch die mehrere Meter unter dem Wasserspiegel befindlichen Bänke führen. Fährt sich der Dampfer auf einer der Sandbänke oder einem der falschen Kanäle derart fest, daß er bis zum Morgengrauen sich nicht losgearbeitet hat, so ist er verloren, und es bleibt der Mannschaft nichts übrig, als sich auf den zahlreich angehängten Booten zu retten und so viel der werthvollen Ladung zu landen, als nur irgend möglich ist.

Soll das Wagestück gelingen, so muß der Kapitän kaltblütig sein und, besonders wenn die Blockade passirt wird, selbst im Feuer nicht die Gangart beschleunigen, ehe er sich nicht in dem richtigen, genau bekannten Fahrwasser befindet. Ist dieses gefunden, so ist die Hauptgefahr überwunden, denn die Lootsen, die das Fahrwasser wie ihre eigene Stube kennen, führen nun das Schiff fast unfehlbar in den sicheren Hafen. Da es unausführbar ist, eine ganze Blockadeflotte aus Dampfern ersten Ranges zusammenzusetzen, man jedoch zu Blockadeläufern nur hervorragende Rennmaschinen nehmen kann und wird, so ist eine Jagd ausgeschlossen; in der Dunkelheit ist überdies bald jede Spur verloren. —

Vor meiner Abreise folgte ich der Einladung des englischen Offizierkorps, eine Uebung der Eingeborenentruppen mit anzusehen. Eine Kompagnie des 2. Westindischen Regiments, Neger in kleidsamer Zuaventracht, machte einige Uebungen, die durch die Gleichmäßigkeit der Ausführung in der That Staunen erregen mußten; es waren Gewehrübungen, die die Elastizität der Neger in schönstem Lichte erscheinen ließen; von dem Offizierkorps wurde ich in liebenswürdigster Weise auf-

genommen. Ich blieb den Abend in dem Casino (Meß) in dem gastfreundlichen Kreise.

Blockadebruch. In dem Drange, möglichst schnell an den Ort meiner Bestimmung zu gelangen, betheiligte ich mich nicht an den lebhaften Debatten über die Vorzüge dieses oder jenes Blockadeschiffes, sondern nahm Passage auf dem ersten der „Blockaderunner", der den Hafen verließ. Dies war die „Flora", ein Doppelschrauber, ein Typ, der damals erst aufkam. Das Schiff war, um event. über Sandbänke laufen zu können, flach gebaut und lief etwa 14 Knoten. Wie alle Blockadebrecher war es von der Größe eines Doverdampfers und ebenso wie alle Fahrzeuge dieser Gattung weiß, leicht mit Grün gebrochen, angestrichen, damit es vom Schaum der Wogen möglichst wenig absticht. Der Schornstein hatte einen Rauchverzehrer und Vorrichtungen, daß kein Funke herausfahren und die Lage des Fahrzeuges verrathen konnte.

Für 400 Mark in Gold erstand ich mir auf diesem Schiffe das Recht, zwischen Waarenballen liegen, warmes schmutziges Wasser trinken und an der frugalen Schiffskost theilnehmen zu dürfen.

Der Kapitän war im Gegensatz zu den feinen Gentlemen, die ich überall auf englischen Steamern gefunden hatte, ein ungeschliffener Geselle; dabei klein und untersetzter Statur. Er hatte erfahren oder vielleicht gar nur vermuthet — denn dieser barsche Herr war, wie man es so oft bei solchen Polterern vorfindet, eine Angstnatur —, daß zwischen Abaco und Eleuthera Unionskreuzer nach Beute spähten. Unser Dampfer war daher schon in der Nacht zwischen zwei Felsinseln in sicheres Versteck gebracht worden und fuhr unter Führung eines Bahamalootsen nun quer durch die berüchtigten Bahamaklippen, durch hochinteressante Felsbildungen, Riffe, Brandungen, wobei wir zufällig unmittelbar nördlich von Salvador,

der Insel, auf der Kolumbus bekanntlich landete, vorbei in den Ozean fuhren. Natürlich sah ich mir diese welthistorische Stätte genau an.

Wir hatten erfahren, daß 17 feindliche Kriegsschiffe den Hafen von Charleston umlagerten. Drei Tage fuhren wir in einem gräßlichen Wetter in der Jolle auf dem Meere herum; ich meist seekrank. Am Abend, ehe wir die Blockade durchbrechen wollten, lagen wir still im ruhigen Meere, natürlich außerhalb des Gesichtsfeldes der Blockadeflotte. Der Kapitän und der erste Offizier versuchten die astronomische Aufnahme zu machen; der Lootse sah spöttisch zu, weil er gleich mir bemerkte, daß der Kapitän nicht mehr recht sicher im Kopfe und der andere Offizier offenbar unfähig war, irgend einen Kurs zu berechnen. Die Sache löste sich denn auch in eine furchtbare Zankerei zwischen den beiden Geistern auf. Als der Lootse nun aber energisch darauf drang, zu wissen, wo er sei, um die schwierige Aufgabe zu lösen, den Hafen zu finden, ließ der Kapitän peilen, fand 31 Faden, holte die Karte, zeigte kategorisch auf einen Fleck im Golfstrom, auf dem zufällig die Zahl 31 stand und sagte: „Here are we, pilot!“ Der warf mir einen Blick der Verzweiflung zu, sagte aber nichts.

Mir war die Sache natürlich auch fatal, ich legte Empfehlungsbriefe und Säbel zum Versenken zurecht, um wenigstens als Privatmann gefangen zu werden, da mein Paß ja auf „Rentier Sch.“ lautete.

Gegen 7 Uhr, mit einbrechender Nacht, setzte sich das Schiff, das etwa 8 bis 10 englische Meilen vom Ufer entfernt lag, nach Westen zu in Bewegung. Es wehte eine starke Brise, dabei war es ein wenig neblig. Von Zeit zu Zeit wurde von den in den Davits hängenden Booten aus gepeilt. Kapitän und Lootse knurrten sich fortwährend an; ersterer von Zeit zu Zeit sich aus der Whiskyflasche stärkend. Als die Lothungen $4^1/_2$ Faden ergaben, sagte der Lootse: „Ich glaube wir

sind nördlich von Charleston", und kommandirte die Richtung SSW, dem Uferlaufe folgend. Kaum waren wir jedoch einige Minuten gefahren, als plötzlich der look-out laut ausrief: „Kanonenboot, Kanonenboot!"; in demselben Augenblicke krachte mit hellem Lichtblitze aus einem Schiffe, das an unserem Steuerbord sichtbar wurde, ein schweres Kaliber los, und eine Granate schwirrte über uns weg. Wir drei, der Kapitän, zu Tode erschreckt, der Lootse und ich, standen auf der Kommandobrücke, von der der Erstere mit dumpfem Falle auf das Verdeck niederkam. „I hope he broke his neck!" brummte der Lootse, den im ersten Augenblicke der Schreck auch das Treppengeländer hatte ergreifen lassen. Leider war der Wunsch des Lootsen nicht in Erfüllung gegangen, denn der Kapitän hatte noch so viel Luft, daß er das unglücklichste Kommando, das denkbar war, laut brüllen konnte: „Volle Kraft!" Da auch der sonst so verständige Steuermann einen Augenblick den Kopf verloren hatte, so rasten wir steuerlos herum; jedoch gelang es dem Lootsen und mir, die Leute zu beruhigen, die auf ihre Posten zurückkehrten, doch leider nicht den Lauf des Schiffes zu verlangsamen vermochten. Offenbar waren auch die Maschinisten (alle Civilisten und keine Kriegsleute) begierig, möglichst schnell aus dem Bereiche der Kanonen zu kommen, und ließen trotz aller Reden das Ding laufen.

Was zu erwarten war, geschah denn auch bald; wir fuhren mit furchtbarem Rucke auf die Sandbank auf und zwar so fest, daß beide Maschinen sich vergeblich bemühten, uns abzubringen. Die Rippen knarrten verdächtig, die Wellen spülten Alles, was nicht fest war, ab oder rollten die Sachen auf dem Verdeck umher. Wir hingen alle in den Wanten. Inzwischen war die Flotte durch den ersten Schuß lebendig geworden; Raketen und Scheinwerfer durchsuchten die Oberfläche der See; allein man schien uns bei dem etwas nebligen Wetter nicht finden zu können, denn die Schüsse, die man

in unsere Richtung sandte, gingen weit über uns weg, weil man wohl vermuthete, daß wir der Küste zuführen.

Ich hatte nur die eine Furcht, unser Schiff würde bei der Wucht der Wellen brechen; die Matrosen jedoch meinten, das Schiff wäre ganz neu und hielte die Stöße aus; sie hatten dagegen eine schreckliche Angst vor den Kanonen, von der ich sie aber befreien konnte, da ich deutlich sah, daß man uns in einer anderen Richtung vermuthete. Bei allem Pech hatten wir aber andererseits das große Glück, bei Ebbezeit festgefahren zu sein. In der That wurden wir mit der Fluth wieder frei. Wir hatten uns aber in der Katastrophe so gewendet und gedreht, daß der Lootse in der stockdunklen Nacht augenblicklich ohne bestimmte Direktion war. Unter mäßiger Geschwindigkeit, immer unter dem Grollen der Geschütze und dem Leuchten von Raketen und Blendlichtern, suchte der Lootse nun weiter. Als er aber merkte, daß er in eine Sackgasse gerathen sei, wir auch wieder aufstießen, verließen den Kapitän seine Nerven. Mit schrecklichen Flüchen auf den Lootsen, der sein Amt nicht verstände, kommandirte der betrunkene Mensch: „NO! Ganze Kraft!" „Wir müssen aus der verd . . . . . Blockadeflotte heraus!" Damit ging er in die Kajüte, wo die Karten lagen, und vergeblich suchte der Lootse ihn zum Umkehren zu bewegen. Mir sagte mein Laienverstand, daß Umkehren die Sache aufgeben hieße, und als auch der alte Steuermann mich noch dadurch reizte, daß er sagte: „Nun kehren wir wieder nach New Nassau zurück" riß mir die Geduld, meine ruhige Ueberlegung war zu Ende. Ich ging (übrigens der einzige Passagier außer zwei vor Angst halbtodten Juden) furchtbar erregt in die Kajüte. Was ich gesagt habe, weiß ich nicht, genug, ich warf dem Kapitän seine Feigheit vor und bewog den Lootsen, der nur zu willig war, sofort umzukehren, was auch geschah, da außer dem Kapitän Alles nach vorwärts drängte. Nachdem wir glücklich ein Stück westwärts gekommen und offenbar im

Fahrwasser waren, tobte der Kapitän plötzlich gegen mich los, was man ihm keineswegs verdenken konnte. Der dankbare Steuermann aber nahm mich bei Seite, zeigte mir eine Taukammer und sagte: „Riegeln Sie sich dort ein, Sie kennen den alten Bärbeißer nicht, den haben Sie tödlich beleidigt, und er thut Ihnen irgend etwas Böses an!“ Ich hörte denn auch den Kapitän fortwährend fluchen und rufen: „Where is the damned captain!“ (so wurde ich genannt). „I must kill him!“, doch allmählich wurde es still. Wir hatten Anker geworfen!

Als die Sonne etwa um 5½ Uhr aufging, entstieg ich meiner Kammer, in der ich vorzüglich geschlafen hatte, und sah den von der Nachwirkung der Angst und des Whisky halb gebrochenen Kapitän mit dem Lootsen auf Deck sitzen. Alles war in Grau gehüllt; allmählich hob sich der Nebel, und vor uns wurde ein Koloß sichtbar. Doch nicht ein Schiff? Nein, es war Fort Moultrie am Hafen von Charleston. Gott sei Dank! entquoll es meinem Herzen.

Doch sollte die düstere Nacht noch ein heiteres Nachspiel haben. Der Kapitän, wohl um dem gaffenden Publikum, das das Schießen in der Nacht gehört hatte, zu beweisen, welch tapferer Führer das Schiff durch die Gefahren gebracht habe, auch wohl, um der ihn verachtenden Mannschaft zu zeigen, daß er noch immer kommandire, nahm dem Lootsen das Kommando aus der Hand; aber wohl noch völlig im „Schleier“, verwechselte er Rechts und Links und rief dicht neben einer alten spanischen Brigg vorbeigleitend: „Back=(statt Steuer=)Bord!“ und fuhr dem alten Kasten hinten so in den Stern, daß von vier seiner in den Davits hängenden Booten die Splitter wie von einem Schindeldache hinunter stäubten; zugleich fuhr er ein neues Sportboot mit allen fünf Mannen in den Grund, so daß die Ruderer mit Mühe gerettet wurden. Der Blick, den er mir seitwärts zuschielte, entschädigte mich für die Drangsale der Nacht. Der Humor lag in der ganzen Vorgeschichte und wirkte erschütternd.

In Charleston. Ich landete am 15. März. Am Mittag dieses Tages war ich schon auf das Liebenswürdigste vom General Beauregard empfangen und als „Volunteer" in dessen Stabe angestellt. Mein nächster Gang war zum Bankier, um das Geld, das ich um den Leib geschnallt trug, loszuwerden. Mr. Trenholme (später Finanzminister der konföderirten Staaten) war zugleich Rheder der „Flora" und empfing mich mit einer Fülle von Danksagungen; ich hätte durch meine Thatkraft gegenüber dem sinnlos betrunkenen, sonst tüchtigen Kapitän das Schiff einbringen helfen, der Lootse und Steuermann hätten mein Lob gesungen. Ich lehnte seine Anerbieten ab, bat ihn, nur mein Geld zu verwalten, was er in sehr liberaler Weise gethan hat; ich wäre wahrscheinlich nicht glatt aus Amerika weggekommen, wenn ich auf eigene Verwaltung angewiesen gewesen wäre.

General Beauregard übergab dem liebenswürdigen Kapitän Chisholm die Fürsorge für meine Instruktion und mein Fortkommen. Dieser stellte mir sofort Pässe, Ruderboot und Reitpferd zur Verfügung, so daß ich Gelegenheit hatte, die Festung in ihrem ganzen Umkreise kennen zu lernen. Leider wurde mir als Fremdem nicht gestattet, was ja selbstverständlich war, die Pläne in den Bureaus zu kopiren. Ich war daher auf die Seekarte angewiesen, in die ich die neu geschaffenen „improvisirten" Werke eintrug, und zwar mit Hülfe eines sehr praktischen Reflektors, den ich mitgebracht hatte und mit dem ich später auch die feindlichen Batterien ꝛc. eintrug.

Ich besuchte Fort Sumter und mehrmals das in der vordersten Front liegende, ebenfalls „improvisirt" gebaute Fort Wagner, dessen Erbauer mich liebgewann und mich in alle Details der Befestigungen und deren Armirung einweihte. Ich sollte den braven, treuen Kapitän Cheves, der in der Belagerung fiel, später nicht wiedersehen!

Die Stadt Charleston hatte damals gegen 40 000 Einwohner und einen ziemlich lebhaften Blockadehandel. Auf die damaligen Befestigungen des berühmten Hafenplatzes werden wir bei der Darstellung der Vertheidigung der Festung näher eingehen. Wer in jener Zeit die Blätter der Föderirten gelesen hatte, mußte sich einbilden, daß die Bewohner von Charleston rabiate Leute sein müßten, die den Krieg mit Gewalt und in wilder Wuth vom Zaune brachen. Der Kontrast zwischen dieser Vorstellung und der Wirklichkeit war in der That ein so verblüffender, daß man aus dem Staunen nicht herauskam. Man denke sich gemüthliche, höfliche, etwas altfränkisches Wesen zeigende Leute, die in gutmüthigster Weise dem Fremden entgegenkommen, sich in nüchterner Weise über den Krieg äußern, dabei den einfachen frommen Sinn der Väter bewahrten, so daß ich binnen Kurzem mich recht wohl in den Kreisen der Bevölkerung fühlte. Ich besuchte auch den deutschen Klub, dessen interessantestes Mitglied der (heute, 1901, dort noch amtirende) Pastor Müller war. Ihm verdanke ich viel für das Verständniß der Sklavenfrage, die damals noch alle Gemüther bewegte. Ich fand hier endlich Jemand, der, ein echter Christ, ein guter Deutscher und gebildeter Mann, mitten in der Wirklichkeit seit Jahren gelebt hatte, der also aus eigenen Erfahrungen und nicht, wie die damaligen nordamerikanischen oder gar die deutschen Schriftsteller, seine Vorstellungen sich aus den Fingern gesogen oder seine Weisheit gar der elenden Sensationsschrift der Mrs. Beecher-Stowe entnommen hatte. Er kannte die Dinge aus jahrelangem Selbsterlebten. Sein Urtheil war ein um so freieres, als er die Neger auch in den Freistaaten studirt hatte. Hier ist nicht der Ort, die sehr lehrreiche Sklavenfrage zu erörtern; nur so viel kann ich sagen, daß der Pastor seine Auseinandersetzungen mit der Versicherung schloß: „daß die Neger in den Südstaaten allen Grund hätten, Gott auf den Knieen

zu danken, daß er sie in die Hände dieser humanen, frommen und für ihr Wohl wie ihre Erziehung sich redlich mühenden Angelsachsen gegeben habe" — ein Urtheil, das ich nach einjährigem Studium der Sachen nur bestätigt fand.

Nach Richmond. So interessant die Dinge in Charleston waren, so fand ich dort doch nicht, was ich suchte und suchen sollte: nämlich Krieg und Kriegserfahrung. Hier war Alles ruhig, im Norden dagegen donnerten verlockend die Geschütze, und wenn mein Kommando einerseits auf Charleston lautete, so waren mir andererseits die Grenzen doch so weit gesteckt, daß ich es in Gottes Namen wagen konnte, mich ins Feld zu begeben, ohne eine Pflicht zu verletzen.

Die Eisenbahnfahrt nach Richmond war zugleich eine Erfahrung. Im Süden gab es so gut wie keine technischen Werke, nur kleine Werkstätten. Infolgedessen war von Beschaffung neuer Wagen ꝛc. keine, von Reparaturen nur wenig die Rede. Was an rollendem Material vorhanden war, wurde einfach todt gefahren. Die Wagen waren ähnlich gefüllt wie die Berliner Vorortzüge am Sonntag. Welch herrliches Vergnügen es daher machte, zwei Tage und zwei Nächte hindurch auf diesen Karren zu ruddeln, in denen natürlich von „Klassen" keine Rede war, kann sich Jeder ausmalen. Man löste sich in der Beziehung ab, daß in der Nacht immer ein Drittel auf dem Boden liegen durfte, der dadurch allerdings nicht reinlicher wurde, daß der Südländer das Tabakkauen damals mit Vorliebe betrieb. Die Langsamkeit der Fahrt war durch Regierungserlaß auf 20 Kilometer pro Stunde festgesetzt, um Unglücksfälle zu verhüten und das Material zu schonen. Morgens, mittags und abends hielt der Zug an Schuppen („Shanties") an, in denen man gegen Erlegung eines Dollars das betreffende Mahl in ziemlich guter Zurichtung erhielt.

Ich brauche wohl kaum zu versichern, mit welcher Freude alle Reisenden die gleich Rom auf sieben Hügeln erbaute Hauptstadt der Konföderation begrüßten. Sie war nicht nur Mittelpunkt der Regierung und der Verwaltung des für die Zahl der Bewohner der abgefallenen Staaten fast übergroßen Heeres, sondern auch der Sammelpunkt aller Werkstätten, Fabriken, Arsenale, Gießereien ꝛc. Die Energie des Widerstandes, die sich in diesen meist erst während des Krieges entstandenen Etablissements wiederspiegelte, machte mir fast ebenso großen Eindruck, als später die kräftigen Anstrengungen der kleinen Armeen, das Feld gegen einen numerisch übermächtigen Feind zu behaupten.

Um beurtheilen zu können, mit welchen Schwierigkeiten und Hindernissen die Regierung zu kämpfen hatte, muß man erwägen, daß sogar die Instrumente zur Anfertigung der Maschinen erst durch die Blockade gebracht und die Techniker zum größten Theile erst angelernt werden mußten, um Waffen zu fertigen. Zur Herbeischaffung des Rohmaterials wurden alte Bergwerke in Betrieb gesetzt, neue geöffnet, Essen gebaut und Hochöfen errichtet, um das Erz zu fördern. Intelligenz, Opferwilligkeit und Eintracht hatten solche Riesenarbeit zu Stande gebracht. Schon im Herbste 1862 vermochte Richmond, die dort üblichen Kaliber, 12pfündige bronzene Napoleon-, 3- und 7pfündige gezogene (Bruck-) Geschütze, sowie 10- und 15pfündige Columbiaden zu gießen und die (Vorderlader-) gezogenen Gewehre und Munition selbst herzustellen.

Natürlich nahm ich die Gelegenheit wahr, unter Benutzung der Empfehlungsschreiben und unter Beihülfe des Herrn Girardey, den ich in New York gewarnt hatte, mich mit einigen leitenden Persönlichkeiten in Verbindung zu setzen. Der Kriegssekretär Seddon sowie der Sekretär des Innern Benjamin besprachen mit mir offenherzig den Zustand der Dinge und der Armee. Von Ersterem

erhielt ich auch auf Grund der guten Empfehlungen, die ich mitbrachte, ein Einführungsbillet an den General R. E. Lee. Mein eigentliches Ziel war, offen gestanden, die Mississippi-Armee, da ich besonders gute Empfehlungen für General J. O. E. Johnston, einen der besten Generale der Südstaaten, hatte. Ich wollte der Virginien-Armee bei Fredericksburg nur einen flüchtigen Besuch machen.

Als Ingenieuroffizier interessirte ich mich natürlich sehr für ein Bauwerk, auf das die Erbauer sehr stolz waren, das Fort „Drewry Bluff", von den Nordländern ehemals „Fort Darling" genannt. Es liegt am James-Flusse einige Meilen abwärts von Richmond und beherrscht (etwa 25 Meter über den Wasserspiegel sich erhebend) den Fluß. Die nach dorthin gelegene kurze Linie des winzigen Forts war durch 10 Centimeter dicke Platten von Schmiedeeisen verstärkt, die auf eine schräge Balkenwand aufgenagelt waren. Die beiden Geschütze feuerten durch Scharten. Die kleine Besatzung bestand aus ehemaligen Marinesoldaten; Kommandant war Kapitain S. S. Lee, Bruder des Kommandirenden der Virginien-Armee und Vater des Generals Fitz Lee, der mich überaus liebenswürdig aufnahm.

Das freundliche Anerbieten des Chefs der Ingenieure, Colonel Gilmore, zu etwaigen Ausflügen sein sehr schönes Pferd benutzen zu dürfen, nahm ich mit Freuden an und gebrauchte diese Erlaubniß alsbald, um mit dem Colonel Smith (Chefingenieur beim Stabe Lees) und den Ingenieurkapitän Douglas, die sich liebenswürdigerweise zur Führung erboten, den berühmten sieben Schlachtfeldern um Richmond einen Besuch abzustatten.

Im Allgemeinen war ich bereits einigermaßen unterrichtet durch ein früheres Studium der Schrift des Comte de Paris über den Krieg und der Tagebücher des „Times"-Korrespondenten W. Russel. Die klaren Schilderungen meiner Begleiter, der beiden Mitkämpfer aus

jenen Tagen, machten mich aber erst ganz heimisch in diesem Gelände und in den Vorgängen, die sich dort vor einem Jahre abgespielt hatten.

In frühester Morgenstunde saßen wir im Sattel und ritten zuerst nach Mechanicsville, wobei wir den träge durch morastige Wiesen sich dahin wälzenden Chickahominі überschritten, der ebenso wie zur Zeit der Schlachten die niederen mit höchst malerischem Baumwuchs bestandenen Wiesen in einer Breite von etwa 200 bis 300 Metern überfluthete. Das Land nördlich dieses Flusses, auf dem sich die Schlachtfelder von Mechanicsville (26. Juni), Gaines Mill und Cool Harbour (27. Juni) befinden, erhebt sich in flachen Wellen etwa 20 bis 40 Meter über das Thal. Nur nach dem Flusse zu sowie nach einigen Wasserläufen hinab, die senkrecht zum Chikahominy das Gelände tief durchschneiden, fallen die Plateaus schroffer, doch nicht über 12 Grad ab. Diese Läufe (Creeks), wie Beaverdam, Powhito, Goodleyhoole ꝛc., gaben den Unionisten vielerlei Gelegenheiten, Defensivstellungen einzunehmen. Mit Stolz zeigten mir aber meine liebenswürdigen Begleiter die Stellen, an denen diese Hänge von den Konföderirten mit Sturm genommen worden. Die Sicherheit, den Feinden moralisch überlegen zu sein, spiegelte sich schon in den Berichten der beiden Zeugen der Kämpfe ab.

Für den Offizier, der nur Friedensdienst gesehen hatte, wirkten die aus unmittelbarer Anschauung hervorgegangenen Schilderungen auf den Schlachtfeldern selbst, auf denen der Kampf getobt hatte, fast berauschend. Uebrigens boten auch die Felder noch genug der frischen Erinnerungen an jene Tage des Ringens. Das ganze Land war noch besät mit Zeugresten, Tornistern, Lederzeug und zerbrochenen Waffen, die von der Auflösung der feindlichen Armee eine beredte Sprache redeten, während schreckliche Miasmen die Luft verpesteten. Die dünn gesäte Bevölkerung war nicht Herr dieser Plage

geworden. Nur Schweine trieben sich grunzend auf der Ebene herum, oft an den flachen Gräbern wühlend und an Leichen nagend, die mit entstelltem schauerlichen Ausdrucke den Vorbeieilenden anstarrten. Die Nordländer hatten in jenen Tagen nicht Zeit gefunden, ihre Todten tief genug zu bestatten.

Nachdem ich genügend über die Vorkommnisse der ersten Schlachttage unterrichtet worden war, bei deren Herzählung mit besonderer Verehrung der Anordnungen Lees und der Thaten Stonewall Jacksons, der vom Virginien-Thal herbeigeeilt war, gedacht wurde, überschritten wir auf den von McClellan erbauten sogenannten „Yankee-Brücken", die knüppeldammartig etwa 500 Meter lang über die Wiesen und Moräste des hier breiter werdenden Flusses führen, wiederum den Chickahominy. Wir gelangten so zu den Orten: Savage-Station und Seven Pines, in deren Nähe die Schlachten am 29. und 31. Juni geschlagen worden waren.

Ich bemerke noch, daß die Wälder, alle ohne Unterholz, gut passirbar waren, doch die Wege so tief lagen, daß wir oft viele hundert Meter lang durch knietiefes Wasser ritten. Dies war auch der Grund gewesen, daß die Konföderirten zu ihrem großen Leidwesen bei Seven Pines keine Geschütze hatten heranbringen können. Leider wurde mir nicht gestattet, die Pläne zu kopiren; ich mußte mich auf Tagebuchnotizen beschränken, doch sind jetzt in den offiziellen Werken der Unionsregierung die gemachten Anlagen veröffentlicht worden.

2. Bis Chancellorsville (April).

Erster Besuch im Hauptquartier des Generals R. E. Lee. — Der Stab. — Die Armee. — Fredericksburg. — General Lee. — Im Hauptquartier des Generals J. E. B. Stuart.

Erster Besuch im Hauptquartier des Generals R. E. Lee. Nach einer Reise von acht Stunden, deren Annehmlichkeiten ich schon beschrieb, begleitet von Colonel Smith, mit dem ich vor Kurzem die Schlachtfelder um Richmond beritten hatte, gelangte ich am 8. April in überfülltem Coupé nach Hamilton Crossing, nahe dem Rappahannock und etwa in die Mitte des Winterlagers der konföderirten Armee. Smith miethete daselbst einen Maulthierkarren, auf den wir unser winziges Gepäck — meines wog nur zwanzig Pfund — aufluden, und nun über Stock und Stein, durch Bäche und Klüfte, über feste Wurzeln und gebrechliche Stege an einem Plätzchen im Walde ankamen, auf dem fünf einfache kleine Kavalleriezelte mit daran gebauten Holzschornsteinen sich um eine konföderirte Flagge scharten. Das war das große Hauptquartier!

Der General R. E. Lee war nicht anwesend; er lag krank am Lagerfieber in eines Farmers Hause in der Nähe, ließ mir jedoch auf meine Empfehlungsbriefe hin die überaus freundliche Einladung zugehen, während der Zeit seiner Krankheit sein Zelt zu benutzen. Zugleich erhielt ich die mich sehr niederschlagende Bitte des Generals übermittelt, nur so lange im Hauptquartier zu bleiben, bis ich mir die Armee angesehen und der General mich persönlich kennen gelernt habe, dann aber mir ein anderes Quartier zu suchen.

Major Venable, der mir die Bitte in zartester Form vortrug, bemerkte mir, daß ich das Verlangen des Generals durchaus nicht übel nehmen dürfe, da der Krieg

ein so ernster sei und der General sogar dem allseits hochgeschätzten und für die konföderirte Sache sehr eingenommenen Korrespondenten der „Times", Mr. Lowley, den Aufenthalt im Hauptquartier verweigert habe.

Da ich inzwischen wahrgenommen hatte, daß in Virginien die Hauptschläge des Krieges fallen würden, und ich wußte, daß ich hier in der wildfremden Armee keinen zweiten Empfehlungsbrief zur Verfügung hatte, so fühlte ich mich etwas verlassen. Doch guter Humor half mir bald über die trüben Stimmungen hinweg, und binnen Kurzem hatte ich mich mit dem prächtigen Stabe, mit dem ich später noch viele Monate schwerer Zeiten durchleben sollte, befreundet.

Der Stab. Wenn ich diesen meinen Lesern vorstelle, so habe ich vorher zu bemerken, daß er bis auf einen Offizier aus Männern aus dem Civilstande bestand, daß also wie bei fast allen Stäben dieser Armee auch hier die Stäbe gar keine Einwirkung auf die Pläne der Führer hatten; sie waren lediglich Adjutanten und Sekretäre.

An der Spitze des Stabes stand General Chilton, ein etwas kränklicher, stiller Mann, der, wenn auch der regulären Armee entwachsen, nur Bureaugeschäfte verwaltete.

Anders war es mit Colonel (später General) Long, der früher Artillerist und ein so tüchtiger Soldat war, daß General Lee die Pläne meist mit ihm durchsprach. Er war ein sehr liebenswürdiger Offizier, der mich stets unterrichtete, so weit die Diskretion es erlaubte. Da nach dem Kriege General Lee starb, ehe er die Absicht durchführen konnte, die Feldzüge zu beschreiben, so beauftragte die Familie Lee den später erblindeten General Long mit dieser Aufgabe. Er war der einzige Mann, der mit den inneren Motiven zu vielen Maßnahmen des Generals bekannt war. Der General war so freundlich,

mir 1887 das kostbare, meiner Ansicht nach beste Werk über den Krieg, zu dem die Papiere Lees und die Mitarbeit vieler lebender Offiziere ihm zur Verfügung gestellt worden waren, gleich nach der Vollendung mit einem herzlichen Gruße zu übersenden. Ebenso verdient hat sich der Major Taylor um die Geschichte des Krieges gemacht, indem er in einer Schrift „Four years with R. E. Lee“ unter Benutzung seiner Papiere allgemein als bedeutend anerkannte statistische Notizen über den Bestand der Armeen in den verschiedenen Kämpfen gegeben und damit die Lügen von den „overwhelming numbers“, die jedesmal Schuld an den Niederlagen der Nordländer sein sollten, gründlich ad absurdum geführt hat.

Major Marshal (früher Rechtsanwalt), ein Maryländer, war ein intelligenter Jurist, der den Wortlaut der Berichte, Proklamationen ꝛc. feststellte, auch nach dem Kriege durch Vorträge und Reden das Verständniß für den wahren Verlauf der Feldzüge in Amerika zu wecken suchte.

Major Venable war mein besonderer Freund und Gönner. Er war Professor der Mathematik gewesen, eine schöne Mannesgestalt, hatte in Bonn studirt und den Krieg anfänglich in Reih und Glied, die Muskete in der Hand, mitgefochten. Sein ganzes Wesen war von edelstem Idealismus getragen, durch und durch brav und von der echt keuschen Mannesgesinnung durchweht, die Achtung gewinnt. Er wurde nach dem Kriege Dekan der Universität Virginien, besuchte mich in den achtziger Jahren in meinem Hause in Schlesien, ebenso wie alle seine Kinder mich später hier in Europa aufsuchten. Er hatte als Staatsmann später großen Einfluß auf die Entwickelung des Schulwesens in den Südstaaten. Ein lebhafter Briefwechsel zwischen uns Beiden endigte erst mit seinem Tode 1900.

Major Talcot bearbeitete die artilleristischen Sachen.

Ingenieure waren der uns bekannte, immer fröhliche Smith und der düster blickende Kapitän Johnston, der dadurch drollig aussah, daß er einen der verwegensten Hüte aufhatte, die ich je gesehen habe. Als ich eine Bemerkung darüber zu Venable that, meinte er, ich dürfe den Träger durchaus nicht merken lassen, daß ich über den Hut spotte; dieser wäre ihm von seiner Frau gefertigt und er trüge als treuer Gatte ihn mit eben dem Stolze, wie die alten Ritter den Handschuh oder Schleier der Erwählten. Er bemerkte dazu, daß die Ingenieuroffiziere in den Stäben eine schwere Aufgabe hätten, die Pläne in Stand zu halten, da ein Material nicht vorhanden, das vorhandene aber minderwerthig sei. Besonders schwierig wäre es, die Pläne, wie manchmal erforderlich, vor den Schlachten ꝛc. zu entwerfen, während der General sehr dankbar sei, wenn ihm ein möglichst gutes Bild von dem Gelände gegeben werden könnte. Johnston soll nach den Erzählungen des Stabes eine geradezu erstaunliche Kaltblütigkeit bei den Erkundungen gezeigt haben, indem er oft bis an die Kette der feindlichen Vorposten geritten sei, wenn es ihm nöthig schien, etwas zu ergründen.

Die Armee. Ich benutzte die kurze Frist, die mir für meinen Aufenthalt in dem Lager gegeben war, um möglichst viel von der Armee zu sehen. Sie hatte ein recht eigenthümliches Aussehen. Waren die nordischen Soldaten wenigstens uniformirt, so war hier auch davon keine Rede. Man sah alle Formen von Röcken, von der Joppe bis zum Ueberzieher, alle Farben des Regenbogens, doch sanft gebrochen durch die ockergetönte Lehmfarbe der Biwaks, ebenso alle Façons von Kopfbedeckungen von dem kleinen Käppi bis zum gewaltigen Filzhut. Nur das umgeschnallte Koppel, an dem das Bajonett (in Scheide) und die Patrontaschen hingen, gaben Kunde, daß man einen Kriegsmann vor sich hatte. Dennoch machte

schon in den ersten Stunden die Armee einen Eindruck, der ganz verschieden von dem der Yankeetruppen war. Es war mehr Temperament und Intelligenz in den Gesichtern, auch trotz des Humors mehr Ernst. Jene undefinirbaren Unterschiede zwischen geworbenen Truppen und einer Volkswehr in reinster Gestalt kam auch hier dem Beobachter zur Erkenntniß.

Die Exerzitien beschränkten sich auf Märsche im Tritt, in kleineren und größeren Verbänden, Schwenkungen, einfachsten Aufmärschen, Vorgehen in Linie, Auflösen zum Schützengefecht ꝛc.

Treffliche, firme Reiter und Schützen waren alle Konföderirten; das allein gab ihnen schon ein großes Uebergewicht über die Feinde.

Die Eintheilung der Armee war etwa folgende:

Die Infanterie. Die Kompagnien bestanden etwa aus 75 bis 100 Mann, 2 bis 4 Kompagnien bildeten ein Bataillon, 3 bis 4 Bataillone (gewöhnlich 10 Kompagnien) ein Regiment, etwa zu 1000 Mann; 3 bis 5 Regimenter eine Brigade, 2 bis 4 Brigaden eine Division und 3 bis 5 Divisionen ein Korps, welches zuerst aus gemischten Waffen zusammengesetzt war und eine Gesammtstärke von 20 000 bis 30 000 Mann zu haben pflegte. Für jede besondere Kampagne oder größere Aktion wurde dem Korps eine den Verhältnissen entsprechende Zahl Kavallerie zukommandirt. Ebenso wurde die Artillerie den Korps den Umständen nach zugetheilt, nur jede Infanterie- und Kavallerie-Brigade war unzertrennlich von einer Batterie (zu 4 Geschützen) begleitet.

Bewaffnet war die Infanterie mit gezogenen Vorderladern, meist Minié, nur eine Brigade hatte auf ihr Verlangen wegen der wenn auch kürzeren doch rasanteren Flugbahn glatte Gewehre behalten.

Die Kavallerie hatte einen meiner Ansicht nach zu leichten Säbel, während gewöhnlich eine Schwadron pro Regiment noch mit Karabinern bewaffnet war, um als

Scharfschützen zu Fuß zu kämpfen, damit die Kavallerie gegen Infanterie nicht wehrlos wäre.

Die Artillerie hatte erstens den ammeisten geschätzten glatten 12pfündigen (Napoleon), der vielleicht $^2/_3$ der Feldgeschütze ausmachte, zweitens den gezogenen 3Pfünder, der allerdings eine schöne Trefffähigkeit, allein ein zu kleines Kaliber hatte. Zu bemerken ist, daß in dem waldigen Lande die gezogenen Geschütze fast nie von ihrer großen Trefffähigkeit Gebrauch machen konnten.

Die Kavalleriekörper führten neben dem 12pfündigen Napoleon noch den 6pfündigen Whitworth.

In den Lagern wurde fleißig exerzirt nach einem von Hardee bearbeiteten alten französischen Exerzir-Reglement; ich fand auf dem Exerzirplatz nur: Linienformation, Formation der geöffneten Kolonne durch Abschwenken, Bilden der Linie durch Einschwenken und Aufmarsch, Frontmarsch, Marsch in der geöffneten Kolonne, Sektions- und Reihenmarsch. (Kein Karree.) Der Marsch ging im langsamen Schritt von 80 bis 90 Schritt in der Minute oder im Laufschritt, double quick, bei dem langsam getrabt wurde.

Für die „taktische Einheit" im Gefechte hielt ich die Brigade. Das Exerziren schien meinem Auge unbeholfen. Die Kavallerie exerzirte ähnlich wie unsere, auch wurde das Hauptgewicht auf einen guten Chok gelegt, der mit einem lauten Gellen und Jauchzen verbunden war.

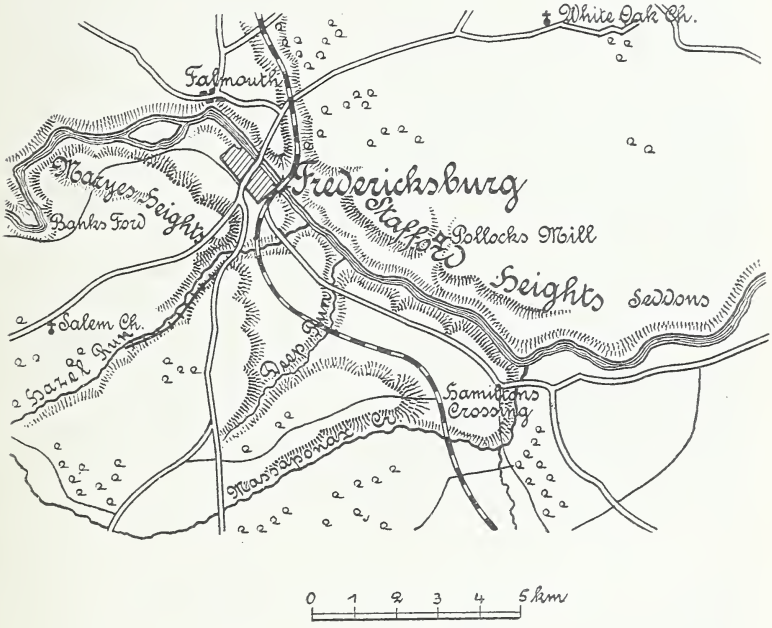
Während des Winterquartiers, in dem sich die Armee befand, lebten gewöhnlich die Soldaten — wir würden sagen „korporalschaftsweise" — zu 12 bis 10 Mann in je einem Zelte oder in einer Lagerhütte, so wie wir sie herzustellen pflegten. Doch hatte jedes Zelt bezw. Hütte einen Kamin. Dieser war aus Holzscheiten und Moos konstruirt, mit Schornsteinen bis 4 oder 5 Meter Höhe, und machte nicht nur das Innere sehr mollig und behaglich, sondern trug auch wesentlich dazu bei, die Gesund-

heit der Mannschaften zu schützen und typhöse Fieber abzuhalten. Der Stab benutzte die Ruhe fleißig zu Erkundungsritten, zu Besuchen der Korps- und Divisionskommandos, auf denen ich die Herren begleitete, um mich allmählich dabei mit dem Dienstgange, den höheren Führern und deren Stäben bekannt zu machen.

Der etwa 80 Meter breite Rappahannock bildete die Grenze zwischen den sich gegenüberliegenden feindlichen Heeren, deren Vorposten sich an den ihnen zugänglichen Ufern eingegraben hatten. Ein eigenartiger Verkehr war dort entstanden: Der Mangel an gutem Tabak in der Nord- und an Thee und Kaffee in der Süd-Armee hatte einen Tauschhandel zu Wege gebracht, der durch Schifflein aus Borke und mit Segeln und Steuer versehen, hinüber und herüber vermittelt wurde.

Die konföderirte Armee, die in mehr als einer Eigenschaft der der Buren glich, war dieser auch darin ähnlich, daß der Südländer von einer Frömmigkeit beseelt war, die einen der schönsten Züge seines Wesens bildete. Deshalb war sonntäglich im Lager ein vielbesuchter Gottesdienst, dem der herrliche Eichenwald mit Lorbeerunterholz zum Tempel diente. Es pflegte der intime Freund Jacksons, der Dr. Lazy, zu predigen, dessen innige und mächtige Reden mich damals tief ergriffen. In einfachem grauen Feldanzuge mit Reitstiefeln stand der Geistliche auf einem Tische, von dem herunter er seine (Presbyterianer-) Ansprachen hielt. Die Damen der Umgegend besuchten vielfach diese Gottesdienste. Mitten unter den Kriegern, auf einem Baumstamme sitzend, bemerkte ich ein feines, fast zartes Gesicht, das von vollem gekräuselten Barte umflossen war und unter dem verschossenen Käppi eine hingebende Andacht zeigte. Während mein Auge auf den charaktervollen Zügen haftete, flüsterte Venable mir zu: „Captain, that is old Jackson!“ Das also war der berühmte Held „Stonewall“, den Feind und Freund gleicherweise bewunderten.

Den Sonntag hielten die Leute so streng, daß im Lager nicht einmal das sehr beliebte Schachspiel gespielt wurde, in welchem ich unter mancherlei Neckereien des Generals Lee fast immer gründlich — „badly beaten!“ — wurde.



Skizze 5: Fredericksburg.

Fredericksburg. (Siehe Skizze.) Die Gemüther des Hauptquartiers waren in meiner Anwesenheit in diesen Wochen noch ganz von den Vorgängen der Schlacht bei Fredericksburg eingenommen, so daß ich den lebhaften Wunsch hatte, das Schlachtfeld zu sehen. Venable war so freundlich, mich dorthin zu führen und im Gelände mir den Gang der Schlacht zu erklären, die erst im verflossenen Dezember geschlagen worden war.

Der Verlauf, den man am besten aus dem neuesten Werke des Major Freiherrn v. Freytag-Loringhoven studiren kann,*) war in großen Zügen der, daß General Lee mit seiner Armee eine Stellung südlich des Rappahannock, etwa einen Kilometer von dem Flusse entfernt, auf einem Höhenzuge eingenommen hatte, der einen vollen Einblick in das Thal, ja eine direkte Feuerwirkung in dasselbe gestattete. General Burnside, ein militärischer Dilettant, beschloß, diese starke Stellung mit den ohnehin doch nur mittelmäßig ausgebildeten Truppen der Nord-Armee direkt in der Front anzugreifen. Schnell wurde seitens der Süd-Armee die Stellung von Banks Ford bis Hamiltons Crossing besetzt, die Abhänge für etagenmäßiges Feuer zurecht gemacht und Befehle ausgegeben, an solchen Stellen erst in allernächster Nähe des Feindes das Feuer zu eröffnen. In der That ging Burnside mit naiver Unvorsichtigkeit in die Falle. Den Angreifern war es unbegreiflich, daß der Uebergang über die über den Fluß geschlagenen Brücken, der allerdings in der Nacht geschah, gestattet wurde, ohne den geringsten Widerstand zu leisten; ebenso ungehindert gelangten die anmarschirenden Linien des Feindes bis unmittelbar an die dicht besetzten Hügel, an die Marye's Heights, um nun allerdings einem Blutbade ausgesetzt zu werden, wie wohl wenige in der Geschichte verzeichnet sein möchten, da es taktisch so thörichte Angriffe wohl nicht viele geben wird. Es war ein Angriff auf den Spion Kop im Großen. Nur auf dem rechten Flügel der Konföderirten war es zum Beginne der Schlacht zu einem Nahgefecht gekommen, doch hier hatten Jackson und Stuart den Feind energisch abgewiesen. Die Verluste der beiden Gegner standen in keinem Verhältnisse.

Das Schlachtfeld machte noch den frischen Eindruck

*) Frhr. v. Freytag-Loringhoven, Major, Studien über Kriegführung auf Grundlage des Nordamerikanischen Sezessionskrieges in Virginien. Berlin 1901. Königl. Hofbuchhandlung von E. S. Mittler & Sohn.

der Verwüstung: Fredericksburg lag in Trümmern, in denen jetzt die Vorposten und Pikets sich eingenistet hatten. Die schlecht vergrabenen Leichen der Nordländer (man hatte den Feinden das Begraben gestattet) hoben wie drohend die Arme aus dem Boden hervor und verbreiteten schauderhafte Miasmen, ebenso wie die faulenden Kadaver der Pferde. Nach jener Schlacht wurde Burnside, der wieder sein altes Korps übernahm, des Oberkommandos enthoben und General Hooker, „fighting Joe“ genannt, an seiner Stelle ernannt.

Die damalige Lage der militärischen Dinge beschreibt sehr drastisch General R. E. Lee in einem Briefe an seine Tochter Agnes. Es heißt in diesem: „General Hooker ist (der öffentlichen Meinung gegenüber) verpflichtet, etwas zu thun. Was, weiß ich nicht! Er spielt das chinesische Spiel, indem er versucht, ob er mit „Drohen“ etwas erreichen kann. Er rast bald mit seinen Geschützen hin und her und fährt mit den Wagenkolonnen spazieren, bald rennt er mit den Truppen den Fluß auf und ab, allgemeine Aufregung in seinen Lagern erwirkend. Unsere Leute sehen sich das Wunder staunend an, rufen lustig „Hurra!“ und Alles sinkt wieder in den Zustand »quo ante« zurück!“

General Lee. Eines Tages lernte ich General Lee selbst kennen, der einen Erholungsgang ins Lager unternahm. Ich wurde ihm vorgestellt und betrachtete mit erklärlicher Ehrfurcht den damals schon berühmten Feldherrn, dessen vornehmes Wesen mir sofort in die Augen fiel. In schneeweißen Haaren, mit dunklen ausdrucksvollen Augen stand er vor mir, einige wohlwollende Worte an mich richtend. In seinem schlichten grauen Rocke ohne Abzeichen, in den hohen Stulpstiefeln ohne Säbel, den er nur im Gefecht oder bei Paraden trug, machte er meinem verwöhnten Auge mehr den Eindruck eines bedeutenden Mannes als eines Feldherrn.

Im Hauptquartier des Generals J. E. B. Stuart. Ich habe schon berichtet, daß ich in großer Verlegenheit war, wohin ich mich wenden sollte, um die bevorstehende Kampagne mitzumachen. Da erschien plötzlich im Hauptquartier ein großer, stattlicher Major, der die Amerikaner an Größe bedeutend überragte. Der in wallendem Federhute, großen Stulpstiefeln und Stulphandschuhen herbeikommende Offizier wurde mir als „Vanbaak" vorgestellt. Erst aus dem Laufe des Gespräches erfuhr ich, daß er „Heros von Borcke" hieße, im Stabe Stuarts angestellt, früher preußischer Garde-Kürassier, später 2. Dragoner gewesen sei, wegen finanzieller Differenzen die preußische Armee verlassen und sich in der konföderirten Reiterei einen hervorragenden Namen gemacht habe. Er forderte mich auf, dem General Stuart, der zufällig in der Nähe lagere, einen Besuch zu machen.

Ich ritt schon an dem nächsten Tage hin, voll Erwartung, auch diesen weltbekannten Reiterführer kennen zu lernen. Ich fand in einfachem Zelte, das zugleich Bureau zu sein schien, einen jungen, etwa 30jährigen Offizier, dessen lebhafte blaue Augen mich erwartungsvoll anblitzten, und dem sein blonder Vollbart und seine graue Jacke mit den Generalsabzeichen ganz vorzüglich standen. Er begrüßte mich mit offenem edlen Anstande und hieß mich als „Preußen", Landsmann von Borcke, den er sehr hoch schätze, besonders willkommen.

Ueberhaupt traf ich als „Preuße" überall auf freudiges Willkommen, während die „Deutschen" in der Union kein sonderliches Ansehen hatten. Ein Wunder war dieses nicht; stand doch noch in aller Erinnerung die trübe Revolution von 1848, die in Baden ein so fast lächerliches Ende nahm. Die traurigen Reste des Aufstandes, die damals durch den Prinzen von Preußen aus dem Lande gefegt wurden, gingen nach Amerika, und dieses war genöthigt, die Leute aufzunehmen. Als der Sezessionskrieg ausbrach, wählten sich die Deutschen

zum Erstaunen aller verständigen Kreise eben diese, in Europa verachteten Leute, wie „Hecker", „Struve", „Blenker", „Singer" und Genossen, zu ihren obersten Führern, sich dadurch selbst ihr Urtheil sprechend.

Ich muß hier auch der Wahrheit, wenn auch ungern, die Ehre geben, daß der Ruf, den die deutschen Truppen bei ihren Gegnern, den Konföderirten, besaßen, kein berühmter war, man nannte sie selten ohne einen Zusatz von Spott und Humor.

Als ich mich verabschiedete, lud mich der General Stuart ein, ihn in Culpeper, wohin er sein Hauptquartier verlegen wollte, auf längere Zeit zu besuchen. Wer war froher als ich! Hatte ich doch nun ein Unterkommen gefunden, und welch ein willkommenes!

Am 19. April verabschiedete ich mich von den liebenswerthen Kameraden am Rappahannock, um über Richmond, wo ich mich frisch equipirte, nach Culpeper zu fahren. Ich fand den jungen General Stuart barhäuptig und allein am Wachtfeuer sitzen und ein Lied singen, das von ihm selbst gedichtet war, mit dem Refrain:

„Will you see joy (Freude) join the cavalry,
join the cavalry!
Bully boys, Juchhe!"

Die Leute antworteten mit ähnlichen Improvisationen, doch mit der Wendung: „Will you see hell (Hölle) join the cavalry!", was zu einem lustigen Wechselsang führte, der etwas wirklich Erfrischendes hatte.

General Stuart nahm mich freundlich auf. Das Pferd, „the old Black", das mir gestellt wurde, sah zwar sehr geschunden aus und war so mager, daß man alle Rippen zählen konnte, dennoch habe ich selten ein besseres Kampagnepferd geritten.

Ich wohnte mit Borcke in einem runden „Indianerzelt", in dessen obere, dem Rauchabzug dienende Oeffnung es fortwährend hineinregnete. Wir ritten viel auf Jagd,

doch ohne etwas Anderes zu sehen, als verwilderte, einst zahme Schweine, die es liebten, mit unseren Stiefeln im Walde sich herumzujagen, dafür aber, knusprig gebraten, uns oft viel Freude verursachten.

Mich wunderte die große Rolle, die die Reiterei in dem Sezessionskriege gespielt hatte, um so mehr, als das Gelände für größere Entfaltungen so ungünstig wie möglich war. Ganz Virginien ist von Wäldern bedeckt, die nur hier und da von bebauten Blößen unterbrochen sind, und auch diese waren von den hohen, aus Stangen roh geschichteten Zäunen, „wormfences“ genannt, die das Vieh von den Kulturen fernhalten mußten, durchzogen, so daß im Wesentlichen die Kavallerie auf den Gebrauch der Straßen angewiesen war. General Stuart, der regulären Armee angehörig, hatte aber mit seinem gesunden Verstande den Kern des Reiterdienstes erfaßt, wie Prinz Friedrich Karl und General v. Schmidt später oft lobend anerkannten, nämlich: die Reiterei zum Auge und Schleier der Armee zu machen.

Die Eintheilung der Kavallerie war folgende:

Die Kavallerie der Konföderation zerfiel in vier ganz getrennte Klassen, deren Thätigkeit eine vollständig verschiedene war; weil man bei uns die einzelnen Arten vermischt, begegnet man oft einer ganz falschen Ansicht über südliche Kavallerie.

1. Reguläre Kavallerie, in Regimentern, Brigaden und Divisionen vereinigt — für Gefechte, Schlachten und große Streifzüge (raids). Hierzu gehörte Stuarts, Van Dorns und Morgans Kavallerie. 2. Parteigänger (Partisanrangers, eine Art Freikorps), deren Zahl nicht begrenzt war; ihre Züge unter einem bekannten Chef (der berühmteste Mosby) bilden das Abenteuerlichste und Verwegenste, was die Neuzeit geleistet hat. Ihr Sold war ihre Beute, die sie zu guten Taxen an die Militärverwaltung verkaufen mußten. 3. Horcher (Scouts). Sie wurden meist aus den westlichen Indianerstaaten

entnommen, handelten auf eigene Faust, mußten von Zeit zu Zeit sich auf feindlicher Seite aufhalten und über alle Bewegungen des Feindes rapportiren. Sie ritten gewöhnlich bei Nacht durch die Vorposten und versteckten sich bei Tage in dichten Gebüschen oder in Häusern freundlich gesinnter Bewohner. Sie mußten fortwährend in Uniform bleiben und unterschieden sich dadurch von den Spionen. 4. Couriere. Junge, gewandte, leichte Reiter auf trefflichen Pferden thaten Ordonnanzdienste und waren den Hauptquartieren attachirt, und zwar hatte der General en chef 60, das Korps 12, die Division 6 und die Brigade 3 zur Verfügung.

Am 28. April bemerkte ich, daß eine geheimnißvolle Unruhe in der Luft lag. General Stuart erhielt eine Menge Meldungen und Depeschen und erließ ebensolche; Couriere (Ordonnanzen auf Blutpferden) wurden nach allen Seiten abgesandt. Auch Stuart war offenbar innerlich erregt. Ich mußte noch schnell von einer größeren Karte eine kleinere fertigen, ebenso wurden andere Mitglieder des Stabes beschäftigt.

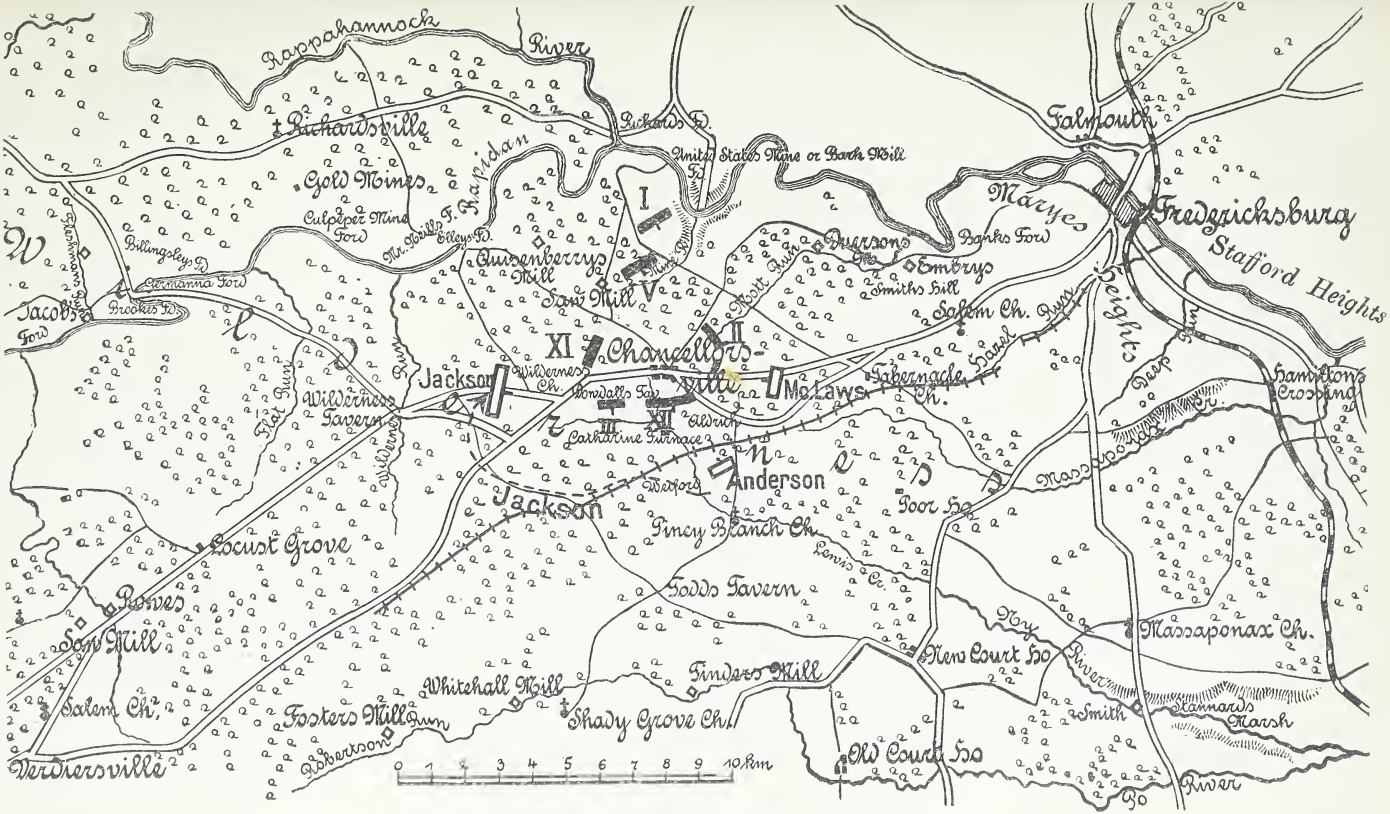
Am anderen Morgen bei Tagesanbruch rief der General in die Zelte hinein: „Meine Herren, in einer Viertelstunde wird abmarschirt!“ Er lud mich ein, die Expedition in seinem Stabe mitzumachen, und ernannte mich zum Rittmeister (was er innerhalb seines Stabes durfte), mit dem Bemerken, daß ich die Abzeichen ja anlegen solle, damit ich bei etwaiger Gefangennahme ausgewechselt werden könne; denn die Yankees machten mit Zivilisten oft wenig Umstände. „Solche hängen oft als Spione am Tannenaste, ehe sie sich's versehen“ meinte er. Alle aber raunten mir zu: „Das giebt ein tüchtiges Gefecht!“ („big fight!“) Ich nähte in aller Eile noch die Abzeichen (3 kleine Litzen) auf den Kragen meines Rockes, als sich der Stab schon in Bewegung setzte.

3. Wilderneß und Chancellorsville.

Die militärische Lage. — Stuarts erstes Gefecht. — Vor der ersten Schlacht. — Schlacht bei Wilderneß. — Schlacht bei Chancellorsville. — Persönliche Erlebnisse. — Nach der Schlacht. — Lagerleben. — Jacksons Tod.

(Hierzu die Skizzen Nr. 6 und 7. Ich bemerke dabei, daß die erstere [Uebersichtsskizze] einem der veröffentlichten Pläne der Nordländer entnommen ist und in manchen Einzelheiten nicht völlig mit der auf Seite 85 gegebenen Darstellung der Schlachtfelder übereinstimmt. Da diese letztere Skizze nach meinen eigenen Aufnahmen gemacht, auch als richtig befunden, den späteren Kriegskarten der konföderirten Armee einverleibt wurde, so habe ich diese dort eingelegt.)

Obwohl ich höchstens 10 Minuten später als der Stab aufbrach, hatte ich doch die Spur der Reiter gänzlich verloren. Nur etwa zwei Kilometer weit konnte ich die Fährte allenfalls erkennen, nachher aber mischte sie sich mit Kreuzungen, Pflaster ꝛc. so, daß ich vergeblich suchend umher irrte. Da erlebte ich in einer kleinen Farm ein freundliches Abenteuer. Sechs kleine niedliche Mädchen von 6 bis 8 Jahren hatten sich quer über den Weg gestellt und riefen mir bittend „Halt!“ zu. Ich suchte ihnen klar zu machen, daß ich nicht der verehrte Stuart sei; es half nichts, ich mußte absteigen und wurde nun mit duftigen Rosenketten ganz umhangen, die ich bestens dankend entgegennahm. So geschmückt, setzte ich das Suchen fort. Glücklicherweise erwischte ich einen intelligenten „quartermaster“ (Mittelamt zwischen Intendant und Proviantbeamten), der mir die Richtung anwies, in der ich Stuart finden würde, und in der ich ihn auch richtig fand, nämlich südlich der Kelleys-Furt (s. beistehende Skizze) am Rappahannock, wo ich, weidlich angestaunt, getreulich meinen duftenden Schmuck dem bestens dankenden Gefeierten ablieferte.



Skizze 6: Ueberſicht über die Gegend um Chancellorsville.

Hier lagerte der General mit seinem Stabe auf einem Hügel, von dem aus er den Uebergang des Gegners über den Fluß beobachten ließ. Mir wurde mitgetheilt, daß dieser Uferwechsel eine heimliche Flankenbewegung Hookers vorstelle, der den linken Flügel Lees umgehen wollte. Stuart sollte diese Bewegung begleiten.

Die militärische Lage. Wer sich über den Verlauf des Krieges unterrichten will, nehme das treffliche Werk des Majors Frhrn. v. Freytag-Loringhoven zur Hand, das erste, das aus deutscher Feder kommend den Sezessionskrieg in Virginien militärisch anschaulich darstellt, ohne daß Verfasser sich von den gefärbten und nach den Ereignissen korrigirten Berichten der Nordländer beeinflussen ließ. Unsern Lesern geben wir im Folgenden eine kurze Skizze der Lage, wie sie uns damals erschienen ist.

Während des Winters 1862/63 hatten die Armeen, wegen der unbrauchbaren Wege, angeschwollenen Flüsse und der selten rauhen Witterung unthätig in denselben Stellungen auf beiden Ufern des Rappahannock sich gegenüber gelagert, die sie vor der Schlacht bei Fredericksburg eingenommen hatten. Als ich im April 1863 das Hauptquartier des Generals Lee besuchte, fand ich die Armee daselbst noch vor. Dieselbe bestand aus den zwei Korps Jackson und Longstreet und der Division D. H. Hill.

Der innere Zustand des südländischen Heeres war ein keineswegs günstiger. Die große Mißernte des Jahres 1861 hatte die Regierung gezwungen, die ohnedies nur mit Korn, Mais und Speck genährten Soldaten auf halbe Ration zu setzen; unter diesen Umständen war es faktisch unmöglich geworden, eine Armee von 70 000 Mann auf einer und derselben Stelle zu ernähren. Deshalb war nicht nur die Division D. H. Hill, sondern auch ein Theil des Korps von Longstreet südwärts

nach Richmond geschickt worden, um die Verpflegung zu erleichtern, so daß die Armee des Generals Lee kaum 50 000 Mann betragen mochte. Noch schlimmer stand es mit der konföderirten Kavallerie. Der Mangel an Futter und eine Krankheit, welche die Kavallerie von der letzten Expedition aus dem Norden mitgebracht hatte, drohte der Reiterei einen tödlichen Stoß zu geben, so daß der General Stuart, nachdem die meisten Brigaden tief in das Land hinein vertheilt worden waren, nur zwei ganz schwache Brigaden (Fitz Lee und W. Lee) bei sich hatte, deren Pferde in dieser Zeit sich außerdem in einem sehr traurigen Zustande befanden.

Während die Armee südlich des Rappahannock sich so schwach wußte, wuchs die gegnerische Armee durch täglich ankommende Rekruten an und bot in ihren neuen Kleidungen, den hinreichend zahlreichen und neuen Zelten, sowie in der genügenden, sogar luxuriösen Ernährung einen merkwürdigen Gegensatz zu dem feindlichen Heere dar, so daß die wohlausgerüstete, gegen 159 000 Mann zählende Nord-Armee, nachdem sie Revue vor dem Präsidenten passirt hatte, von der jubelnden Presse als „die schönste Armee unter der Sonne" bezeichnet wurde.

Hookers Aufgabe war jetzt, mit seinen 159 000 Mann den General Lee aus seiner festen Position hinter dem Rappahannock herauszulocken. Er hatte dazu folgenden Plan gefaßt, von dessen Ausführung ich Zeuge sein sollte:

Er sendet General Sedgwick mit 45 000 Mann bei Fredericksburg über den Rappahannock, um hier die Armee der Konföderirten in der Front festzuhalten, während er selbst mit etwa 109 000 Mann bei Kelleys Furt, etwa 10 deutsche Meilen oberhalb, über den Rappahannock und später Rapidan setzt, um den General Lee entweder in der Flanke zu fassen oder ihn, der von Sedgwick verfolgt wird, zwischen zwei Feuer zu bekommen und ihn zu schlagen und zu vernichten.

Die entzückte nordische Presse jubelte schon im voraus Sieg und Untergang der Rebellen.

Wenn General Hooker seinen Plan so ausgeführt hätte, wie er ihn gefaßt, und wie ein Wetter über die Nord-Virginien-Armee hergefallen wäre, so hätte Letztere sich in einer recht üblen Lage befunden. So zog sich aber Hooker, wie wir später sehen werden, mit seiner starken Armee auf Chancellorsville hinter Verschanzungen zurück und überließ dem General Lee die Initiative, die derselbe mit gewohnter Gewandtheit zu seinem Vortheile ausbeutete.

Die Armee der Konföderirten bestand aus höchstens etwa 50 000 Mann in zwei Korps, kommandirt von den Generalen Stonewall Jackson und Longstreet.

General Lee, schon längst durch Scouts, Meldungen nordischer Zeitungen, Spione ꝛc. von der feindlichen Absicht unterrichtet, ließ sich natürlich in eine solche offene Falle nicht locken, sondern marschirte mit 38 000 Mann dem General Hooker langsam entgegen, ohne sich vom General Early zu weit zu entfernen, den er mit 16 000 Mann zurückgelassen hatte, um die Fredericksburger Stellung zu vertheidigen.

Während so Lee gegen Hooker marschirte, sollte Stuart den Uebergang des Feindes bei Kelleys Furt beobachten, diesen beim Weitermarsch mit fortwährenden Neckereien begleiten und mit ihm zugleich zum General Lee stoßen, den er fortdauernd von den Bewegungen des Feindes in Kenntniß zu halten hatte.

Jedes Korps hatte 3 Divisionen:

Korps Jackson { A. P. Hill (später Korps-General), Colston, Rhodes,

Korps Longstreet { Anderson, Mc'Law, Early.

Stuarts Kavallerie-Division war nur mit einer Brigade (Fitz Lee) bei den Schlachten betheiligt. Die Brigade W. Lee hatte besondere Bestimmungen im Süden, wie die Beschützung von Trains, Eisenbahnen ꝛc. In der Schlacht selbst hatte die Reiterei, des hügeligen Geländes wegen, keine Gelegenheit zum Eingreifen. An Artillerie mochten etwa 20 Geschütze sich bei der Armee befinden.

Die Nord-Armee unter Hooker bestand nach den offiziellen Rapporten aus 159 000 Mann und war zusammengesetzt aus:

1. Korps unter Reynold,
2. " " Couch,
3. " " Sickles,
5. " " Meade,
6. " " Sedgwick,
11. Korps unter Howard (deutsches Korps, früher Sigel, später Schurz),
12. Korps unter Slocum.

Die meisten dieser Korps waren drei Divisionen stark, welche vier schwache Brigaden enthielten. Die Brigaden bestanden aus einer unregelmäßigen Zahl von Bataillonen, manchmal fünf oder sechs, und waren selten stärker als 2000 Mann.

Stuart hängt sich an den Feind. An Kelleys Furt liegend, nahm Stuart die von allen Seiten kommenden Meldungen der Scouts an und horchte die ihm übersandten Gefangenen aus, um möglichst viel von den feindlichen Bewegungen und deren Stärken zu erfahren. Unter Letzteren befand sich auch ein junger belgischer Offizier, der damals sein erstes, wahrscheinlich zugleich sein letztes Debut als Befreiungskämpfer der Sklaven feierte. Hier am Rappahannock trat es deutlich zu Tage, wie zwecklos und unverständig es ist, eine Umgehung auszuführen, die vom Feinde rechtzeitig zuvor entdeckt wird. Wer aus den nordischen Akten den Plan studirt, den Hooker zu diesem Feldzuge verfaßte und dem Präsidenten Lincoln mittheilte, wird erkennen, daß er zwar

den Standort der Armee Lees genau kannte, diese aber für einen festliegenden Gegenstand hielt, den man beliebig angreifen könne, vergessend, daß der Gegner auch Beine zum Laufen habe. Mit dem Momente der Entdeckung der Flankenbewegung wurde die Ausführung des Planes schon an der Wurzel faulig.

Gewiß zum größten Aerger der Führer der „heimlichen" Bewegung, begleitete Stuart mit seinen Brigaden getreulich den Vormarsch durch die Wälder. Wir brachen um 4 Uhr nachmittags auf. An allen Querwegen wurde die neben uns marschirende „Potomac-Armee" durch Artillerie angeschossen, die zwar nicht viel traf, aber, wie die Gefangenen versicherten, große Verwirrung anstiftete. Immer mehr nahm die Menge dieser Gefangenen zu, die unter der Last einer achttägigen Ration keuchend, dafür unsere verhungerten Leute mit reichlichen „crackers" und willkommenem Speck versorgten. Mir boten unsere Leute freundlich davon an. Obgleich hungrig, wollte ich die Leute „nicht berauben"; doch sie lachten: „We catch (fangen) more of them Yankees!" und ritten wieder vergnügt in den Busch. Die Wege waren so grundlos, daß die reitende Artillerie (glatte 12-Pfünder und gezogene 6-Pfünder Whitworth) schwere Arbeit hatte. Um Mitternacht durchschritten wir bei scheußlichem Wetter den Rapidan durch die Germana-Furt. Zwischen steilen Ufern floß der Strom, von schwachem Mondlicht unheimlich beleuchtet, rauschend vorbei. Kaum sah man den vorderen Reiter, an den ich mich natürlich in der unbekannten Wildniß fest anschloß. Auf den Bergen am jenseitigen Ufer wurde Nachtquartier gemacht, d. h. wir banden bei strömendem Regen unsere Pferde an den Zaun und legten uns selbst unter Fichten in den nassen Lehm. Mit Tagesanbruch sattelten wir die hungrigen Pferde, denen wir leider nichts Anderes anzubieten hatten als das nasse Gras und einige Körner Mais.

Am 30. April setzten wir, immer unter Sicherung

der Flanken, dieſe Arbeit des vorigen Tages mit Variationen fort. In der einbrechenden Dunkelheit war Stuart vorn, als man im Wege etwas bemerkte. Der vorgeſchickte Major Tyrrel feuerte als Signal ein paar Revolverſchüſſe ab. Stuart befahl, alsbald Kavallerie herbeizuholen, und ritt auch zurück. Ich verlor in der Finſterniß meine Kameraden, verirrte mich, wußte auch bald nicht mehr, wo vor- oder rückwärts ſei, und hörte nur Kampfestoben.

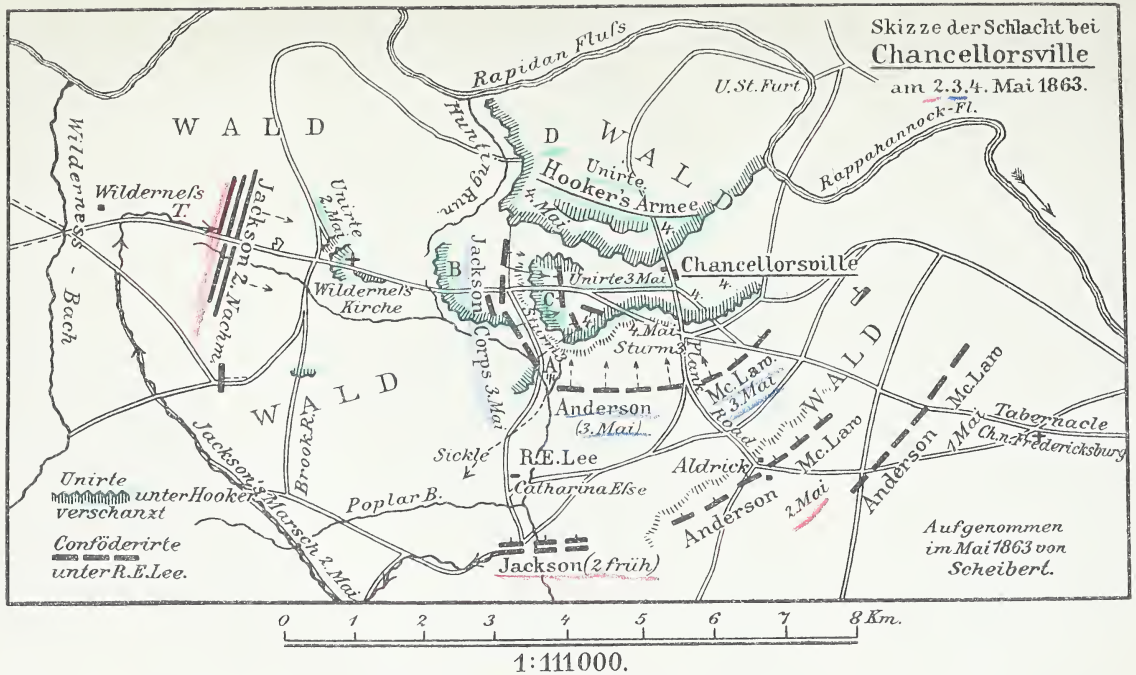
Meine Lage war allerdings peinlich; einestheils hatte ich nicht Luſt, den Feinden in die Hände zu fallen, andererſeits aber das Gefühl, daß für ein erſtes Debüt auf dem Schlachtfelde meines gerade kein „glänzendes" genannt zu werden verdiente; denn ich entzog mich in der Nacht und in den dichten Gebüſchen vorſichtigerweiſe gleichmäßig dem Feinde wie dem Freunde. Endlich entſchloß ich mich, an einer Ecke coute que coute Halt zu machen und Widerſtand zu leiſten. Mit blank gezogenem Säbel, am Tage vielleicht zum Malen ſchön, ſtand ich da, hatte dabei aber mehr Glück als Ueberlegung. Denn eine Geſtalt, die im Dunklen wohl beſſer ſehen konnte als ich, ſprach mich plötzlich an und lachte: „Kapitän, Sie können doch die Yankees nicht allein beſiegen. Kommen Sie ſchnell mit, Stuart reitet dort vor uns!" Wer war froher als ich, da ich ſomit wieder an meinem Stab angelangt war, der, wie mir mein Begleiter erzählte, in langem Sprunge über eine Blöße jagte. Ich ſah ſo viel wie nichts und fühlte nur, wie mein Gaul mit mir einen Zaun in hohem Sprunge nahm, worauf wir in ruhige Gangart übergingen, indem mein Begleiter meinte: „Den Zaun nehmen die Yankees in der Nacht nicht!"

Der Stab ſchlug die Richtung auf die Straße zu ein, auf der ſoeben Kavallerie vorbeiritt. Jemand wurde vorgeſchickt, der halblaut rief: „Rebel?" „Yes, rebel", kam als Antwort zurück. Wir waren auf das 2. Virginien-Regiment geſtoßen, das alsbald eine Attacke machte. Wie

die weiteren und vorherigen Kämpfe sich abgespielt haben, entging mir damals noch gänzlich. Später habe ich mich bemüht, aus den offiziellen Berichten sowie aus Borckes Aufzeichnungen und meinen Beobachtungen mir ein ungefähres Bild zu machen; vergebene Mühe! Es war ein Durcheinander, das wohl Niemand ganz wird lösen können. Soviel aber steht fest, daß dieser Marsch und dessen Ergebnisse für den Gang der Ereignisse sehr wichtig waren, denn Stuart ritt noch an demselben Morgen von Old C. H. (vergl. Skizze 7 auf S. 85) auf frischen Pferden nach dem Hauptquartier Lees zwischen Aldrick Farm und Tabernacle Church und brachte ihm den Bericht, wo der Feind sich befände, während es uns gelungen war, die Bewegungen Lees völlig zu verschleiern.

Vor der Schlacht. (Freitag den 1. Mai.) Ich für meine Person war zurückgeblieben, da mein Pferd todmüde fast den Dienst versagte und daher den General nicht begleiten konnte; die übrigen Mitglieder des Stabes waren mir aus den Augen gekommen. Ich ließ deshalb meinen müden Gaul grasen und legte mich in der Nähe einer Farm in eine nasse Zaunecke, um etwas zu schlafen. Da kam ganz unerwartet ein junger Adjutant des Generals Fitz Lee auf mich zu und lud mich ein, zu diesem hineinzukommen. Stuart habe den General beauftragt, für mich zu sorgen, was dieser auch in seiner frischen fröhlichen Art that. Ich bemerke dabei, daß zwei unserer Brigaden von W. H. Lee, Sohn des Kommandirenden, und von Fitzhugh Lee, dessen Neffen, kommandirt waren. Dieser Letztere wurde nach Stuarts tödlicher Verwundung dessen Nachfolger; nach dem Kriege war er mehrmals Gouverneur von Virginien, schürte dann als Generalkonsul von Havanna (1897 bis 1898) den Krieg mit Spanien und ist jetzt (1901) General und Chef des Kriegsdepartements Missouri, wie er mir in diesen Tagen schrieb.

Nachdem ich mich und meinen Gaul ein wenig



Skizze 7: Schlacht bei Chancellorsville.

restaurirt hatte, zog ich mich zur Hauptarmee, wo heute der Schlag geschehen mußte. General Fitz Lee unterwies mich genau über die zu nehmende Richtung, und ich hatte auch das Glück, schon nach kurzem Ritt auf die Linien der Hauptarmee zu stoßen, die in dem vielfach bewaldeten Gelände, hier und da in brennenden Beständen, vorwärts gingen, und zwar in zwei Treffen und einer Reserve, die ebenfalls in Linie vorrückte, aufmarschirt. Ich fand auch das Hauptquartier des Generals R. E. Lee, an das ich mich heute wieder anschloß. Der Feind ging langsam zurück, hinter sich die trockenen Wälder anzündend; doch brannte nur das dürre Gras. Auf einer Höhe zwischen Aldricks Farm und Tabernacle Church machten wir Halt. Dort erhielt der General die Meldung, daß der Feind sich in der Front durch Verhaue und Grabenanlagen stark verschanzt habe.

Der General schlug deshalb unter einigen Bäumen in der Nähe der Hauptstraße sein Hauptquartier auf, trotzdem die Schrapnels uns hier sehr belästigten, indem sie neben der Straße auch uns weidlich mit Sprengstücken überschütteten. Ich suchte in der Zeit aus den Taschen erschossener Gegner Zwieback zusammen, um mein armes übermüdetes und verhungertes Pferd zu füttern. Als ich einmal eben in einen Haufen herumliegender „cracker“ greifen wollte, kam ein Sprengstück und riß den Haufen so auseinander, daß ich ins Leere griff. Ich will damit nur zeigen, wie nahe an dem Feinde sich unser Hauptquartier befand. Mir war das Feuer deshalb willkommen, weil ich Gelegenheit hatte, meine Nerven unbemerkt an das Artilleriefeuer zu gewöhnen, aus dem wir in den nächsten acht Tagen nicht herauskommen sollten.

Der Abend dieses Tages ist mir unvergeßlich geblieben. Ich glaubte oft, in meinem Tagebuche einer sentimentalen Erregung gefolgt zu sein, habe jedoch in dem Buche des Generals Long genau dieselben Eindrücke wiedergefunden, die ich folgendermaßen aufgezeichnet hatte:

„Als ich zu dem Stabe zurückkehrte, sah ich den verehrten Chef in seinem einfachen Anzuge an einen Baum gelehnt sitzen, offenbar Jemand erwartend. Nach einiger Zeit stieg der alte Stonewall vom Pferde und näherte sich in ehrerbietiger Haltung dem General Lee, der ihm achtungsvoll die Hand reichte. Aller Augen waren mit Ehrerbietung und Stolz auf die Gruppe gerichtet, die etwas seltsam Feierliches hatte. Das Schweigen wurde nur durch die Schrapnels unterbrochen, deren Stücke mit eintönigem Geschwirre über uns hinfuhren, Zweige und Blätter herabsendend.

Bald waren die Beiden in ernstem eifrigen Gespräche begriffen, welches offenbar in vollkommenster Einigkeit endete, denn das Resultat spiegelte sich auf den ernsten, von der Abendsonne beschienenen Antlitzen der Freunde ab, die sich abgewandt an den Stamm des Baumes setzten. Der alte Lee nahm nach einigen Minuten seinen Hut ab. — Wer kann rathen, was in dem Augenblicke in diesem von schwerer Verantwortung bedrückten Herzen vorging?

Jackson, wie immer gebückt, den Kopf herabgesenkt, zeigte trotz der scheinbaren Ruhe mächtige Bewegung; er zog fast gleichzeitig mit seinem Führer das Käppi vom lockigen Kopfe und hielt seine Hand wie in Gedanken vorwärts. Da flüsterte mir Einer zu: »Sehen Sie, der Stonewall betet wie im Gefecht, das bedeutet einen blutigen Tag.« (Bekanntlich hob der General Jackson im dichtesten Kugelregen, wenn die Schlacht sich nicht entscheiden wollte, auf seinem Pferde die Arme oft wie betend gen Himmel; wie es scheint, stets mit Erfolg.) Bald standen die beiden Generale auf; mit ruhigem Angesichte schüttelten sie sich die Hände wieder und wieder, als wäre die Trennung so schwer. Jackson ritt davon.

Ahnten die Freunde wohl, daß dieses der letzte Händedruck sein sollte?“

Der treue Jackson sollte die Schmach seines Landes nicht erleben und seiner Seele dies Weh erspart werden. — —

Der Zauber war gelöst, Truppen marschirten nach allen Richtungen ab. Couriere brachten und holten Depeschen, das Tirailleurfeuer in der Front gab die Musik, der Stab schloß sich um den General, und Alles deckte die Nacht mit dichtem Schleier zu. Jeder legte sein wasserdichtes Stück Zeug oder Zeltstück unter sich, um die schädliche Ausdünstung des Erdbodens abzuhalten, und zog den wollenen Plaid über den Körper. So lagerten General und Gemeiner.

Die Pflanzer und Pflanzerssöhne, die früher nur Wohlleben und Luxus kannten, waren trotzdem zufrieden, da sie seit drei Jahren kein anderes Nachtquartier hatten als freie Luft und Zelt, und zogen zum größten Theil in echt altenglischer Frömmigkeit das prayerbook hervor, heute als am Abend vor einer Schlacht noch besonders andächtig den tröstenden Worten folgend.

Die Stimmung, die im Ganzen herrschte, drückte ein befreundetes Mitglied des Stabes zu mir aus, indem es sagte: „Das giebt große Ereignisse, und mancher Mutter Sohn wird das Gras küssen! Wenn die Beiden zusammen kommen, da geht die Geschichte schwanger und gebiert Blut für uns und Hölle für den Yankee!“

General Lee hatte mir abends den Wink gegeben, mich, wenn ich etwas sehen wollte, an Stuart zu halten, nachdem er mich dem General Jackson, ehe derselbe abritt, in ehrender Weise vorgestellt hatte. Die wenigen zutraulichen, ja weichen Worte, die dieser sonst so kurz angebundene General zu mir sprach, habe ich nicht im Gedächtniß behalten, da ich nur die herrlichen Augen mir ansah, die mich beim Gespräch anblickten.

Schlacht bei Wilderneß. (Sonnabend den 2. Mai.) Die militärische Lage war jetzt folgende:

Am Rappahannock, der alten Stellung bei Fredericksburg gegenüber, stand der General Sedgwick mit 45 000 Mann der Unionisten, die den General Lee dort

festhalten sollten. Hooker mit dem Gros, gegen 100 000 Mann stark, hatte die große Umgehung über Kelleys Furt ꝛc. gemacht, war von Stuart empfangen, von Lee bei Aldrick gestellt worden und hatte sich, wie wir eben sahen, in dessen Front verschanzt. Lee hatte dem General Sedgwick gegenüber nur eine Maske von 15 000 Mann (unter Early) stehen gelassen und war, wie gezeigt, mit seiner Hauptmacht der Armee Hookers entgegengegangen. Er beschloß nun, den ihn umgehenden Hooker selbst umgehen zu lassen, und hatte an dem gestrigen Abende diese Bewegung mit Jackson verabredet. Da die Kavallerie die Haupt-Armee des Feindes noch immer umschwärmt hatte, so konnte unter der Deckung der Reiterei eine wirkungsvolle Umgehung ausgeführt werden. Wir werden sehen, wie glänzend Jackson seine Aufgabe löste. Lee selbst behielt in der Front nur etwa 15 000 Mann zurück, wohl wissend, daß ein Gegner, der sich verschanzt, meist selbst auf jede Initiative verzichtet.

Der Weisung gemäß, ritt ich mit erstem Sonnenstrahl früh zur Catharine Furnace, mitten im Walde gelegen, wo Stuart sein Hauptquartier aufgeschlagen hatte. Dort kam mir Borcke mit der Trauernachricht entgegen, daß Chamming Price, der allgemeine Liebling des Stabes, gefallen sei. Als ich eintrat, sprach eben Dr. Lazy den letzten Segen über den entseelten Körper des jungen, stets fröhlichen Offiziers.

Inzwischen war Jackson mit dem 2. Korps herangekommen und besprach mit Stuart die geplante Bewegung. Als Ingenieur amüsirte es mich, mit welcher Behendigkeit und Geschicklichkeit die Leute eine Brücke über den Poplar Run (ohne Pioniere) schlugen, indem sie die Stangen der „wormfences“ verbanden, aus ihnen auch den Belag herstellten und dann Erde darüber schütteten.

Um die Handhabung des Sicherheitsdienstes in der Armee kennen zu lernen, ritt ich mit der Spitze vorn

weg, wobei wir mehrmals auf einzelne Reiter des Feindes stießen, der sich zurückzog, sobald er unser ansichtig wurde. Von Zeit zu Zeit — echt yankeemäßig — geriethen wir auf Barrikaden, die, auf dem ebenen Gelände angelegt, einfach umritten wurden. Alle unsere Leute wie die Offiziere waren in höchster Spannung, da Jackson sein Korps selten zu Gefechten geführt hatte, in denen nicht große Erfolge errungen worden wären.

Bei der Wilderneß Tavern, in der Nähe des Wilderneß Run, wurde die Schlachtlinie formirt, ähnlich der Friedrich des Großen, nur daß das erste Treffen (Rhodes' Division) eine starke Schützenlinie vor sich hatte; das zweite bildete Colstons Division, während A. P. Hills Division die Reserve bildete; den rechten Flügel schützte im Besonderen die Stonewall-Brigade, die Jackson einst führte. Zu bemerken ist, daß die Truppen und Offiziere in der Taktik viel zu unsicher waren, um wie bei uns die Linien unmittelbar aus der Marschform bilden zu können; stets mußten die Truppen erst zur „Schlachtlinie" förmlich aufmarschiren, ehe sie in den Kampf gingen. Bei dem darauf folgenden Vorgehen versuchten dann die Brigaden ungefähr Richtung zu halten. Sobald das erste Treffen aufmarschirt war, legten sich die Leute, still und sorgsam jedes Geräusch vermeidend, auf die Erde, da alle wußten, daß es sich um eine Ueberrumpelung des Feindes handelte, die allerdings zu einer fürchterlichen Ueberraschung geworden wäre, wenn der Aufmarsch wie bei uns direkt aus den Marschkolonnen hätte stattfinden können.

Gegen 4 Uhr war der Aufmarsch vollendet. Es herrschte eine solche Ruhe im Walde, daß man die unirte Pauke, sogar die Kommandos des Gegners vernahm, doch konnte man nicht viel weiter als 80 bis 100 Schritt in das dichte Buschwerk sehen.

Sobald die ersten Treffen aufgestellt waren, wurde die Reiterei vor der Front weggenommen, der Schleier

so gewissermaßen gelüftet und das Kommando zum Vorgehen gegeben. Die Linien, im Walde fast ängstlich Richtung haltend und gegenseitig sich korrigirend, rückten erst langsam und bedächtig vorwärts; erst in dem Augenblicke, in dem sie vom Feinde bemerkt wurden, der sie mit einzelnem Gewehrfeuer empfing, brachen sie mit Gewalt vor und feuerten mit Gewehrsalven und den schnell aufmarschirenden Geschützen in den fliehenden Gegner. Der Lärm und das Getöse, das in dem jeden Ton wiederhallenden Walde entstand, läßt sich kaum beschreiben. Ich habe seitdem mancher viel größeren Schlacht beigewohnt, aber solchen Höllenlärm nicht annähernd erlebt. Ein unaufhörliches, so heftiges Grollen ertönte, daß die Erde erbebte; es war zusammengesetzt aus den Baßstimmen der Geschütze und den höheren Schallklängen der Gewehre, während das Zischen der Granaten und das Brechen und Herabfallen der Zweige zwischendurch klangen.

Plötzlich ging das Schießen in ein den Wald durchdringendes Kriegsgeschrei über, in das „Yellen" unserer Leute, wenn sie stürmten, stets ein Zeichen, daß sie siegreich vordrangen. Die Einzelheiten dieses Gefechtes verhüllte der dichte Wald der Wilderneß. „Ihre Landsleute können gut laufen!" sagte Jackson lächelnd zu mir. Es war nämlich das deutsche 11. (früher Sigelsche) Korps, auf das Jackson sich gestürzt hatte.

Wir folgten den vorwärtsstürmenden Linien nach, und bald zeigten uns die zahlreichen Verwundeten und Leichen der Feinde die starken Verluste der Gegner; auch bewiesen weggeworfene Tornister, Mäntel, Patrontaschen, Jacken und Gewehre, die die ganze Ebene bedeckten, daß der Gegner in der Auflösung begriffen sei. Bespannte Geschütze, deren Fahrer eiligst herabgesprungen waren, um in dem dichten Buschwerke sich zu retten, suchten in wirrem Durcheinander im Holze weiterzukommen; ja eine von Pferden und Mannen verlassene

vollständige Batterie stand schußfertig auf der Höhe. Auf der Straße, der einzigen Geländestrecke, auf die die Artillerie wirken konnte, sah es fürchterlich aus. Auf diese Straße hatten sich die aufgescheuchten Fahrzeuge der Artillerie und der Trains retten wollen, da der Wald kaum einzelnen Reitern Bahn gab. Ein zusammengeschossenes Geschütz oder ein gesprungener Munitionskasten genügte natürlich, um ein schweres Hinderniß zu bilden, über das die Nachfolger ohne Rücksicht auf die noch zuckenden Leiber ihrer Kameraden ihre Rettung versucht hatten. Noch heute graut mir, wenn ich an die Haufen halb lebender, ächzender, sich im Todeskampf windender, zu hohen Haufen gethürmter Menschen mich erinnere, die, überströmt von Blut, auf dem Waldwege die Stationen des Kampfes bezeichneten.

Die bald einbrechende Nacht machte dem wilden Jagen ein Ende, denn schon waren einzelne Truppen gegen Freunde ins Gefecht gekommen. Jackson befahl, die Schlacht die von „Wilderneß" zu nennen, in der die Deutschen ihren Ruhm begruben. Sehr lehrreich und bestätigend dafür sind die Berichte der verschiedenen Führer in diesem Korps (unter anderen die des Generals Schurz, der eine Division führte) über diesen Tag zu lesen. Damit die Leser sehen, daß ich nicht übertreibe, so folge hier der Bericht eines „Unionsblattes" über diese Schlacht; er lautet:

„Die fliehenden Deutschen kamen in Haufen über das Feld gelaufen, ausreißend und rennend, wie nur Leute laufen, die überzeugt sind, daß sichere Vernichtung sie erwartet. Ich muß gestehen, daß meine Feder zu schwach ist, um den folgenden Scenen gerecht zu werden. Ich hatte das Unglück, mitten auf dem Schlachtfelde mich zu befinden, als der panische Schrecken auf uns losbrach. Möge ich niemals wieder solche Scene erleben! Hier war eine geschlossene Infanteriekolonne, die im Laufschritte davonjagte, dort eine dichte Masse lebender

Weſen, die davonraſten, ſo ſchnell ihre Beine ſie nur tragen konnten. Die Rebellen folgten nach und feuerten lagenweiſe Salve nach Salve auf uns hin, wobei ſie laut jellten und juchten, um die Verwirrung noch zu vergrößern; Hunderte von Kavalleriepferden, die bei dem erſten Feuer der Feinde von den Reitern verlaſſen worden, ſprengten wie wahnſinnig nach allen Richtungen hin; ganze Batterien jagten vom Felde fort; Batteriewagen, Ambulanzen, Pferde, Menſchen, Geſchütze, Munitionskarren, Alles tobte und verfuhr ſich zuſammen zu einer unentwirrbaren Maſſe, auf die fortwährend das Feuer der Rebellen herabhagelte! Heran kam der von der Panik gehetzte Haufe: erſchreckte Fahrer, die auf ihre Pferde mit allen Kräften hieben und ſpornten, Krankenwagen, die umwarfen und gegen Bäume und Stümpfe in Trümmer geſchlagen wurden, Pferde, die durch den Wald jagten, Menſchen, die flohen und vor Angſt ſchrieen, — ein vollendeter Strom von Leidenſchaften, über den nichts Kontrole zu haben ſchien. Die Leute liefen nach allen Windrichtungen. Sie alle ſchienen eine inſtinktive Idee des kürzeſten Weges von ihrem Standorte nach der United States Furt (wo der Uebergang über den Rappahannock war) zu haben, und die Mehrzahl hielt im Rennen nicht eher inne, als bis ſie die Furt dicht vor ſich hatte. Manche von ihnen, als ſie den Fluß erreichten, ſprangen hinein und ſchwammen ans nördliche Ufer und laufen vielleicht heutigen Tages noch. Das Reißaus war allgemein und die Schande allerwegen."

Es war Jackſons letzter Hieb, und der ſaß!

Dieſer herrliche General mußte den ſchönen Erfolg mit ſeinem Leben bezahlen. Es hatte ſich nämlich etwa Folgendes zugetragen: Jackſon, noch willens, irgend etwas in der Nacht, die ihm die Früchte des Sieges nicht voll auszunutzen geſtattete, zu unternehmen, ritt zur Erkundung in das Dickicht vor, den zurückbleibenden

Leuten verbietend zu schießen; nur wenn Kavallerie nahe, solle gefeuert werden. Nun hielten seine eigenen Leute die an anderer Stelle zurückkehrende Kavalkade für feindliche Reiterei, schossen in den Stab des Generals, und dieser sank, den linken Arm durchbohrt, von dem wild aufbäumenden Pferde. Er wurde mitten in dem sich nun entspinnenden Gewehrfeuer aufgehoben und auf eine schnell hergestellte Bahre gelegt, mittelst der ihn vier Träger aus dem Getümmel zu tragen suchten. Doch sollte auch dieses nicht gleich gelingen, da eine Gewehrkugel den einen der Träger zu Fall brachte, dem der General nachstürzte und im Sturze eine verderblich werdende Erschütterung der Brust erlitt. Da dem General nach dem Falle noch die rechte Hand durchschossen wurde, so war es kein Wunder, daß der schließlich arg verletzte, hinter die Linien getragene, große Führer den Wunden bald erlag.

Ich machte in der Nacht noch die Bewegung einer Reiterabtheilung unter Stuart mit, die den Zweck hatte, den schon unruhig und wirr gewordenen Feind noch weiter zu erschrecken. Wir umritten zu diesem Zwecke dessen rechten Flügel und sahen die sorglos kochenden Mannschaften am Feuer sitzen, andere schlafen. Man kann sich denken, welche tolle Verwirrung entstand, als ein paar Salven in die Leute hineingegeben wurden, die wie ein Bienenschwarm im Dickicht verschwanden.

Ich hatte abends noch die Aufgabe erhalten, die im feindlichen Lager aufgefundenen deutschen Briefe daraufhin durchzulesen, ob sie etwas Brauchbares enthielten (was nicht der Fall war). Ich entdeckte jedoch auf den Tischen mancher Zelte die aufgeschlagenen Briefmappen, daneben noch die in der Tinte steckenden Federn, die zeigten, wie jäh der Ueberfall gewirkt haben mußte. Ich suchte mir in der Nacht eine Schlafstelle mitten in einer, wie es mir in dunkler Nacht schien, fest schlafenden Gruppe.

Schlacht bei Chancellorsville. (Sonntag den 3. Mai.) Früh erwachte ich von einem todähnlichen Schlafe, hatte aber nicht Gelegenheit, große Toilette zu machen oder sentimentale Betrachtungen darüber anzustellen, daß ich zwischen fünf gefallenen Feinden gelegen hatte, die mich mit ihren gläsernen Augen anstarrten, sondern mußte flink in den Sattel; war doch Alles schon marschfertig, um die Erfolge des vorigen Tages auszunutzen. — So viel war klar, daß wir uns durch die Zurückdrängung des feindlichen rechten Flügels unserem Centrum unter Lee genähert hatten.

Ich traf bald den General Stuart, dem an Stelle Jacksons, dessen Verwundung so allgemeinen und tiefen Schmerz hervorrief, wie ihn nur die Kriegszeiten gebären können, der Befehl über dessen Korps übertragen worden war. Er ertheilte mir den Auftrag, über den rechten Flügel hinauszureiten, dort den General Lee aufzusuchen und ihn zu bitten, den linken Flügel etwas verlängern zu lassen, da seine eigenen Truppen, trotzdem er sich rechts zöge, nicht ausreichten, die große Lücke zwischen den beiden Korps zu füllen. Der General gab mir genau die Richtung an, in der ich reiten müsse, was in den virginischen Wäldern nicht schwer ist, da die Stämme gegen Norden hin eine fast scharfe Moosschicht zeigen. Um nicht fehlzureiten, hielt ich mich in Dichtungen ꝛc. stets mehr „feindwärts".

Fast eine Stunde mochte ich so etwa geritten sein, als ich an eine Waldblöße kam, in deren Mitte ein Negerhäuschen stand. Ich hatte meine Hand eben in die Tasche gesteckt, um durch ein anständiges Trinkgeld die Leute zu bewegen, mir für meinen hungrigen Gaul etwas Futter abzulassen, als ich sah, daß fünf Soldaten aus dem Hause sprangen. Im Begriffe, diesen die Frage vorzulegen, ob sie nichts von Lees Stabe gesehen hätten, bemerkte ich zu meiner größten Ueberraschung, daß diese

Männer „Unionisten“ waren, deren sichere Beute ich werden mußte, denn außer einem stumpfen Säbel hatte ich keine Waffe bei mir. Das Eine aber wußte ich, daß in diesem Augenblicke mindestens meine Ehre und mein Ruf auf dem Spiele standen! Wie durch Instinkt getrieben, riß ich mein — wenigstens durch seine Größe imponirendes — Schwert aus der Scheide, ritt energisch auf die Leute los und donnerte sie mit der vollsten Kraft meiner Stimme an: „Ergebt Euch, Ihr seid von Kavallerie umzingelt!“ Die Männer, offenbar unsicher, zögerten noch, als ich weiter brüllte: „Herunter mit den Waffen oder Ihr werdet Alle getödtet!“ Augenscheinlich durch mein lautes, energisches, preußisches Kommando verwirrt, — die Amerikaner geben die Befehle ohne besonderen Accent —, stellten — offen gestanden zu meiner großen Beruhigung — die Tapferen die Gewehre an einen Baum und traten, von mir in zwei Gliedern rangirt, den Marsch nach Südwesten an. Nachdem wir einige Schritte gegangen waren, fiel mir ein, daß etwaige Zurückbleibende sehen würden, daß ich allein war und mir allerhand Streiche spielen könnten. Ich rief deshalb wieder laut zurück: „Da sind noch mehr im Hause, die werden Alle niedergemacht!“ Dies that seine Wirkung; denn alsbald stürzte ein sechster Mann aus dem Hause, warf sein Gewehr zu den übrigen, kam schnell herbei und fragte mich, ob er sich auch noch als „Gefangenen“ betrachten dürfe, was ich ihm gnädigst gewährte. Die Leute in dem Trauerzuge berichteten nun, daß sie zu den 6. Ohio-Volunteers gehörten und daß ihre Dienstzeit binnen Kurzem abgelaufen sei. — So sehr ich über meine komische Lage im Herzen lachen mußte, da ich nun noch mit sechs Kerls direktionslos umherirrte, um Lee zu suchen, so erfreut war ich doch, als ich plötzlich im Dickicht Truppen in „Grau“ erblickte, deren Kommandeur sich herzlich über das Abenteuer belustigte, während die Yankees murmelten: „Da hätten wir Sie ja fangen können!“ was

ich gerne zugab. In diesem Augenblick kam General Lee dazu, dem ich den Wunsch Stuarts, die Lücken auf seinem rechten Flügel möglichst schließen zu lassen, mittheilte, worauf dieser mir sagte, daß er die Absicht schon gehabt habe. Zugleich erzählte der Kommandeur dem General mein Abenteuer, worüber dieser sich prächtig amüsirte. Für meine Aufgabe im Süden war dieser kleine ganz geringwerthige Vorgang von großer Bedeutung, denn von nun ab erst wurde ich von den Offizieren als einer der Ihren betrachtet, was ich im Innern in der That schon war; auch wurde die Sache in der Londoner „Times" erzählt und, von den amerikanischen Blättern nachgedruckt, in unserer Armee bekannt, was mir überall zu gute kam.

Die Lage der Armeen ist aus der Skizze auf S. 85 zu ersehen. Die Armee Hookers hatte sich hinter die Position B, gedeckt von Schützengräben, zurückgezogen. Besonders stark war der Hügel C, auf dem die Farm Chancellorsville liegt, befestigt und besetzt. Der Feind hatte trotz seiner großen numerischen Ueberlegenheit hinter der zweiten gar noch eine dritte Verschanzung D angelegt, wie es echten Dilettanten zukommt. Denn der erfahrene Soldat weiß, daß selten eine Truppe eine Position auf das Aeußerste vertheidigt, wenn noch eine zweite Deckung rückwärts winkt.

Lees Armee hatte sich in den dichten Wäldern diesen Stellungen genähert. Da auf dem linken Flügel, den Stuart kommandirte, die Entscheidung lag, schloß ich mich der Attacke an und war dadurch Zeuge der dort sich abspielenden wichtigen Vorgänge. Ich traf hier auch Heros v. Borcke an einer heißen Stelle, wo die Geschosse uns dicht umschwirrten.

Die erste Linie der feindlichen Aufstellung B wurde im ersten Anlaufe nach kurzem, aber in den Wäldern furchtbar tönenden Feuergefecht genommen. Hinter diesem Abschnitt erhob sich der schon erwähnte Hügel C.

der mit dichten Schützenlinien, die in guten Deckungen lagen, und mit einer langen Reihe von Geschützeinschnitten gekrönt war, während ein gut bestrichener Abhang vor den Linien sich zu einer Thalschlucht hinabsenkte. In dieser Schlucht, die wenigstens einige Deckung bot, sammelte sich das durch den Kampf um Position B etwas auseinander gekommene erste Treffen des Korps von Stuart und begann den Ansturm, den ich von der Höhe unmittelbar südlich der Schlucht genau beobachten konnte.

Sturm auf Chancellorsville (C). Mit erklärlicher Erregung, ja mit Staunen und Bewunderung sah ich den ersten ernsten Waffengang in meinem Leben vor meinen Augen sich abspielen. Die Massen bewegten sich und marschirten in einer nicht zu dichten Linie den Abhang hinauf. Sobald sie an der Stelle angelangt waren, in der sie direkt sichtbar wurden, hüllte sich der feindliche Hügel in eine Wolke von Pulverdampf ein; Salven und Kartätschladungen, auf kurze Distanzen abgegeben, spritzten durch die Reihen der Angreifer, hier und da große Lücken reißend und Haufen sich krümmender Menschengestalten auf dem Boden zurücklassend. Ruhig schritten die Streiter Jacksons weiter; hatten sie doch um Richmond, bei Manassas, im Virginien-Thale und in anderen Schlachten schon ähnliche Stellungen erstürmt. Sie brachen nicht gleich zusammen; erst als ganz in der Nähe der Werke das Feuer auf den Höhen aufs neue einsetzte und gar zu große Opfer forderte, fing die Bewegung an zu stocken („wever" sagen die Amerikaner), die Linie wurde schlangenförmig, und der Marsch verwandelte sich unwillkürlich in eine Rückbewegung. Doch Niemand fiel in Laufschritt, da die Erfahrung die undisziplinirten Truppen gelehrt hatte, daß bei ihnen eine Laufbewegung nicht mehr zu stopfen sei; deshalb riefen sich die Leute so laut „steady! steady!" zu, daß ich es hören konnte. In ruhigem Tempo gewann die Linie wieder die Deckung in der Schlucht. Etwas verstärkt,

versuchten die Braven einen zweiten Angriff auf die von numerisch überlegenen Gegnern besetzten Hügel; allein auch dieser wurde mit schwerem Verluste abgewehrt.

Durch Reserven verstärkt, wurde nun ein dritter Ansturm unternommen, eine That, die auf mich einen tiefen Eindruck machte. Jetzt aber hielten kein Feuer, keine Verluste, obgleich ganze Reihen von den Geschossen niedergemäht wurden, die opferbereiten Helden auf; mit furchtbarer Entschlossenheit stürmten sie gegen die unheilspeienden Hügel nun mit glücklichem Erfolge an. Die Moral des Feindes war dieser Energie nicht gewachsen; der helle weitklingende „Rebellenjell", der zugleich ein Sieges- und Triumphgeschrei war, zeigte weithin, daß ein Sieg errungen sei, daß der Feind wanke und Fersengeld gäbe. Mit erneuter Kraft stürzten sich die Angreifer nun den flüchtenden Massen nach. Der Hügel war genommen!

Auch die von Osten her angreifenden Divisionen hatten erfolgreiche Vorstöße gemacht. Die hohen Verhaue waren von Schützengräben vertheidigt, die keinen Einblick in das Vorgelände gestatteten, und so waren die Angreifer vielfach durch die Verhaue gekrochen und schossen nun den Vertheidigern direkt ins Gesicht.

Eine Batterie, deren Stellung General Lee bei A persönlich aufgesucht hatte, trug wesentlich zu dem Erfolge des Tages bei, da sie die südlichen Linien des Hügels C der Länge nach bestrich.

Einen kurzen Widerstand setzten die Nordländer noch den Angreifern in dem Gebäudekomplex von Chancellorsville entgegen, allein auch dieser wurde um so schneller überwunden, als die Häuser in Brand geriethen. Dann zog sich die ganze feindliche Armee hinter die letzten befestigten Linien D zurück. —

Während die zerstreuten Truppen wieder gesammelt wurden, hörte man in weiter Ferne in unserem Rücken

das Rollen von Geschützfeuer, das in den letzten Stunden immer näher gekommen war und außer den Meldungen Earlys anzeigte, daß der gegnerische General Sedgwick über den Fluß gegangen sei, daß er in der That die 15 000 Mann Konföderirter vom Maryes Hill zurückgedrängt habe und daß Early seiner Instruktion gemäß sich langsam auf uns zurückzog. Lee hätte vielleicht seinen Sieg ausnutzen und mit einem letzten Anlaufe auch die dritten Linien D der Yankees bei Chancellorsville nehmen können; doch war die Mannschaft durch die mehrtägigen Kämpfe und Märsche erschöpft. Genug, er gab den Befehl, sich hier den Gegnern gegenüber ebenfalls zu verschanzen, und setzte nun die Divisionen McLaw und Anderson in Marsch, um mit ihnen Early zu entlasten; dies geschah durch das erfolgreiche Gefecht bei der Banksfurt, in dem Sedgwick vollständig abgewiesen wurde.

Rückzug der Armee Hookers. Am 5. früh war Lees Armee schon wieder beisammen, und es wurde sofort Alles vorbereitet, um den Sturm auf die letzten Linien D der Gegner zu unternehmen. Diese Verschanzungen bildeten zugleich einen großen Brückenkopf, hinter dem die durch Brücken verstärkte United States Furt über den Rappahannock führte. Schon waren allerhand Gerüchte verbreitet, daß Bewegungen im feindlichen Lager bemerkt worden seien. Als nun der Vormarsch begonnen werden sollte, traf die Meldung ein, daß die ganze Armee Hookers unter dem Schutze einer stürmischen Regennacht sich über die Brücken auf das andere Ufer zurückgezogen hätte! Dies war das ganze Endergebniß der im Voraus vielgepriesenen strategischen Umgehung Hookers und der erste Erfolg der „glänzendsten Armee unter der Sonne", wie die nordischen Blätter ihre Potomac-Armee, diesen Zusammenfluß von Massen, genannt hatten!

Persönliche Erlebnisse. Da ich in den Schlachten keine Heldenthaten ausgeführt habe, so wäre ein Erzählen meiner kleinen Erlebnisse überflüssig; da aber gerade kleine Details den Bildern Relief geben, so wage ich es, hier einige Begegnisse einzuschalten.

Am Sonntage war ich, wie erwähnt, von dem Hügelrücken südlich des Angriffes Zeuge des Sturmes. Ich hatte, da die Geschosse durch den Wald jagten und so viel Zweige herunterholten, daß kaum ein Baum unverletzt war, mein Pferd in einer rückwärtigen Deckung angebunden und lag zwischen zwei Bäumen, das Skizzenbuch vor mir, um den denkwürdigen Angriff zu zeichnen. Ich gestehe, daß ich über meinen mangelnden Gleichmuth erschrocken war, denn als ich in dem Toben der Schlacht den Bleistift ansetzte, um das Bild zu fixiren, zitterte meine Hand unter der Einwirkung des allseitigen Feuers so heftig, daß ich mich erst energisch „anblasen" mußte, ehe ich die Ruhe gewann, die Skizze zu vollenden. (Ich hatte später allerdings die Genugthuung, daß Vizitelli, der Kriegsillustrator der „Illustrated London News", der viele Skizzen aus meinem Tagebuche kopirte und veröffentlichte, mir sagte: „Kapitän, das ist die einzige Skizze, die ich kenne, die wirklich im Laufe der Schlacht nach der Natur gefertigt ist. Wir sehen uns die Sache an und komponiren nachher das Bild!" Vizitelli hatte unter Anderem Garibaldi auf seinen Zügen begleitet und trug eine Anzahl Briefe von dessen Hand bei sich auf der Brust.)

Sobald die Linien genommen waren, begab ich mich nach dem Centrum und fand dort den General Lee, der seinen Stab zurückgeschickt hatte, neben der Batterie bei A allein stehen, den Fortgang des Kampfes um Chancellorsville mit dem Glase verfolgend. Er gestattete mir freundlichst, ihm zur Seite zu bleiben, und war offenbar erfreut, als ich ihm einen Bericht des Geschehenen gab und meiner Bewunderung für das Benehmen der Truppen

Worte verlieh. „Geben Sie mir noch preußische Disziplin und preußische Formen", sagte er, „so würden Sie ganz andere Resultate erleben!" Mir imponirte besonders die völlige Selbstbeherrschung, die auch nicht einen Anflug von irgend welcher Erregung durchblicken ließ, mit der General Lee die verschiedenen Meldungen entgegennahm und die Befehle ausfertigte, ja, mit der er sogar in diesen kritischen Momenten ein allgemeines Thema anschlug, indem er sein schmerzliches Bedauern über das Wüthen des Krieges und das viele Blutvergießen aussprach und bemerkte, daß sein Hauptaugenmerk darauf gerichtet sei, die Leute in moralischer Zucht zu halten und vor Verwilderung zu bewahren. „Sehen Sie", sagte er (nach den sofort nach dem Gespräche von mir festgelegten Erinnerungen) „hier haben Sie die Elite unseres Volkes von 16 bis 45 Jahren vor sich; aus diesen soll künftig der Staat bestehen, sie sollen nachher die friedlichen Beschäftigungen treiben und ruhige Bürgertugenden ausüben. Es ist ein wildes Handwerk, der Krieg, und man muß, soviel es geht, die Leute an Selbstbeherrschung gewöhnen!"

Als der Krieg zu Ende war, lehnte der einst sehr reiche, nun völlig verarmte General bekanntlich alle die ihm vielfach angebotenen Aemter ꝛc. ab und übernahm einzig die Direktion der Akademie in Lexington, um im Frieden möglichst an der Jugend die Schäden wieder gut machen zu können, die der Krieg unter seiner Leitung verursacht hatte.

Während wir an der Batterie standen, schlug eine Gewehrkugel zwischen unseren Füßen ein; der General grub sie mit seinem Säbel aus und schenkte sie mir zum Andenken.

Nach der Schlacht. Der Anblick des Schlachtfeldes war deshalb ein schrecklicher, weil auf engstem Raume die erbittertsten Kämpfe stattgefunden hatten und die

Verluste auf beiden Seiten sehr schwere waren. Besonders auf dem Hügel C lagen Pferde und Menschen geradezu in Haufen, während zahllose Verwundete in ihrem Blute lagen, zurückhumpelten, viele das Gewehr als Krücke benutzend, oder getragen wurden. Ich wendete pflichtgemäß meine Aufmerksamkeit nun auch dem Sanitätswesen zu und konnte nur wieder staunen, in welch hervorragender Weise im Laufe des in vieler Hinsicht „improvisirten" Krieges auch dieses nicht nur organisirt war, sondern auch erfolgreich wirkte. 10 bis 12 Stunden nach beendeter Schlacht waren Freund und Feind wenigstens mit Wasser und dem ersten Verbande versehen. (Jede Kompagnie hatte einige Krankenträger, nicht etwa schlechte, sondern die besten Leute der Truppe.)

Als ich mit dem Chefarzte über die Schnelligkeit der Unterbringung sprach, sagte er zur Erklärung: „Einmal hat der zweijährige Krieg die meisten älteren Leute und besonders die Krankenträger zu passablen Chirurgen, wenigstens für die Anlage des ersten Verbandes oder der ersten Hülfeleistungen gemacht, ferner kommt hier in Virginien der außerordentliche Reichthum an Quellen der Pflege sehr zu Hülfe, indem dieser Umstand gestattet, die Verwundeten längs der Wasserläufe zu lagern, was sie befähigt, ihren Durst selbst zu löschen und ebenso selbst die Wunden zu kühlen." — —

„The famous apple-tree." An einem Apfelbaume auf dem Ostabhange des Fairview-Hügel (C) schlug unter einem großen alten erbeuteten Zelte General R. E. Lee sein Hauptquartier auf. Bei ihm befanden sich die Generale Stuart und der leicht verwundete A. P. Hill. Weshalb dieser Fleck gerade ausgesucht war, wußte kein Mensch. Er befand sich gerade in der Schußlinie einer rückwärts im Walde liegenden Yankee-Batterie. Diese überschüttete von Zeit zu Zeit unseren Platz so, daß jedesmal, wenn sie zu feuern begann, Jedweder seinen

Gaul an die Hand nahm und mit ihm sich in die nahe Schlucht zurückzog! Daß dies nöthig war, zeigte der Umstand, daß der Platz von Geschossen wie geeggt war und der übrigens vielbesungene Apfelbaum eine nicht geringe Anzahl Treffer aufwies.

Hier ereignete sich ein kleines Zwischenspiel, das mir die Zuneigung Lees erwerben half. In dem netten Stabe waren allerhand Neckereien im Schwange, und mich „uzte" der liebenswürdige Kommandeur der Artillerie, Oberst Balduin, manchmal mit der nächtlichen Ausreißerei im ersten Reitergefecht, die ich den Herren selbst dramatisch geschildert hatte. Wir lagen neben dem Zelte Lees, als die Schrapnels der oben erwähnten feindlichen Batterie wieder so dicht herabregneten, daß alle schleunigst ihre Pferde abbanden und verschwanden. Der Oberst Balduin, der soeben noch eine Neckerei auf der Zunge gehabt hatte, konnte den zu fest geschürzten Knoten, mit dem er sein Roß an einen Pfahl gebunden, nicht lösen, er zog es daher vor, in langen Sprüngen allein das Weite zu suchen und den schrecklich stampfenden Gaul seinem Schicksale zu überlassen.

Als ich von der Schlucht aus dieses bemerkte, ging ich den Hügel hinauf, löste das geängstigte Thier während des Feuerns gemächlich von dem Knoten, brachte es hinunter und sagte nur: „Sie vergaßen Ihr Pferd abzubinden, Colonel!" „Bravo, gut gegeben!" lächelte der alte General, und der ganze Stab vergnügte sich über die Verlegenheit des Obersten, der einer meiner besten Freunde wurde.

Im Laufe des ersten Tages wurden alle Todten der eigenen Armee begraben; leider machten die nachfolgenden Gefechte es nicht möglich, auch die der feindlichen Armee zu beerdigen und die Pferdekadaver zu verscharren. Die Leichname sahen mit der Zeit schauderhaft aus und verbreiteten einen fürchterlichen Geruch, der uns,

die wir öfter auf dem Gelände zu thun hatten, zeitlebens in Erinnerung bleibt.

Der Feind hatte das Lager so schnell verlassen, daß er nicht einmal sich Zeit gelassen hatte, die Vorräthe mitzunehmen, besonders die „suttlers“ (Marketender in großem Stile) hatten wohl keinen Platz in der Marschordnung mehr gefunden und ihren Kram zurücklassen müssen. Nicht nur Zeug war in solchen Mengen zurückgeblieben, daß sich die Konföderirten neu equipirten, was nebst den Decken und Zelten in der folgenden Regenperiode sehr angenehm war, sondern auch Lebensmittel, ja Leckereien aller Art, Konserven, selbst Sektflaschen wurden gefunden. Man kann sich wohl die Freude ausmalen, mit der die halbverhungerten Leute die Beute entgegennahmen und endlich statt des oft verschimmelten Maisbrotes und vielfach ranzigen Specks nun an das Braten der frischen Fleischstücke gingen oder sich an echtem Mokka und schönen Getränken erlabten. Guter Humor und fröhliches Schaffen herrschte ringsum. Merkwürdig war, daß nirgends eine Spur von Siegesrausch zu spüren war; mit einem nüchternen „Dank Gott“, daß wieder ein „on to Richmond“ vereitelt sei, war die Sache meist abgethan.

Die „Order Nr. 59“ des Generals Lee, in der er Kunde von dem Siege gab, athmete dieselbe Bescheidenheit; sie schloß mit der Mahnung: „Gott allein die Ehre“ zu geben.

Die Schlachten um Richmond, bei Fredericksburg und Chancellorsville, welche Gegensätze!

Lagerleben. Am 7. Mai verlegte General Lee sein Lager wieder nach der alten Stelle am Rappahannock unweit Fredericksburg, doch mit einer kleinen Verschiebung nach Süden, so daß wir das malerische Thal des Massaponax vor uns liegen hatten. Der Fluß schlängelte sich zu unseren Füßen hin, während zwischen unseren Zelten Eichen, Sassafrassträucher, deren süßlicher Wurzel-

saft ein trauriges Surrogat für den Thee abgab, uns Schutz gegen den Wind gaben. Leider regnete es fast unaufhörlich.

General Lee beauftragte mich am 8., ihm eine Aufnahme der Stellungen und Verschanzungen um Chancellorsville anzufertigen, um eine ganz unparteiische Karte zu haben (da bei Sharpsburg [Antietam] die Nordländer ihren Plan geradezu gefälscht hätten, um der ganzen Schlacht ein anderes Gepräge zu geben). Der Plan auf Seite 85 ist eine Kopie dieser Aufnahme. Dem General fertigte ich einen Plan an, in dessen einer Ecke ich den General Jackson gezeichnet hatte, wie er seine Leute zum Vorgehen bei Wilderneß anfeuerte. Ich hatte von diesem nämlich bei Wilderneß ein kleines Portrait in mein Tagebuch skizzirt, das von den Herren als „very much like him!“ anerkannt wurde.

Die Arbeit dieser mit dem Reflektor gemachten Aufnahme (8. bis 12. Mai) war deshalb für mich lehrreich, weil ich nun das ganze Schlachtfeld noch einmal durchwandern mußte, auch zugleich die militärisch vielfach sehr thöricht angelegten Befestigungen der Gegner besehen konnte. Zugleich konnte ich beobachten, wie gefährlich die aus zusammengepackten Zaunlatten gefertigten Brustwehren, über die man etwas Boden geworfen hatte, den Vertheidigern werden. Geradezu gräßlich waren bei den Verwundungen die Verstümmelungen, die die Holzsplitter verursacht hatten. Zugleich fand ich Gelegenheit, ungestört mich mit den Truppen, deren Geist und Wesen bekannt zu machen, da ich mit diesen vielfach in Verkehr trat.

Im Laufe der Vermessungen kam ich auch bei der Catharina Esse vorbei, machte in dem Hause meinen Besuch und wurde auf das Freundlichste aufgenommen. Hier erfuhr ich, daß unmittelbar nach unserem Wegritte zur Schlacht bei Wilderneß am 2. Mai die Nordländer gekommen wären, wüst gehaust und Alles von oben nach

unten gekehrt hätten. Es war dieses ein schwächlicher Vorstoß des Generals Sickles, um sich zwischen Jackson und die Haupt-Armee einzudrängen. Er wurde durch einige Lagen der Artillerie abgewiesen; leider waren durch ihn eine Anzahl unserer Leute im Walde gefangen. Wäre der Stoß mit der Energie eines Jackson ausgeführt worden, hätte er dem Geschicke des Tages eine andere Wendung geben können. So wurde er nur bespöttelt.

Der Tod Stonewall Jacksons. Wir verließen den allverehrten Führer schwer verwundet im Dickichte der Wilderneß. Leider mußte ihm im Lazareth bald der linke Arm amputirt werden. Lee äußerte, als ihm dies gemeldet wurde, bewegt: „Der Aermste hat seinen linken, ich aber habe meinen rechten Arm verloren!“ Dann schrieb er an den General Jackson:

„Ich habe soeben Ihren Brief erhalten, der mir die Nachricht bringt, daß Sie verwundet wurden. Ich bin nicht im Stande, meinem Bedauern über diesen Unfall Worte zu verleihen. Hätte ich die Ereignisse lenken können, würde ich zum Wohl des Vaterlandes gewählt haben, selbst an Ihrer Stelle verstümmelt worden zu sein. Ich wünsche Ihnen herzliches Glück zu dem Siege, den wir allein Ihrer Geschicklichkeit und Ihrer Energie zu verdanken haben. R. E. Lee.“

Eine Lungenentzündung, wahrscheinlich eine Folge des Sturzes von der Tragbahre, gab dem anfänglich guten Verlaufe der Heilung eine schlimme Wendung und ließ das Schlimmste befürchten.

Eine Scene, deren Zeuge ich am nächsten Sonntag (10. Mai) war, hat mich tief ergriffen. Dem Gebrauche gemäß begab sich unser Stab zu dem sehr besuchten Gottesdienste in dem Thale. Dr. Lazy predigte kräftig über den Text: „Alle Dinge wendet Gott bei denen zum Guten, die an ihn glauben.“ Am Schlusse der Predigt, sagte er, daß Jackson diesen Text für die heutige Andacht

ausgesucht habe, meldete zugleich, daß der große Führer wahrscheinlich im Sterben läge, und forderte die Versammlung auf, für die Erhaltung dieses theuren Lebens Gott inbrünstig zu bitten. Alle die Tausend Krieger, die dort im stillen Haine versammelt waren, fielen im tiefsten Schmerze andächtig auf die Kniee und folgten dem ergreifenden Gebete des edlen Seelenhirten um Genesung des dem Vaterlande so unersetzbaren Generals. Es war ein Bild so aufrichtiger Trauer, wie solche nur aus so braven Herzen wie die der Südländer kommen konnte.

Ich begleitete den General Lee beim Heimgange nach unserem Lager. Mit einem Male sagte er, recht charakteristisch für seine Denkungsweise: „Der Doktor vergaß doch eines zu sagen: »Herr, dein Wille geschehe«."

Auch die Gebete der vielen Krieger hatten, obgleich sie gewiß noch vieltausendfache Echos in den stillen Zelten fanden, das theure Leben nicht retten können. Schon an demselben Tage mußte Frau Jackson ihrem Manne offen und frei heraus sagen, daß er bald sterben müsse. „Sehr gut, sehr gut, Alles ist in Ordnung!" konnte der stets zum Sterben bereite tapfere Krieger antworten. Seine letzten Worte waren: „A. P. Hill, mache dich kampfbereit!"

Die Armee, besonders aber Lee, sollten bald fühlen, daß der Verlust in der That ein tödlicher Schlag für die Führung des Krieges war.

So wie die Brigade, war auch der alte Stonewall Jackson selbst ein Vorbild der Tapferkeit, des echten Christensinnes und des Heldenmuthes. Thomas Jonathan Jackson wurde am 21. Januar 1824 geboren, machte seine militärischen Studien zu Westpoint und wurde Artillerist; im Feldzuge gegen Mexiko 1847 zeichnete er sich so aus, daß er bald Premierleutnant wurde, dann Kapitän für ausgezeichnete Tapferkeit in den Schlachten von Contrera

und Churubusco, und Major für die Schlacht bei Chepultepec. Leider hatte das Klima so nachtheilig auf seine Gesundheit gewirkt, daß er 1852 den Abschied nachsuchen mußte und die Professur an dem Virginia-Militärinstitut übernahm, die er bis zum Ausbruche des Revolutionskrieges innehatte.

Im Monat April 1861 erschien der junge tapfere Offizier wiederum auf der Bühne, jetzt 37 Jahre alt. Er war kaum außerhalb der Mauern des Institutes bekannt, in dem er seine Dienstgeschäfte mit militärischer Genauigkeit verrichtete. Wenn die Außenwelt überhaupt von ihm etwas hörte, waren es nur Scherze über seine Charaktereigenthümlichkeit und sein Benehmen, vielleicht durch Studenten, welche mit sprichwörtlicher Liebe zum Witze viel von den Excentrizitäten und eigenthümlichen Wegen des „Alten Tom Jackson" zu erzählen hatten. Er war ein Pedant in der Ausübung seiner Pflichten — verwaltete die Geschäfte in seinem Departement „kriegsgemäß" und brachte ohne Zweifel die leichtlebige Jugend, die er erzog, dazu, ihn als einen unvernünftigen und ziemlich strengen Anhänger an nutzlose militärische Etiquetten und an Ceremoniell zu betrachten. Aber er hing an diesen Kleinigkeiten mit Bewußtsein und hatte vollständig recht, denn das Institut war eine Militärschule.

Seine religiöse Ueberzeugung hatte einen bestimmenden Einfluß auf sein übriges Leben. Er war schon früher ein treuer Anhänger der presbyterianischen Kirche geworden und ein sehr demüthiger und mustergiltiger Christ. Sein ganzes Leben war durch ehrliche Frömmigkeit geläutert. Niemals hat dieser felsenfeste Glaube ihn in den trübsten Zeiten des Krieges verlassen, und in seinen letzten Augenblicken sagte er ruhig, daß er kein Bedauern über den Verlust seines Armes hätte; es wäre Gottes Wille, ob sein Leben erhalten bliebe oder nicht, er unterwerfe sich mit Demuth und vollständigem Vertrauen der Gnade des Erlösers.

Am 31. Mai 1861 übernahm er als Oberst das Kommando eines kleinen Observationskorps zu Harpers Ferry und begann so seine militärische Laufbahn in diesem Kriege. Es würde einen Band füllen, die Heldenthaten, kühnen Züge und fabelhaften Märsche auch nur kurz zu erzählen, die er erst mit seiner berühmten Stonewall-Brigade, dann als Divisions- und zuletzt als Korpskommandeur ausführte. — —

Hier in Virginien schien mir ein Stillstand der Bewegungen eingetreten zu sein. Meine Aufgabe war, wie erwähnt, den Festungskrieg zu sehen. Dazu war jetzt im Westen die beste Gelegenheit. General Grant hatte durch eine erfolgreiche Kampagne den oberen Mississippi erobert, Farragut am unteren Laufe jenes Stromes New Orleans genommen, und in der improvisirten Festung Vicksburg hielt sich General Pemberton gegen eine reguläre Belagerung Grants, soweit die Zeitungen klar sehen ließen, vorläufig mit Erfolg.

Ich verabschiedete mich deshalb von dem mir so lieb gewordenen Stabe und erhielt neben herzlichen Wünschen eine Unzahl Empfehlungsbriefe und Rathschläge mit auf den Weg, die mir meine Aufgabe im Westen erleichtern sollten.

---

4. Die Reiterschlacht bei Brandy-Station.

(9. Juni 1863.)

Schwere Krankheit in Richmond. — Im Lager Stuarts. — Kavallerie-Revue. — Schlacht bei Brandy-Station.

Schwere Krankheit in Richmond. Ich fuhr am 10. nach Richmond und zeichnete den oben erwähnten Plan der Schlachtfelder um Richmond, mit dem Bilde Jacksons, so gut ich konnte, ins Reine und hatte die Freude, später einen überaus herzlichen Dankbrief von dem

General Lee zu erhalten. Gleichzeitig machte ich dem Präsidenten Jefferson Davis und den mir bekannten Ministern meine Aufwartung. Meine Abreise hatte ich zum 15. vorbereitet. Doch es sollte anders kommen.

Ein schweres Fieber mit Dysenterie warf mich völlig hülflos auf das Lager, so daß ich mich nicht rühren konnte. Die Qualen der Krankheit wurden dadurch auf das Furchtbarste gesteigert, daß ich oft im Schlafe träumte, ich stände vor dem Fürsten Radziwill, der mir sagte: „Sch., ich habe mich in Ihnen getäuscht! Ich habe Ihnen ein Kommando ausgewirkt, nach dem sich Viele gesehnt hatten. Jetzt sind Sie wieder heimgekehrt, haben eine Summe Geldes verreist und nichts gesehen! Haben Sie Angst gehabt oder nicht begriffen, was Ihre Pflicht bei diesem großen Vertrauenskommando war?" Entsetzliche Foltern stand ich unter diesen Fragen des von mir so hoch verehrten Chefs aus! Wie dankte ich Gott bei jedem Erwachen, daß ich mich noch immer jenseits des Ozeans befand. Sobald ich aber einschlummerte, war ich im Geiste wieder in Berlin! —

Am 16. — übrigens meinem Geburtstage — trat zu meiner freudigen Ueberraschung Borcke in mein Zimmer und brachte mir eine Einladung von Stuart, die nächste Kampagne in dessen Stabe mitzumachen. Es liege offenbar eine großartige Bewegung nach Norden in der Luft. Ich lehnte ab, da meine Pflicht, den Festungskrieg zu sehen, mich nach Vicksburg riefe, wohin ich abgehen würde, sobald ich nur halbwegs auf allen Vieren kriechen könnte. Borcke bewies mir nun aus Zeitungen und dem, was er erfahren hatte, daß Vicksburg so eng cernirt sei, daß es selbst den gewandtesten Scouts nicht mehr gelänge, Nachrichten hineinzubringen.

Nachdem ich die Unmöglichkeit eingesehen hatte, meine Absicht auszuführen, nahm ich natürlich die Einladung mit großer Freude dankbarst an und versprach hinzukommen, sobald ich mich nur fortzuschleppen ver-

möchte, wenn man ein wenig Nachsicht mit meinem Zustande habe. Er meinte, ich würde mich im Lager eher erholen als in den Zimmern und bei der schlechten Pflege, die ich in Richmond genoß. Diese bestand in dem wüsten und überfüllten Hotel allerdings einzig und allein darin, daß ein stumpfsinniger Neger mir alle Morgen auf meine Bitte einen möglichst „großen" Krug Wasser vor das Bett setzte. Sonst lag ich mutterseelenallein in meinem Fieber und habe in der ganzen Zeit auch nichts genossen.

Die Vorsehung, die in jener Zeit mich oft seltsam geführt hat, hatte auch hier gewaltet. Wäre ich nicht krank geworden, hätte ich alsbald die Fahrt nach Vicksburg angetreten und wäre — falls es mir ja gelungen wäre, mich in die Festung zu schleichen — bei der Kapitulation mit der ganzen Besatzung gefangen genommen worden, hätte also von dem Feldzuge und der interessanten Vertheidigung von Charleston nichts mehr erlebt!

Im Lager Stuarts. Am 21. Mai war ich endlich so weit, daß ich allenfalls gehen konnte. Ich fuhr deshalb mit der Bahn nach Culpeper, in dessen Nähe Stuart seine Zelte aufgeschlagen hatte. Dem gefallenen Liebling Stuarts zu Ehren hieß das Lager „Camp Price". Den ganzen Tag in der Sonne oder unter Bäumen liegend, denn Stehen und Gehen strengte mich sehr an, erholte ich mich in der frischen Luft am Fuße des Alleghany-Gebirges auffallend schnell. Wir blieben glücklicherweise den ganzen Monat Mai in dieser stärkenden Luft und erhielten öfter Besuch von den liebenswürdigen Frauen unserer Führer; häufiger kamen Mrs. Stuart und Mrs. W. H. Lee, die durch ihre anregenden Unterhaltungen fröhliche Stimmung in das einförmige Lagerleben brachten.

Eine drollige Geschichte passirte mir infolge dieser Besuche. Mrs. Lee, die mein Tagebuch sehr bewunderte,

in das ich, wie erwähnt, manche Gefechtsskizzen und Portraits hineingezeichnet hatte, bat mich eines Abends, sie am nächsten Tage in Culpeper zu besuchen. Sie vertraute mir dort an, daß sie ebenfalls skizzire und vergebliche Versuche mache, eine Photographie ihres Gatten, mit der sie ihn überraschen wolle, zu koloriren. Ich half ihr über diese Schwierigkeit hinweg und mußte dann ein wenig auf dem Piano phantasiren. Um das Klavierspiel kam ich selten hinweg, weil die Südländerinnen mein kümmerliches Klimpern für riesige Virtuosität hielten. Endlich gestand sie, daß sie heimlich in Oel male und mit der Toilette einer jungen Dorfschönen nicht zu Stande komme. Obgleich ich niemals einen Oelpinsel in der Hand gehabt hatte, malte ich, des Zeichnens kundig, munter drauf los, arrangirte Kleid und Aermel, brachte ein paar brillante Reflexe in Locken und Augen und erntete ihre volle Zufriedenheit. Als ich mich empfehlen wollte, sagte sie plötzlich: „Wo ist aber das Oelbild geblieben, Kapitän?“ Ich erhob mich — nota bene in weißen Inexpressibles — und gewahrte durch eine gewisse Schwere am sogenannten Kreuz des Beinkleides, daß ich das zarte Bild an einer nicht ganz salonfähigen Stelle festkleben hatte.

Meine Selbstbeherrschung feierte eine schöne Minute. Ich sagte der schönen Frau auf den Kopf zu, daß sie es in die andere Stube getragen habe, was sie endlich glaubte, da ich so sicher sprach, um nur auf einen Augenblick allein zu sein. Ich riß das Bildniß während ihres Suchens ab! Aber ach, statt des schönen Kopfes grinste mich eine scheußliche, vom Sitzen verunstaltete Mißgeburt an. Ich rannte zur Kommode, rief: „O weh!“ und that, als Mrs. Lee eintrat, als habe ich das Bild soeben hinter dem Möbel gefunden.

Schnell wurden die Züge zu allgemeiner Zufriedenheit wiederhergestellt. Jetzt aber hieß es einen geschickten Rückzug antreten, was ich dadurch bewerkstelligte, daß ich mich rückwärts nach der Thür konzentrirte.

Es gelang mir sogar, auch der auf dem Flur stehenden Freundin des Hauses gegenüber meine rückwärtigen Linien zu decken und mit einer letzten Verbeugung durch die Hausthüre zu schlüpfen, die ich natürlich fest ins Schloß drückte. Den Hut leicht hinter mir herbaumeln lassend, kam ich glücklich in mein Zelt und legte mich zur Ruhe. Früh trat der General J. E. B. Stuart selbst an mein Lager, um mich zu wecken und zu fragen, wie es mir bei Mrs. Lee gefallen habe. In dem Augenblick grinsten mich von meinen am Zelteingange hängenden Hosen die stark auf denselben abgedruckten Züge der mißhandelten Dorfschönen so grenzenlos komisch und so vorwurfsvoll an, daß ich vor Lachen nicht sprechen konnte, bis Stuart mich wieder zur Besinnung brachte und stürmisch in meine Heiterkeit einfiel.

Kavallerie-Revue. Offenbar um dem Feinde zu zeigen, daß man noch an der alten Stelle am Rappahannock weile, wurden ostentiöse Paraden über 12 000 Pferde abgehalten, deren erster beizuwohnen ich schon kräftig genug war. Ich hatte die große Freude, daß General Stuart mich zum Vorausreiten bestimmte, indem der Sitte gemäß bei Paraden zwei Mitglieder des Stabes — ähnlich wie bei uns die Flügeladjutanten — voransprengten, um das Nahen des Generals anzuzeigen. Borcke war so freundlich, mir zu diesem Zwecke seinen bildschönen Braunen zur Verfügung zu stellen.

Das Kavalleriekorps war in Front aufgestellt und zwar in zwei Treffen, die wir in langem Sprunge abritten, während die Regimenter schulterten. Ich hatte auch Glück dabei! Mitten in der Front durchschnitt nämlich ein Flußlauf, dessen Ufer senkrecht abfielen, die Linie. Ich hatte die Breite des Hindernisses unterschätzt und nahm daher einen tüchtigen Anlauf, war aber doch sehr erstaunt, als das brave Thier mich mit einem Sprung über ein Ravin, das alle übrigen Reiter in

mehrere Absprünge theilten, hinübertrug! Mir als Fremdling und Ingenieur thaten die Bravos, die ich als Reiter erntete, offen gestanden sehr wohl.

Nun folgten Vorbeimärsche in Eskadronfront, erst im Schritt und dann in der Karriere, die überaus schneidig geritten wurde. Beim Passiren vor dem General wurden der „Rebellenjell" ausgestoßen und Lufthiebe ausgeführt. Es war eine Lust, diese mit dem Pferde verwachsenen Reiter zu sehen sowie die prächtigen Thiere zu beobachten, die dort vorbeijagten. Bei manchen Regimentern raunte mir Borcke ins Ohr: „Kein Gaul in dem Regimente unter siebzig Doppelkronen!" — damals ein hoher Preis für Pferde in Preußen! Hier und da saß auch wohl ein Reiter auf flüchtigem Maulthier! Diese waren sonst bei Kavallerie und Artillerie verpönt, da sie feige sind und sich vor dem feindlichen Feuer fürchten.

In der Reiterei herrschte ein eigenthümliches Gesetz. Wer sein Pferd auf andere Weise als in der Schlacht verlor, erhielt einen Monat Urlaub, um sich ein neues zu erstehen. Kam er nach dieser Zeit ohne Gaul wieder, wurde er zur Infanterie versetzt. Dies legte allerdings den Grund zu ausgedehnten, oft frechen Pferdediebstählen, vor denen sich selbst die Stäbe nur durch die größte Wachsamkeit schützen konnten. Bei tüchtigen Reitern wurde daher durch die Finger gesehen, wenn sie auf Maulthieren antraten; konnte man doch hoffen, daß sie Alles daran setzen würden, sich bei allererster Gelegenheit bei den Yankees wieder beritten zu machen.

Schlacht bei Brandy-Station. Ich habe diese Schlacht zwar im Verein mit Borcke in einer Monographie*) bearbeitet, indem wir die offiziellen Rapporte und Karten zu Hülfe nahmen; dennoch gebe ich den Verlauf

*) Heros v. Borcke und Just. Scheibert, Die große Reiterschlacht bei Brandy-Station, 9. Juni 1863. Mit 6 Porträts, 5 Karten und 7 Vollbildern. Berlin 1893.

hier so wieder, wie er mir damals erschienen ist und wie ich die Erinnerungen an dem Hergange in meinem Tagebuche unmittelbar nach der Schlacht niedergelegt hatte, weil das ein frischeres Bild der Sache entrollt und Manches in anderem Lichte erscheint als in unserem militärischen Berichte.

Am 6. Juni war blinder Alarm im Lager, der allerdings die nützliche Folge hatte, daß alles Gepäck über 50 Pfund („Plunder" genannt) in die Stadt geschickt und auf die Wagen verpackt wurde. Am nächsten Tage rückte das Hauptquartier näher an den Rappahannock und zwar in einen reizenden kleinen Wald bei Brandy-Station. Am 8. hielt Lee eine Revue ab (wie die späteren Berichte zeigten, um dem Feinde zu zeigen, daß auch er noch am Rappahannock weile, während seine Truppen schon auf dem Marsche nach Norden sich befanden.)

Am nächsten Morgen in der ersten Dämmerung stürzte plötzlich einer unserer Couriere ins Zelt mit dem Rufe: „Die Yankees im Hauptquartier!" Wir rissen Heros, meinen Zeltwirth,*) aus den Decken, und in ein paar Sprüngen waren wir an Stuarts Zelt und mit ihm im Freien. Der Courier meldete, daß der Feind über den Rappahannock gegangen sei und dicht bei uns bei General Jones' Hauptquartier, das er überfallen hatte, hause. Im Nu waren die Couriere im Sattel, nach allen Seiten Befehle austragend und die Regimenter alarmirend, auch die Adjutanten, um zu erkunden, was vorgegangen sei. Wir selbst waren ebenfalls in größter Eile ins Zeug gefahren und auf die weidenden Pferde gesprungen. Bald hatte sich das Bild dahin geklärt, daß Pleasanton, der Führer der feindlichen Reiterei (übrigens ein alter Kamerad Stuarts) das Thal des Rappahannock überschritten habe und die Spitzen der Kavallerie bis in unsere Nähe gekommen seien. Stuart sandte das ihm

*) Merkwürdigerweise war er der Ansicht, mich geweckt zu haben.

zuerst begegnende Regiment (die Rapporte sagten, es sei Blacks 1. Süd-Carolina-Regiment gewesen) dem Feinde entgegen. Bald war ein feindliches Pennsylvanien-Regiment mit allen Offizieren gefangen, und der General Stuart in nicht zu langer Zeit Herr über sein ganzes Korps und damit über die Lage.

Nachdem durch die von allen Seiten herbeigeholten Reiter-Regimenter die vorgeschickte feindliche Kavallerie zurückgedrängt worden war, stieß unser linker Flügel auf sieben Regimenter Unions-Infanterie, die durch die Beverley-Furt über den Rappahannock gegangen waren. Stuart, der hierüber Meldung an Lee geschickt und um Verstärkung durch Infanterie gebeten hatte, versuchte durch Artillerie (er besaß 20 Geschütze, darunter 12 gezogene) und abgesessene Reiter das weitere Vorgehen des Gegners aufzuhalten.

Da das Gefecht zum Stehen zu kommen schien, und ich die größte Unruhe wegen meines Tagebuches hegte, das in der Eile im Zelte zurückgeblieben war, so ritt ich zurück, um unser oben auf dem Fleetwood Hill aufgeschlagen gewesenes Lager aufzusuchen.

Mit Staunen bemerkte ich, daß unsere Zelte abgebrochen waren und statt deren lange Reihen von Reitern den Hügel krönten. Ein „quartermaster“ suchte mich zu beruhigen, meinend, es seien unsere Reserven. Bald aber wurden wir eines Besseren belehrt, indem von allen Seiten Couriere in rasendem Laufe herbeikamen mit dem Rufe: „Yankees in our rear!“ (Rücken!)

Während die Infanterie des Gegners in unserer linken Flanke vorgegangen war, hatte Pleasanton auf unserem rechten Flügel die Kavallerie-Division Gregg an der Kelleys-Furt über den Fluß gehen lassen, was der Unachtsamkeit der Brigade Robertson, die von Stuart zur Sicherung dorthin postirt wurde, gänzlich entgangen war.

Der Moment war furchtbar. Hätte an Stelle Greggs

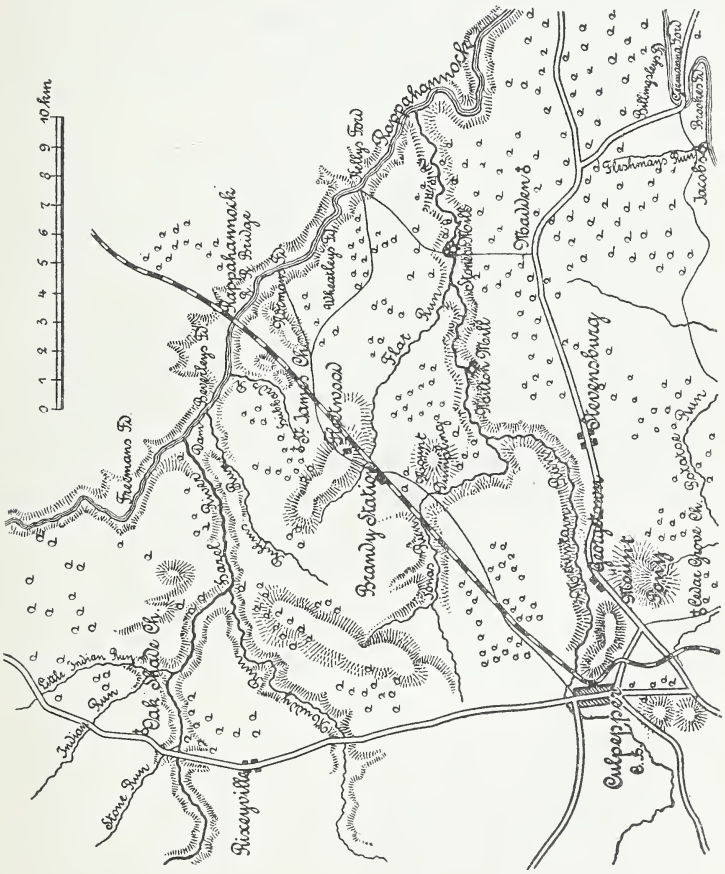
ein Stuart die Führung der Gegner gehabt, so war das Schicksal unserer breit zerstreuten, zum Theil abgesessenen Reiter besiegelt; wie ein Sturmwind wäre er in die Reihen gefahren, ehe sie zur Besinnung kommen konnten. Doch gottlob führten drüben Dilettanten den Befehl und gaben Stuart die Muße, seine Maßregeln zu treffen.

Von dem nun entstehenden Durcheinander der verschiedenen Gefechte, in denen unsere Artillerie eine hervorragende Rolle spielte und mehrmals die feindlichen Reiter mit dem Wischer bekämpfte, kann der Leser sich ein Bild machen, wenn ich ihm mittheile, daß bei der Durchsicht der in den 90er Jahren veröffentlichten Rapporte aus der erwähnten Schlacht weder die Berichte der Regimentskommandeure mit denen der Brigaden noch diese mit dem Stuarts übereinstimmten. Noch weniger waren alle diese mit den Berichten der nordischen Kommandeure in irgend welchen Einklang zu bringen. Endlich gelang es mir, eine Art Kompromißbeschreibung zu Stande zu bringen, in der auch das, was ich mit eigenen Augen gesehen hatte, zur Geltung kam.

Da auch Borcke nach Berlin zog, beschloß ich, mit ihm vereint die Darstellung der Schlacht herauszugeben. Wie groß war meine Enttäuschung, als er nun seinerseits wieder eine ganz andere Anschauung der Dinge gewonnen hatte als alle Vorgänger, so daß es erst wieder längerer Berathungen und Erwägungen bedurfte, um endlich ein gewisses Einvernehmen herzustellen. Vergleicht man diesen unseren mühsam geeinten Bericht mit einem der Rapporte, so wird man trotz des eifrigen Suchens nach Wahrheit, aus dem unser Werk hervorgegangen war, nur wenig Aehnlichkeit mit den anderen Schriftstücken finden. Wir ersahen daraus, wie unendlich schwer es sein muß, bald nach den Ereignissen Kriegsgeschichte zu schreiben, wie vorsichtig man in der Kritik sein muß, und wie wenig die Schlachtendarstellungen, die nur Archiven entnommen sind, der Wirklichkeit entsprechen. Ich werde infolgedessen

auch nur die unmittelbaren Eindrücke geben, die ich damals in meinen Notizen niederschrieb. Es heißt dort:

Stuart begab sich im Carriere auf einen nahen Hügel, schickte nach kurzem Ueberblick seine Befehle nach allen



Skizze 8: Schlacht bei Brandy-Station.

Seiten, um vor Allem unseren Rücken frei zu bekommen. Das Gefecht war bald allgemein. Selbst die Föderirten, die sonst eine große Abneigung gegen den Gebrauch des Säbels zeigten, attackirten heute mehrmals mit Verve

Die Artillerie gab den Hintergrund zu dem fesselnden, aufregenden Bilde, das sich leider bald in dichte Staubwolken hüllte. An diesen allein bemerkte man, daß sich der Kampf immer mehr erweiterte und von allen Seiten rund herum im Kreise sich entspann. Staubwolken wälzten sich bald den Wäldern zu, Zeichen einer Verfolgung, bald kamen sie herangeschwebt, um Kunde von einer verunglückten Attacke zu geben. Wie wild es zuging, bewiesen die später eingegangenen, oben schon berührten Gefechtsberichte.

Ich, wie jeder Zeuge jener Kämpfe, sah nur, was unmittelbar an ihm vorbeizog und hörte nur, was um ihn herum tobte: Schrapnels, Kartätschen, Gewehr- und Revolverschüsse knallten und sausten durch die Luft; reiterlose Pferde rannten wild und scheu umher; die zu Tode erschreckten Neger mit ihrer Herren Rosse jagten von einem deckenden Waldstück in das andere, nirgends Schutz gegen feindliche Geschosse findend; Train- und Ambulanzwagen sammelten sich in der Mitte; Ausreißer überstürzten sich ohne Sinn und Verstand; Abgekommene fragten nach ihren Regimentern; Couriere suchten Stuart. Dieser war um so ruhiger, je drückender die Krisis sich gestaltete. Zuerst überblickte er die Lage von einem Hügel aus, dann war er überall eingreifend, bald ritt er an Regimenter, um sie mit einigen fortreißenden Worten zu entflammen, bald schickte er seine Adjutanten nach allen Seiten ab. Endlich, nach fast zehnstündigem Kampfe, sah man den Kreis sich lichten, die Staubwolken sich immer weiter in die Wälder ziehen, die zum Rappahannock hinabführen. Das nun häufiger zu hörende Jellen der Konföderirten gab Kunde, daß die Sache allseitig günstig verlief.

Die feindliche Kavallerie zog sich, nachdem sie offenbar vor dem Rappahannock noch einmal Stellung genommen hatte, über den Fluß zurück, so daß, als die von der Haupt-Armee erbetene Infanterie zu Hülfe kam,

nachmittags 3 Uhr die Schlacht schon völlig entschieden war.

Die Verluste auf unserer Seite waren nicht bedeutend; sehr wurde der Tod des Oberst Buttlar beklagt. (Eigenthümlich, aber erklärlich ist es, daß der Amerikaner den Säbel nicht zu führen versteht. Er braucht meist den Revolver, und unsere Leute sollen bei der Verfolgung oft den Säbel eingesteckt, dafür die Gegner hinten beim Kragen gepackt und seitwärts vom Pferde gerissen haben.) Von unserem Stabe fielen zwei Mitglieder, ein drittes gerieth in Gefangenschaft.

Wenn ich auch nicht aktiv an den Kämpfen betheiligt war, so war ich doch froh, daß ich unverletzt davon gekommen war. Ueberall flogen Geschosse umher; ein Schrapnel, dessen Kugeln an mir dicht vorbeipfiffen, krepirte so dicht vor meinem Kopfe, daß es mir ein Wunder schien, daß ich nicht verwundet wurde. Als nach dem Kampfe der Stab dicht um ein verlöschendes Feuer saß, bohrte sich eine Granate gerade in die Asche ein und zischte uns grimmig an, so daß wir eilig auseinander stoben, damit sie kein Unheil anrichtete.

Als die Verfolgung im Gange war, ritt ich, unter Meldung bei Stuart, der mir in kurzen Worten die Sachlage schilderte, wieder auf die Suche nach meinem verloren geglaubten, mir unersetzlichen Tagebuche und erfuhr zu meiner großen Befriedigung zu Brandy-Station, daß unser wackerer „quartermaster“, der Major Fitz Hugh, ein sehr verehrter Gentleman, mit der ihm in den Indianerkämpfen anerzogenen Geschicklichkeit unsere ganze Bagage, Stuarts wichtige Papiere dabei, durch die Wälder gerettet habe. Ich stieß bei diesem Ritte auf unsere Magazine und fand, daß die Feinde nicht Zeit gehabt hatten, die Vorräthe zu zerstören und diese deshalb nur in den Wald geschüttet hatten. Ich ließ mein sehr hungriges Pferd daher tüchtig fressen und legte mich, zu Tode erschöpft da ich meine Krankheit noch nicht überwunden hatte,

daneben ins Gras. Ich sah nach einiger Zeit die erwartete Infanterie herankommen und zu meiner Freude und Ueberraschung den General R. E. Lee an deren Spitze. Ich sprang sofort in den Sattel und ritt ihm entgegen. Er war in übler Stimmung. Wie es immer nach Kämpfen geschieht, so hatten auch hier Ausreißer und Drückeberger die wildesten Gerüchte verbreitet, so daß mich der General halb ironisch beglückwünschte, daß noch einer vom Stabe Stuarts übrig sei.

Da ich gute Karten hatte, konnte ich ihm einen wenigstens oberflächlichen Bericht von der Sachlage geben, um so mehr, als Stuart mir einige Andeutungen gemacht hatte, so u. A., daß er zu nahe der Vorpostenlinie sein Hauptquartier gewählt habe ꝛc.

General Lee war erstaunt, zu hören, daß schließlich ein tüchtiger Sieg erfochten sei, auch freute er sich, daß sein todtgesagter Sohn, General W. H. Lee, zwar schwer verwundet sei, aber noch lebe. Letzterer lebt heute noch.

Borcke war an diesem Tage auf dem linken Flügel beschäftigt, während ich mich im Zentrum aufhielt.

Wir ritten nun zu unserem Hauptquartier. Der General gratulirte Stuart zu seinem Siege, und dieser, wohl merkend, daß ich auch einige Schuld an dieser Stimmung des Kommandirenden hatte, nickte mir freundlich dankend zu. Sehr aber freute ich mich, daß der überaus reservirte General Lee, nachdem er in Gemeinschaft mit dem General Stuart die Front abgeritten und die Lazarethe besucht hatte, besonders freundlich zu mir war. Im Laufe des Abends zog sich der Feind völlig über den Rappahannock zurück.

5. Zug nach Pennsylvanien. Gettysburg.

Im Stabe R. E. Lees. — Marsch auf Gettysburg. — Besuch einer Sklavenplantage. — Im Virginien-Thale. — Ueber den Potomac. — Die Schlachten um Gettysburg. — Der Rückzug. — Weitere Märsche. — Ritt durch das Virginien-Thal. — In Richmond.

Im Stabe R. E. Lees. Für mich hatte die Schlacht bei Brandy-Station noch eine sehr angenehme Folge. General Lee nahm mich an demselben Abende in sein Hauptquartier. Niemand konnte glücklicher sein als ich, der nicht Abenteuer suchen, sondern lernen sollte und wollte! Mußte mir doch die offenbar im Plane liegende großartige Offensivbewegung nach dem Norden reichste Gelegenheit geben, das Treiben in einem großen Hauptquartier, in dem alle Fäden der Meldungen zusammenlaufen und von dem aus die Leitung der Bewegungen ausgeht, zu beobachten. Ich erfuhr übrigens gelegentlich, daß seit der Aufnahme des Lords Hartington ich der erste (übrigens auch der letzte!) Ausländer gewesen bin, den der Oberkommandirende in seinen Stab aufnahm. Als später der österreichische Rittmeister Fitzgerald Roß Zulassung begehrte, den der General abwies, sagte er mir scherzend: „Ich habe Ihr Privatgepäck wiegen lassen, das wog mit den Reiterstiefeln 16 Pfund. Solche Gäste kann ich in unserem kleinen Hauptquartier mit unterbringen!“ Roß traf mit einem zweispännigen Wagen voller Koffer, seidener Zelte ꝛc. ein. Dieser liebenswürdige Kamerad kam bei einer Brigade in Longstreets Korps unter, verlor jedoch schon am zweiten Tage seine gesammte kostbare Ausrüstung.

Mein Tagebuch ist in dieser Zeit gefüllt von Schilderungen der anmuthenden Lebensweise in dem Stabe Lees, der in dem Schatten eines erquickenden Haines nahe Culpeper lagerte. Dort wie auf den Märschen lehnte Lee stets jede Einladung, Quartier zu nehmen, ab.

Da die wenigen Farmen, die es überhaupt gab, durch Staatsgesetze gegen Einquartierung geschützt wurden, um die Landwirthschaft, die mit Mühe die Verpflegung sicherte, nicht zu stören, und man außerdem diese Häuser für die Verwundeten und Kranken frei hielt, glaubte auch der General sich den Gesetzen fügen zu müssen. Ebenso pflegte er die Geschenke an Wein ꝛc. sofort an die Lazarethe zu schicken, indem er nur Kleinigkeiten, wie Früchte und dergl. annahm und unter uns vertheilte.

Besonders erfreut und dankbar war ich, daß Stuart mir gelegentlich mein für mich natürlich unersetzliches Tagebuch wiederbrachte.

Hier in diesen Tagen spannen sich nun die Fäden zu der großen Offensivbewegung der Virginien-Armee nach dem Norden, nach Pennsylvanien hinein, an. Wenn auch die einleitenden Fäden sich lediglich in den Händen des Präsidenten, Lees und der Korpskommandanten befanden, so wurde in der Armee doch schon geahnt, daß etwas Größeres im Gange sei.

Es ist einleuchtend, daß die nach unserer modernen Theorie entschieden verlangte, unausgesetzte Verfolgung des Feindes nach der Schlacht bei Chancellorsville ein Unding gewesen wäre; denn wäre es General Lee mit seinem kaum 40 000 Mann starken Heeresreste gelungen, dem dreifach stärkeren Feinde gegenüber den Rappahannock zu überschreiten und ihn von Position zu Position zu drängen, ohne selbst auch nur eine Schlappe zu erleiden, die die ganze Existenz des Südens aufs Spiel gesetzt hätte, so hätte er bis zur befestigten Stadt Washington vordringen können; er wäre so in den Besitz eines durch den Krieg vollständig ausgesogenen Landstriches gekommen, den er baldmöglichst wieder hätte verlassen müssen, um näher an seine Verpflegungs- und Operationsbasis Richmond heranzukommen.

Er reorganisirte deshalb lieber durch die fälligen

Rekruten seine Armee, während im Norden durch Ablauf der Dienstzeiten Verminderungen (wenigstens an gedienten Mannschaften) in Aussicht standen, und ergänzte das sehr mitgenommene Armeematerial sowie die sonst verbrauchte Geschützmunition zu einem wichtigeren Zwecke, zu einem größeren Einfalle in die nördlichen Staaten.

Zu diesem Zuge drängten den Präsidenten und General Lee mehrere Gründe: einmal der große Mangel an Nahrungsmitteln, der schon dahin geführt hatte, daß die Leute halbe Rationen erhielten, und dem durch einen Einmarsch in das fruchtbare Pennsylvanien bedeutend abgeholfen werden konnte; ferner die Hoffnung, durch einen kräftigen Offensivstoß der demokratischen Partei im Norden das Uebergewicht zu geben, die, wie schon ein großer Theil des Volkes, mit der damals thörichten Art der Kriegführung der Regierung unzufrieden war; drittens, um den nachtheiligen bezw. unbestimmten Erfolgen bei Vicksburg und in Tennessee ein Paroli zu bieten; ferner das ungeduldige Volk zu neuen Unternehmungen zu entflammen, und endlich, um im Falle eines großen glänzenden Erfolges in dem Herzen des Landes, in den reichen Hafenstädten des Nordens bezw. Washington günstige Friedensbedingungen zu erzwingen.

Man sieht hieraus, um welch hohen Einsatz gespielt wurde, und wie es kam, daß eine fieberhafte Spannung vom General hinab bis zum jüngsten Gemeinen bei dieser Expedition herrschen mußte.

Auf der anderen Seite war das Wagestück einer Invasion nach Norden, nach allen Seiten hin betrachtet, ein nicht geringes. Einmal entblößte die Regierung ihr Land fast von allen Truppen, so daß bei der Uebermacht der Feinde ein detachirtes hinreichend starkes Korps, von einem tüchtigen General geführt, sich leicht einen Weg nach Richmond bahnen konnte, während eine Haupt-Armee den General Lee in Schach hielt; ferner konnte

die Süd-Armee, welche sich vollständig von der Basis loslöste und nur eine gewisse Quantität Munition bei sich führen konnte, leicht abgeschnitten und vollständig vernichtet werden, ja endlich mußte jede Schlacht, die nicht mit unbedingtem Siege endete, unheilvoll für die Existenz der Invasions-Armee ausschlagen, sobald der feindliche General ein wenig mehr als gewöhnlichen Unternehmungsgeist besaß. Doch dem Muthigen gehört ja die Welt.

Marsch auf Gettysburg. Den Vormarsch ordnete Lee, nachdem er gesehen hatte, daß Hooker ihm folgte und nicht den Muth hatte, bei seinem Verlassen der Fredericksburger Position sofort direkt auf Richmond loszumarschiren, folgendermaßen an: (Siehe die am Schlusse beigefügte Skizze 1.)

Das erste Korps (A. P. Hill) als Arrieregarde aus den Divisionen Anderson, Pender und Heth bestehend, hielt durch fortwährendes Geplänkel Hooker am Rappahannock fest, indem es zugleich die Pässe über das Alleghanygebirge indirekt deckte.

Das zweite Korps (Ewell) als Avantgarde mit den Divisionen Johnson (Stonewall), Early und Rhodes ging am 10. von Culpeper ab, traf mit den Spitzen am 13. abends in Winchester ein, welches Ewell am 14. eroberte, und marschirte dann in Eilmärschen ungehindert über den Potomac nach Maryland und Pennsylvanien hinein, wo es allerorten Schrecken verbreitete, so daß alle Milizen aufgeboten wurden. Es marschirte in drei Tagen von Culpeper bis Winchester 70 englische Meilen, d. h. täglich über 5 deutsche Meilen, bei schlechten Wegen über ein Gebirge.

Das dritte Korps (Longstreet) als Gros mit den Divisionen Mc'Law, Picket, Hood, setzte sich am 15. in Bewegung, hielt die Mitte zwischen den beiden vorigen Korps, um überall da zu helfen, wo die Kavallerie, die die Pässe und die rechte Flanke deckte, nicht im Stande

war, ihre Aufgabe zu erfüllen, und endlich um ein Abschneiden Hills oder ein Unterbrechen der langgedehnten Marschlinie zu verhindern.

Die Kavallerie (Stuart) hatte außer der eben angedeuteten Aufgabe den Auftrag, die Bewegungen der Haupt-Armee dadurch zu verschleiern, daß sie ostwärts der Blue Ridge-Berge die Pässe vertheidigen mußte, während die Armee westwärts dieser Höhen, zwischen ihnen und dem Alleghany-Gebirge (das Virginien-Thal entlang) marschirte.

Auf dem Marsche. Unser Stab machte den Marsch bei dem Gros der Armee mit. Um vor den Truppen, und damit freier zu marschiren, rückten wir nach kurzem Frühstück täglich bereits um 4 Uhr, meist in trüber Morgendämmerung, aus.

Die wenigen Einwohner, die ihre Wohnstätten wieder aufgesucht hatten, bemühten sich auf alle Weise, dem General Lee, der, zugleich Gemahl der einzigen Nachkommin Washingtons, der angesehenste Mann in der ganzen Union war, ihre Verehrung auszudrücken. Eine dieser Ovationen ist mir besonders lebhaft in Erinnerung geblieben, weil sie so charakteristisch für das Wesen der Südländer war. Ein voraufgerittener Adjutant meldete dem General, daß Mrs. M. am Wege stände. Die große in Schwarz gehüllte, greise Matrone mußte von alter, ehrwürdiger Familie sein, denn der General begab sich eiligen Schrittes ehrfurchtsvoll auf den hohen Wegrand, auf dem die Dame stand, kniete vor ihr nieder und empfing von ihr den laut gesprochenen feierlichen Segen zu seiner bevorstehenden Kampagne — ein ebenso ergreifender wie erhebender Augenblick!

Durch Gespräche mit Venable, der mich liebenswürdigerweise wieder in sein Zelt aufgenommen hatte und mich, obgleich nur wenig älter als ich, wie seinen Sohn behandelte und belehrte, lernte ich viel über die

Taktik, den Stand und Werth der Leute, die Ursachen des Krieges, die finanziellen Schwierigkeiten der Staaten ꝛc. kennen. Obgleich das Ziel der Bewegungen geheim gehalten wurde, war es nicht schwer zu errathen, wohin die Sache auslief. Aus Scherz noch in Virginien bei Tische gefragt, wo wohl die nächste große Schlacht geschlagen würde, sah ich in meine Karte und sagte: „An den Quellen des Monocacy!“ In der That liegt Gettysburg in diesem Gebiete, wie mir später von den Zeugen jener Antwort mit einer gewissen Anerkennung mitgetheilt wurde! — —

Besuch einer Sklavenplantage. Da mir Venable schon viel über die so grimmig bekämpfte „Institution“ der „Sklaverei“ mitgetheilt und ich jede Gelegenheit wahrgenommen hatte, möglichst viel von dem Verhältniß zwischen den Herren und den Negern zu erschauen, so war es mir sehr lieb, als General Lee die Einladung eines alten Freundes, Mr. Marshal, des Besitzers einer großen Plantage, zum Diner annahm.

Von den Eltern und der anmuthigen Tochter des Hauses auf das Zuvorkommendste empfangen, wurde ich in einen Wohnsitz geführt, dessen dunkle, kühle Räume angenehm gegen die Hitze, die draußen herrschte, abstachen. Die Einrichtung des Hauses war alt-englisch, komfortabel und gediegen, fern von dem äußeren blendenden Scheine des Protzenthums. Das Zimmer des Hausherrn zeigte, wie alle Studirzimmer, die ich im Süden sah, auf den ersten Blick das Streben nach klassischer Beschäftigung. Eine reiche Sammlung von Büchern stand in schweren Schränken. Dort fehlte von Shakespeare bis Voß, von der Unabhängigkeitsakte bis zu den neuesten Erzeugnissen politischen Studiums wohl nicht ein Werk, welches Anspruch auf Klassizität erheben konnte. Das Gespräch aber drehte sich, wie dies ja nicht anders sein konnte, hauptsächlich um den Krieg, in

dessen Strudel auch alle waffenfähigen Mitglieder dieses Hauses mit hineingezogen waren.

Ich schlich mich unter dem Vorwande, den Garten ansehen zu wollen, hinaus, um dem Verlangen zu genügen, die Neger der Plantage unbemerkt zu beobachten. Bald stand ich in dem Hinterhofe, wo in schneeweißen, auf Pfählen stehenden, hölzernen Hütten die Sklaven ihr Wesen trieben. Es war Sonntag, die Kirche vorüber, und die Leute gingen ihrem Vergnügen nach. Schon am Garten, der an den Hof grenzte, hatte ich die Spiele von Kindern beobachtet, die über alle Wege und den Hof tobten, Weiße und Schwarze bunt gemengt. Wenn der natürliche Instinkt allerdings schon in diesem Alter die Superiorität des Bleichgesichtes hervortreten ließ, so geschah es doch in solch unbefangener Weise, und so herzlich erscholl das Gelächter der sich haschenden Kleinen, daß meine durch die Theorie überkommene Feindschaft gegen die „Institution" zu wanken begann. Aehnlich wie die Kinder belustigte sich auch das junge erwachsene Negervolk. Sie spielten mit Steinen, die sie mit großer Gewandtheit in bestimmte Figuren warfen, und waren offenbar in höchst angeregter Stimmung, die sich dadurch keineswegs stören ließ, daß ich dem Spiele zuschaute. Hühner, die in allen reicheren Plantagen nur Eigenthum der Neger sind, während die Herrschaften sich auf die Zucht der Perlhühner beschränken, scharrten im Boden, der sonst von der tadellosesten Reinlichkeit war. Auch die Schwarzen waren alle in schneeweiße Baumwollenzeuge gekleidet. Wie ich später hörte, ist die Gewöhnung an absolute Sauberkeit ebenso wie in unserer Friedensarmee einer der Haupthebel zur Erziehung und Gesittung. Das alte Volk nähte, schnitzte und schwatzte. Aber alle sahen, wie dies das Naturell des Afrikaners ist, vergnügt aus und zeigten fast unaufhörlich zwischen den dicken Lippen die schneeweißen Zähne.

Das Diner in der Hacienda wurde ebenso zeremoniell

eingenommen, wie ich dies fast überall in den englischen Landhäusern alten Schlages angetroffen habe, und eine lebhafte Unterhaltung erhöhte den Genuß der Tafelfreuden. Eiswasser, mit Obstsäuren und Wein versetzt, spülte den Staub der letzten heißen Märsche hinunter.

Bei Tische schon hörte ich wispern und kichern. Nach Aufhebung der Tafel aber wurden wir zu einer drolligen Scene geführt: Auf dem Hofe saßen drei Neger auf Vollblutpferden, und zwar vor Allem der junge Hausdiener Jack, der wie ein Dandy angezogen war; auf seinem Haupte, natürlich halb im Genick hängend, prangte ein Strohhut mit langem rothen Bande, sein halb würdevoll sein sollendes, halb grinsendes Gesicht war zwischen zwei riesig großen Vatermördern vergraben; seine schwarze Livree saß ihm gut, während weiße baumwollene Handschuhe und eine zierlich gehaltene Reitpeitsche ihm den Ausdruck eines feinen Sportsman geben sollten. Ihm zur Seite hielten, in großgeblümte Kattunkleider gehüllt, die beiden Schönheiten Minnie und Cleopatra, die ihre ebenfalls fast im Nacken sitzenden Hüte mit Bändern von der fabelhaftesten Farbenzusammenstellung geschmückt hatten. Ihre weißen Zähne, die in breiter Front sichtbar wurden, zeugten von dem Vergnügen, das ihnen der Aufzug machte. Beide aber bewiesen die vollkommenste Sicherheit im Reiten und ein vollständiges Zuhausesein auf ihren Damensätteln. Nach einer Menge von Aufträgen, zu bestellenden Grüßen und Scherzreden, wurden die Drei entlassen und galoppirten fröhlich ab. Als ich mich nach der näheren Bedeutung dieser Kavalkade erkundigte, erhielt ich die Aufklärung, daß die Neger ihre Verwandten auf der nächsten Plantage besuchten. Venable erklärte mir, daß die in Amerika geborenen Neger viel kultivirter seien, als die aus Afrika herübergekommenen. Aus diesem Grunde gebe jeder Hausherr dem Sohne, der sich selbstständig niederläßt und bei dem großen unkultivirten Areal der Südstaaten meist ganz in der Nähe schon Grund zur

Besiedelung findet, einige Negerfamilien des eigenen Haushaltes mit, die ihm bei der Einrichtung von großem Nutzen sind. Hierdurch kommt es, daß dort, wo die Farmer verwandt sind, auch die Sklavenfamilien verwandtschaftliche Beziehungen haben, und daß am Sonntage, an dem keine englische oder amerikanische Familie je ihren Sitz verläßt, die Neger mit Aufträgen, Briefen 2c. zu den Verwandten geschickt werden, um sich zugleich auch einige Stunden mit ihren alten Freunden zu amüsiren, während die Besitzer sich nur in den Wochentagen zu besuchen pflegen.

Wie selten, dachte ich, findet man in Deutschland ein solch patriarchalisches, durch Gewohnheit und Sitte eingewachsenes Verhältniß zwischen Herren und Dienern, höchstens vielleicht in einigen alten adligen und Patrizierhäusern.

Im Virginien-Thale. (Siehe die am Schlusse beigefügte Skizze 1.) Die schnelle, überraschende Einnahme von Winchester durch General Ewell, den Nachfolger Jacksons, machte dem General Lee und seinem Stabe viel Freude. Ewell war einst so schwer verwundet worden, daß er auf Krücken ging und auf das Pferd gehoben werden mußte. Man erzählte mir, daß er ein entschiedener Atheist gewesen sei, doch unter Jacksons Einfluß nicht nur dessen starken Glauben, sondern auch dessen Energie und Kriegsglück geerbt zu haben schiene. Ich ritt, um die näheren Umstände des kühnen Handstreiches zu erfahren, nach Winchester und fand nicht nur bei den Leuten der Armee, sondern auch bei den Bewohnern eine geradezu festliche Stimmung. Diese waren froh, daß sie von den unsäglichen Plackereien des rohen Generals Milroy befreit waren, dessen militärische Tugenden bei diesem Ueberfalle sich in eigenthümlichem Lichte zeigten. Als Ewell mit seinen 7000 Mann das Kommando von 6000 Mann unter Milroy zu überfallen versuchte, war, wie unsere

Leute berichteten, der Kommandeur Milroy der Erste, der das Feld verließ, wahrscheinlich ahnend, daß man ihm im Süden den Prozeß gemacht haben würde. Der Nachruf, der diesem Ausreißer, der allein 4000 Gefangene in den Händen der Konföderirten ließ, von der nordischen Presse gewidmet wurde, erregte in unserem Stabe viel Heiterkeit, so daß ich mir das Original aufhob. Er lautet in der Uebersetzung:

„General Milroy. Der energische unbesiegbare Milroy, dieser ernst fechtende Mann, der durch seine Wachsamkeit und seine Strenge die Rebellen von West-Virginien die ganze Macht seiner Herrschaft hat fühlen lassen, hat wiederum eine That vollbracht, werth seines Namens. Er hat sich durch die übermächtigen Truppen des Feindes einen Weg gebahnt, und fast seine ganze Armee sicher nach Harpers Ferry gebracht, bereit, neue Heldenthaten zu vollführen. Dies ist nichts weniger oder mehr als was man von diesem Manne erwarten konnte."

Mir schenkte der in Winchester kommandirende Offizier, der so freundlich war, mir den Hergang zu erklären, eine erbeutete schöne Blechflasche („Wasserkantine") mit Tuchüberzug, der den Inhalt kühl erhält. Der General Lee, dem die Leute Ewells ein Verzeichniß der gemachten Beute mit der Bitte überreichten, wenigstens etwas anzunehmen, wählte zu allgemeiner Freude des Stabes einen riesigen Chesterkäse, der bei dem ewigen Einerlei unseres Menus noch lange eine willkommene Abwechselung brachte. Mir schenkte der General zu meiner großen Freude ein erbeutetes Pferd, einen jungen Schimmel, der mich die ganze spätere Kampagne über getragen hat.

An dem Tage nach der Einnahme von Winchester wurde auch Martinsburg genommen und dadurch das Land bis zum Potomac in unsere Hände gebracht. Bei der Einnahme der letztgenannten Stadt wurden wieder 700 Gefangene gemacht und 5 Kanonen erbeutet.

Es war wohlthuend zu beobachten, wie anständig den Gefangenen von unseren Leuten, auch von den Eingeborenen, die von ihnen schlecht genug behandelt worden waren, entgegengekommen wurde. Obgleich ich viele Gefangene und Gefangenenhäuser gesehen habe, kann ich nur sagen, daß ich keinerlei Quälerei oder schlechte Behandlung bemerkt oder Klagen gehört habe. Daß ihre Verpflegung in den Zeiten, wo selbst die Armee auf halbe, ja viertel Rationen Speck und Mais gesetzt war, wo kein Gemüse, Butter oder sonstige Zuthaten zu haben waren, besonders für die früher reichlich versorgten Nordländer eine höchst mangelhafte und elende schien, lag in den Umständen. Möglich ist es, daß hier und da in abgelegenen Gefängnissen in dieser Zeit der Unruhe und des Trubels einer oder der andere Gefangenenwärter sein Amt gemißbraucht hat; aber so viel kann ich, so wie die fremden Herren, die mit mir von Europa drüben waren, als Augenzeuge versichern, daß eine schlechte Behandlung der Gefangenen nicht nur nicht im Prinzipe lag, sondern daß der edle Sinn des menschlichen Generals Lee, sowie die humane Denkweise des geschmähten Präsidenten Jefferson Davis dafür bürgten, daß der gefangene Feind so gut behandelt wurde, als die Umstände es zuließen. Die volle strenge Wahrheit ist ans Licht gebracht worden, so daß wenigstens die Nachwelt richtig zu urtheilen vermag, wo gesündigt wurde, denn die damals in Scene gesetzten häßlichen Prozesse gegen Davis, Lee, Wirtz ꝛc. konnte nur der Nichtkenner amerikanischer Justiz für etwas Anderes halten, als ein Beugen des Gesetzes unter die öffentliche Meinung. Uebrigens tritt hier wieder die eigenthümliche Beobachtung zu Tage, daß überall, wo Krieg geführt wird, über die feindliche Behandlung der Gefangenen die abenteuerlichsten Gerüchte umlaufen.

Im Virginien-Thale stieß der englische Colonel Fremantle von den Coldstream-Guards zu uns, der,

nicht wagend, durch die Blockade zu laufen, in Mexiko landete, sich dort beritten machte und quer durch die ganzen Südstaaten zu uns geritten kam. Eine vorzügliche Skizze über die kurze Zeit seines Aufenthaltes in unserem Heere machte seinen Namen damals bekannt. Er war durch und durch ein Gentleman, im Hauptquartier sehr geschätzt und mir zugethan. Roß, dessen ich schon Erwähnung that, kam einige Tage später an. Diese beiden befanden sich mit Lowley, dem beliebten Korrespondenten der „Times", in demselben Hauptquartier bei einem Brigadegeneral in Longstreets Korps.

Der Zug des Vormarsches ist aus den am Schlusse beigefügten Skizzen 1 und 4 zu ersehen. Am 20. Juni finde ich folgende Notiz in meinem Tagebuche:

Ewell hat den Potomac bei Sharpsburg, Rhodes bei Williamsport überschritten, Longstreet ist bei Millwood im Virginien-Thale, A. P. Hill noch am Rappahannock, um die Feinde dort möglichst lange festzuhalten.

So bildete die Armee eine lange Schlangenlinie, deren rechte Flanke durch Stuarts Reiterei gedeckt wurde.

Borckes Verwundung. Bald führte auch mich das Schicksal in diese Reiterkämpfe hinein. Am 21. Juni früh erhielt ich durch einen von Stuart an mich abgesandten Courier die Nachricht, daß Borcke in dem Gefechte bei Aldie sehr schwer verwundet worden sei und sich danach sehne, mich noch zu sprechen. Lee war ebenso bekümmert wie der Stab über diese Nachricht, ich natürlich am meisten. Ich bestieg sofort meinen Schimmel, durchquerte bei ziemlich unangenehmem Hochwasser bei Millwood den Shenandoah in der mir nur noch ungefähr erinnerlichen Furt und ritt bezw. wanderte neben meinem Gaule bei Paris über die Alleghany-Kette bis zu dem Städtchen Upperville, in dessen Nähe das Gefecht in vollem Gange war. Borcke lag in dem Hause

des Chefarztes der Kavallerie-Division, Dr. Eliason, der zufällig dort wohnte. Dieser gab mir wenig Hoffnung auf die Genesung des Schwerverwundeten, dem eine durch den Hals gegangene Kugel die Luftröhre verletzt hatte.

Borcke lag bleich und matt auf seinem Lager und war nur im Stande, leise flüsternd mir die Dinge anzuvertrauen, die ich im Falle seines Todes den Seinigen übermitteln sollte. Während ich noch am Bette stand, kam Kapitän Clarke vom Stabe Stuarts mit dessen eigener Ambulanz (Krankenwagen) an, mit dem besten Danke von Stuart für meine prompte Ankunft und dem Auftrage, Borcke sobald als möglich nach Paris, dem Städtchen im Passe, zu bringen, da er nur aus Rücksicht für den Verwundeten die letzte Position noch hielte. Da aber der Arzt ebenso wie der Patient erklärte, daß die Wunde solchen Transport nicht gestatte, war guter Rath theuer; da berichtete Jemand, daß ein ganz in der Nähe wohnender Farmer gewiß gern bereit sei, den Kranken aufzunehmen. Während wir langsam dorthin fuhren, zog sich unsere Kavallerie hinter Upperville zurück, und wir bewegten uns zwischen den beiden feindlichen Parteien dahin, einige herrenlose Pferde mitnehmend. Es war höchste Zeit, daß wir die Farm erreichten, denn schon rief man uns ein „Halt!" zu. Schnell wurde Borcke dem Besitzer übergeben, der ihn im Hause verbarg. Henri, der Neger Borckes, hielt diesen Augenblick für geeignet, die Pferde grasen zu lassen, was ich ihm mit einigen deutlichen Winken mit der flachen Klinge verwehrte, denn es war wahrlich ein schlechter Augenblick dazu, da man begann, auf uns Jagd zu machen. Schnell waren wir in dem dichten Walde verschwunden, und nach einem Ritte über Stock und Stein in dem Gebirge gelangten wir nach Paris, Clarke und Henri mit mir.

Stuart, der inzwischen ebenfalls dort eingetroffen war, empfing mich unmuthig, daß ich Heros nicht dort-

hin gebracht habe, und beruhigte sich erst, als ich ihm die Umstände auseinandersetzte. „Den müssen wir wieder heraushauen!“ sagte er, und die umstehenden Kavalleristen stimmten dem bei. Auf dem Rückwege über den Paß traf ich herbeieilende Infanterie, auch General Longstreet, der sich wunderte, daß mein sonst so heiteres Gesicht so bekümmert aussah; als er den Grund erfuhr, beruhigte er mich, und sagte, daß wenn Borcke noch nicht gefangen sei, er ihn sicher holen würde. Dasselbe versicherte mir der Kommandeur der vorgeschickten Infanterie-Brigade, der mich nach den Zuständen im Thale fragte.

Ich suchte sobald als möglich wieder zu dem Hauptquartier zu kommen und ritt deshalb an demselben Abende noch bis zu dem Shenandoah, doch der Fluß war so hoch angeschwollen, daß ich nicht wagte, ihn in der Dunkelheit allein zu durchfurten. Ich kroch, da es sehr kalt wurde, zur Nacht in einen gefundenen Mehlsack, schlief prächtig und ritt frühmorgens nach Berryville, wo ich den General Lee traf.

Der Kopf unserer Schlange war nun in Hagerstown, der Leib im Virginien-Thale, der Schweif an den Alleghany-Pässen.

Ueber den Potomac. Am 25. durchquerten wir auf einer felsigen, etwa 150 Meter langen Furt den Potomac, während bei Fallingwater eine Brücke für die Trains geschlagen worden war, deren Herstellung zwei volle Tage in Anspruch genommen hatte, da noch nicht 20 Mann an dem Bau arbeiteten. Am 26. war die Spitze des Vormarsches tief in Pennsylvanien eingedrungen. Am 27. kam unser Hauptquartier nach Chambersburg, der ersten feindlichen Stadt.

Wie anders war hier der Empfang als z. B. in Martinsburg, wo die Einwohner uns mit Jubel begrüßten und eine Abordnung schöner Jungfrauen den alten General bekränzte. Hier wurde die gegnerische Gesinnung

sehr deutlich markirt. Voller Groll marschirten auch unsere Truppen in den Ort hinein, denn kurz vor dem Einmarsche war die empörende Nachricht eingegangen, daß die Yankees aus reiner Zerstörungslust die Städte Richmond in Louisiana und das Schmuckkästchen Darien in Georgia angezündet hätten. Besonders die Einäscherung der letzteren von Vielen gekannten Stadt erregte eine wahre Empörung, und schon vernahm man Stimmen, die vorschlugen, hier Rache zu nehmen. Da gelangte die folgende „Ordre Nr. 73" des „Hauptes der Rebellen" zur Vertheilung, deren Original in meinem Besitze ist. Sie lautet:

„Hauptquartier, Chambersburg, Pa., 27. Juni 1863.
Armee von Nord-Virginien. General-Ordre Nr. 73.

Der kommandirende General hat mit besonderer Genugthuung das Betragen der Truppen auf dem Marsche bemerkt, und hofft vertrauensvoll, daß die Resultate dem guten Geiste, den sie gezeigt haben, entsprechend sein werden. Keine Truppen könnten die anstrengenden Märsche der letzten zehn Tage besser ausgeführt haben. Ihr Betragen in anderer Hinsicht hat mit wenigen Ausnahmen gezeigt, daß sie disziplinirte Truppen sind, und ist durchaus lobenswerth. Indessen sind einzelne Beispiele vorgekommen, daß Einige vergessen haben, daß die durch Civilisation und Christenthum gebotenen Pflichten dieselben sind, zu Hause wie in Feindesland. Solche Menschen besudelten den noch nie befleckten Ruf der Armee.

Der kommandirende General glaubt, daß nichts die Armee und mit ihr das ganze Volk schänden könne, als die Nachahmung der barbarischen Mißhandlung Unbewaffneter und Wehrloser und die nichtsnutzige Zerstörung von Privateigenthum, welche den Marsch des Feindes in unserem Lande begleitet haben. Solche Vorgänge entwürdigen nicht nur die Plünderer und Alle,

die mit ihnen verbunden sind, sondern sind auch verderblich für die Disziplin wie für den Geist der Armee und wirken zerstörend auf das Endziel unserer jetzigen Bewegung.

Es muß daran erinnert werden, daß wir nur Krieg gegen Bewaffnete führen, und daß wir nicht Rache nehmen können für die Unbill, die unser Volk erduldet hat, ohne uns in den Augen derer zu erniedrigen, deren Abscheu durch die Grausamkeit unserer Feinde erregt worden ist, und ohne Ihn zu beleidigen, Dem allein die Rache gehört, und ohne Dessen Gnade und Hülfe all unsere Anstrengungen vergeblich sind.

Der kommandirende General ermahnt deshalb die Truppen ernstlich, sich auf das Peinlichste jeder unnöthigen und unnützen Zerstörung von Privateigenthum zu enthalten, und macht die Offiziere dringend verantwortlich, alle diejenigen, die gegen diese Ordre handeln, zu arretiren und zur summarischen Bestrafung zu bringen.

R. E. Lee,
kommandirender General."

Einige Züge des Geistes unserer Truppen konnte ich hier beobachten. Einmal die allgemeine Anerkennung, die diese Ordre bei der großen Mehrzahl der Leute fand. Dann sah ich plötzlich die Rinnsteine der Stadt anschwellen und in wildem Strome durch die Straßen jagen. An dem Geruche konnte man sofort erkennen, daß es der reine Whisky war, der nirgends besser als in Chambersburg gebrannt wurde, er strömte jetzt durch die Gossen. Nachdem die Lazarethe sich mit dem Stoff versehen hatten, waren nämlich die Branntweinfässer dienstlich zerschlagen worden, da die Armee sich freiwillig des Branntweins enthielt, obgleich es keinerlei Surrogate, weder Wein noch Bier, nicht einmal Thee und Kaffee gab. Der Aufreizung taktloser Einwohner mit feindlichen Fahnen antworteten die Leute mit lustigem Spotte, ja ertrugen es, daß man

unser Papiergeld (greybacks) gar nicht annahm und Alles nur zu horrenden Preisen verkaufte.

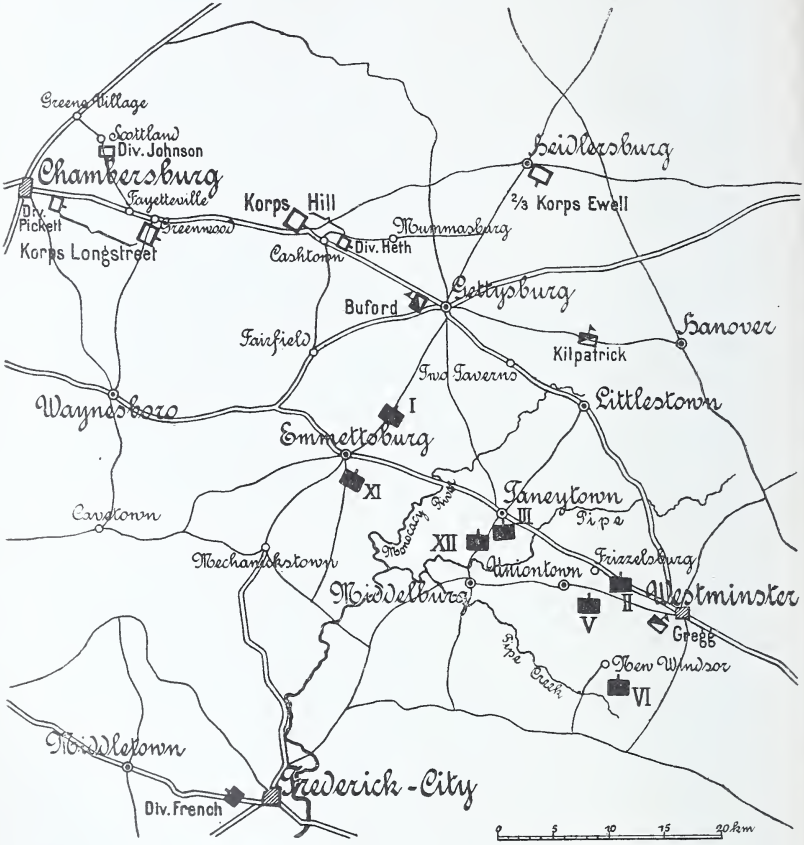
General Lee hielt auch in Feindesland an dem Prinzip der Humanität fest, betrat mit den Truppen nur in äußerster Noth bestelltes Land, nahm auch dort niemals Quartier in Privathäusern, sondern biwakirte wie in Virginien außerhalb der Orte. Und wie hat man ihm dafür gelohnt? Sein schönes Heim wurde von den Yankees fast der Erde gleich gemacht.

Hooker war anfänglich am Rappahannock stehen geblieben; aber „wahrscheinlich", wie Long sagt, „das elende Geschick Popes fürchtend," ging er nach der Einnahme von Winchester auf Washington zurück. Nun hatte Lee ihn am Leitseile. Als dessen Gros den Potomac überschritt, ging Hooker nach Frederick. Man hatte die große Fähigkeit dieses Poltrons inzwischen auch im Norden erkannt und er wurde durch den General Meade ersetzt, einen Offizier, den R. E. Lee als Gegner und Führer sehr hoch schätzte, ja selbst weit über Grant stellte.

Die Schlachten um Gettysburg. Ehe wir nun in die Gebiete der Schlachten am Monocacy treten, muß vorausgeschickt werden, was unsere Kavallerie unter Stuart geplant und ins Werk gesetzt hatte, da deren etwas abnorme Unternehmungen tiefgreifenden Einfluß auf den Gang des Feldzuges ausübten.

General Stuart erhielt nach dem Uebergange der Spitzen der Armee über den Potomac von Lee den Befehl, seine Bewegungen denen der Feinde anzupassen. „Der Befehl", sagt Long, „war im Vertrauen auf den weitsichtigen militärischen Blick des bewährten Reiterführers nicht präzise genug gefaßt, so daß der kühne Chef glaubte, freie Hand zu haben". Stuart warf sich daher, statt zwischen den Armeen zu bleiben, in verwegenem Muthe auf den Rücken der Gegner. Wenn er dabei auch

eine kavalleristische Leistung vollführte, die staunenswerth*) ist, so setzte er Lee nicht nur bei dessen weiteren Bewegungen in die ärgste Lage, sondern ließ diesen auch unvorbereitet auf die feindlichen Kräfte stoßen, deren



Skizze 9: Uebersicht über die Gegend um Gettysburg.

Stärke und Stellung zu erkunden er nun keine Mittel hatte. Nicht mit Unrecht ist der Mißerfolg dieser Kam-

*) Ich habe diese in den Jahrbüchern für die deutsche Armee und Marine, Band XXXIII, im Detail geschildert.

pagne zum großen Theile der Abwesenheit der Reiterei, die bisher stets das sicherste Auge und Fühlhorn der Virginien-Armee war, zugeschoben worden.

Die Orte Charlisle, Chambersburg und York wurden von den Spitzen ohne Widerstand besetzt. Als Lee am 28. Juni mit dem Gros Chambersburg erreichte, erfuhr er, daß auch der Feind den Potomac überschritten habe und bereits auf Frederickstown marschirt sei, ein Zeichen, daß Meade eine Initiative entwickelt hatte, die im Norden bisher unerhört gewesen war.

Die beiden Kavallerie-Brigaden (Robertson und Jones) waren ihren Aufgaben, Beobachten und Beurtheilen der feindlichen Bewegungen, nicht gewachsen; Lee setzte daher auf gut Glück die Korps am 30. auf Gettysburg an, das offenbar auch Meade zu erreichen strebte.

Als Lee am 1. Juli Cashtown erreicht hatte, vernahm er eine schwere Kanonade und war in Abwesenheit seiner Reiterei in der unbehaglichsten Stimmung; er wußte nichts von der Lage, als daß zur Unzeit ein Engagement stattgefunden habe! Bald stellte es sich heraus, daß A. P. Hill mit der Spitze des Feindes im Kampfe läge. Damit war eine Begegnungsschlacht begonnen, die auch als solche durchgefochten werden mußte (während Lee sonst die Schlachten einheitlich eingeleitet hatte)! Die feindlichen Spitzen wurden zurückgeschlagen und nahmen Stellung auf den Hügeln südlich der Stadt, den berühmt gewordenen „Cemetery Hills“. Da die Truppen ermüdet, auch noch nicht gesammelt waren, wurde der Angriff auf diese Stellung für den nächsten Tag beschlossen, indem Lee fälschlich glaubte, daß er es nur mit einzelnen feindlichen Korps zu thun habe.

2. Juli. Unglücklicherweise wurde das Korps Longstreet theils durch Schuld des Kommandeurs, theils durch Umstände zurückgehalten, so daß der Angriff trotz der großen Bravour der Truppen und der großen Opfer, die hier gebracht wurden, nicht glückte. An diesem Tage

war auch Stuarts Kavallerie endlich auf unserem linken Flügel eingetroffen, allein in solchem Zustande völliger Ermattung, daß sie nur sehr Geringes zu leisten vermochte.

Skizze 10: Schlacht bei Gettysburg.

Am 3. Juli standen beide Heere sich gegenüber. Da die Konföderirten überall, wo sie angegriffen hatten, den Gegner zurückzudrängen vermochten, so beschloß Lee, auch heute wieder offensiv zu werden. Den Hauptangriff

sollte Longstreet auf dem rechten Flügel machen. Nach einem Geschützkampfe, der unsererseits von gegen 300 Feuerschlünden eröffnet wurde, begann der Angriff durch Picketts tapfere Division. Die braven Virginier nahmen den Hügel und erkletterten die Brustwehren der feindlichen Anlagen, mußten jedoch, da die Unterstützung fehlte, vor dem vereinten Feuer der gegnerischen Korps zurück. Die schwache Division verlor 4000, die Konföderirten im Ganzen 16 000 Mann.

Der Rückzug war unvermeidlich und wurde sofort nach dem verunglückten Angriff Picketts angeordnet, da der linke Flügel fast jenseits des Feindes stand.

Meine persönlichen Erlebnisse in diesen Tagen wogen nur leicht. Am 1. Juli brachen wir sehr früh auf und gingen nach Cashtown. Die Straße war, da ein Gefecht erwartet wurde, sehr gedrängt voll Wagen und Truppen, so daß wir Mühe hatten, durchzukommen. Kaum im Lager angelangt, hörten wir in der Front Schüsse. Wir kamen nach schnellem Ritte gerade zurecht, um den Sturm unserer Leute auf einen kleinen Hügel neben der Stadt zu sehen, den unsere Infanterie, wie immer, in „Linie" unternahm. Die Gegner antworteten mit einem Angriff in Kolonne, der aber unter dem Feuer unserer Leute zusammenbrach; nun hielt feindliche Artillerie unseren weiteren Vormarsch auf, doch wurde schließlich die Stellung genommen. Dies war das Eingangsgefecht zu der dreitägigen Schlacht.

Am 2. Juli. Da ich nunmehr mehrere Angriffe in der Nähe beobachtet hatte, lag mir mehr daran, einen größeren Ueberblick über das ganze Schlachtfeld zu haben, als Detailkämpfe zu sehen. Obgleich ich ganze Strecken der Front abritt, konnte ich keinen geeigneten Punkt zur Beobachtung finden, war daher sehr froh, als ich in der Nähe unseres Hauptquartiers oben in einer Eiche auf dem höchsten Berge Fremantle sah, der dort einen

großartigen Standpunkt entdeckt hatte, von dem ich während der beiden folgenden Schlachtentage nicht gewichen bin. Dem General Lee mußte ich verschiedene Male von dort rapportiren.

Was ich sah, stimmte genau mit dem, was oben über die Schlacht berichtet ist. Imposant war die Ruhe und Selbstbeherrschung, die Lee bei all den Schicksalsschlägen behielt.

Ich lasse hier den englischen Obrist Fremantle sprechen, der zugleich Zeuge meiner Behauptungen ist. Er sagt in einer lesenswerthen Schrift über seinen Aufenthalt im Süden:

„Bald darauf begab ich mich zum General Lee, der indessen zur Front geritten war, als er von dem Unfalle der Division benachrichtigt worden. Wenn Longstreets Betragen Bewunderung erregen konnte, so war das des General Lee vollständig erhaben. Er war beschäftigt, die auseinander gekommenen Truppen zu sammeln, und ritt dazu ganz allein etwas vor der Front des Waldes auf und ab, während sein ganzer Stab in ähnlicher Weise weiter rückwärts thätig war. Sein Antlitz, welches immer ruhig und fröhlich ist, gab keine Zeichen auch nur der geringsten Sorge, Unruhe oder Unzufriedenheit. Jedem Soldaten, dem er begegnete, redete er in ermuthigender Weise zu, etwa wie: »Das wird Alles schon zu einem vernünftigen Ende kommen, nachher können wir darüber zusammen sprechen, doch jetzt müssen alle guten Soldaten sich sammeln, jetzt gerade brauchen wir alle braven Kerle ꝛc.« Er sprach zu allen verwundeten Leuten, die ihm begegneten, und die leichter Verwundeten ermahnte er, in solch böser Zeit ihrer Wunden nicht zu achten und eine Muskete aufzunehmen.

Wenige blieben bei dieser Aufforderung zurück, und ich sah manche schlimm Verwundeten ihre Hüte schwenken und ihm zujauchzen! Er sagte mir: »Obrist, dies war ein trauriger Tag, aber man kann doch auch nicht immer

siegen!« Zugleich war er so freundlich, mir den guten Rath zu geben, mich zu einem gedeckten Orte zu begeben."

An einer anderen Stelle sagt derselbe Obrist: „Ich sah General Wilcox heranreiten und fast weinend den traurigen Zustand seiner Brigade beschreiben; General Lee schüttelte sofort treuherzig die Hände mit ihm und sagte fröhlich: »I! Seien Sie nur nicht niedergeschlagen, General, Alles dieses war meine Schuld, und ich habe dieses Gefecht ganz allein verloren. Kinder, nun helft mir so gut wie möglich wieder heraus aus der Patsche!«

In dieser Weise sah ich General Lee seine etwas niedergeschlagenen Truppen ermuthigen und animiren und großmüthig die ganze Verantwortung der Schlappe auf seine eigenen Schultern nehmen. Es war unmöglich, ihn anzusehen oder anzuhören, ohne das Gefühl der aufrichtigsten Bewunderung, und niemals sah ich Jemand, der nicht sofort seinen Ermahnungen Folge geleistet hätte.

Es ist schwer, den kritischen Zustand der Affaire, wie sie um diese Zeit erschien, zu übertreiben. Wenn die Feinde oder ihr General ein wenig Unternehmungsgeist gezeigt hätten, kann man nicht sagen, was Alles hätte passiren können. General Lee und seine Offiziere waren augenscheinlich sich vollständig der Gefährlichkeit der Lage bewußt, und doch war bei der Anordnung des Rückzuges viel weniger Geschrei, Gefrage und Verwirrung in den Befehlen als an einem gewöhnlichen englischen Manövertage. Die Leute wurden, sowie sie gesammelt waren, in Detachements an ihren Platz gebracht, wo sie sich ruhig und kaltblütig niederlegten."

Einmal spricht der Obrist folgendes höchst richtige Urtheil aus: „Es ist unmöglich, sich der Ueberzeugung zu entschlagen, daß eine Hauptursache dieses Unfalles für die Konföderirten in der unaussprechlichen Verachtung liegt, die für den Feind in allen Rängen gefühlt wird!"

Der Rückzug. Ungern pflegt man Rückzügen einen besonderen Abschnitt zu widmen, allein Alle, die diesen Rückmarsch mitgemacht haben, sollten einen bedeutenden Eindruck von ihm behalten. Wenn nur „der geschlagen ist, der sich geschlagen fühlt", wie man zu sagen pflegt, so war hier die Süd-Armee nicht geschlagen, wie Alle bezeugen können und zum Theil bezeugt haben, die mit der Virginien-Armee nach dem Süden des Rappahannock wieder zurückmarschirten. Die geringe Achtung vor den militärischen Leistungen der Gegner hatte im Gegentheil eher zu- als abgenommen, von einer moralischen Gedrücktheit war keine Spur vorhanden.

Die Armee setzte sich am 4. abends in Bewegung und marschirte in vollster Ordnung die Nacht hindurch. Müde von den schauerlichen Wegen bei unaufhörlichem Regen und Stürmen, kamen Roß und Reiter morgens in Fairfield durchnäßt und halb erfroren an.

Der andauernde Regen machte Lee Sorge, da unsere Brücke bei Fallingwater abgeschwommen war, der Potomac sehr anschwoll und wir keine Pontons besaßen. Unsere vorangeschickten Trains waren von feindlicher Kavallerie angegriffen worden; da hatte sich die Einrichtung bewährt, daß die Fahrer sowohl wie die Kolonnenführer invalide Soldaten waren. In diesem Falle hatte der „quartermaster" seine 250 „teamster" zusammengeholt und nicht nur den Angriff abgeschlagen, sondern zur großen Genugthuung des Generals noch eine Anzahl der Feinde gefangen genommen.

Am 5. Juli wurde der Marsch bis zu den Gebirgen fortgesetzt. Die Leute waren, trotzdem viele barfuß marschirten, in bester Laune und hielten gute Marschordnung. Sie hatten gemerkt, daß unser verehrter Führer etwas gedrückt von dem Mißerfolge seiner Expedition sei, und es war wahrlich rührend zu beobachten, wie sie ihm zeigen wollten, daß sie noch voller Hoffnung seien. Wo er sich blicken ließ, erschollen begeisterte Rufe, dazwischen

hörte man Ausbrüche wie: „Cheer up men! There is old Lee! Now is all right!“ und ähnliche Bezeugungen der Treue.

Da wir keine Zelte hatten und uns auf die nasse Erde legen mußten, so waren die Nächte nicht gerade sehr schön zu nennen.

Am 6. Juli kamen wir nach Hagerstown. Hier beauftragte mich General Lee, den Ingenieuren beim Bau einer zu improvisirenden Brücke über den jetzt reißend dahinfließenden Potomac behülflich zu sein. Eine Erkundung hatte ergeben, daß das einzige Material, dessen man dort habhaft werden konnte, die Bretter einer großen Sägemühle seien. Man hatte daher beschlossen, Pontons zu bauen, mit schrägen Vorder- und Hinterkaffen, 10 Meter oberer und 6 Meter unterer Länge, sowie 2,2 Meter oberer und 2 Meter unterer Breite. Die Pontons wurden mit alten Tauresten, die man fand, gedichtet und dann getheert, die Anker wurden aus Steinen und Holzkreuzen hergestellt. Die 100 Meter fehlender Brücke einschl. Einbau und Hinunterfahren des ganzen Materials für die 260 Meter lange Brücke auf 10 Kilometer abwärts wurden in 68 Stunden hergestellt. Dabei ist zu bedenken, daß das Handwerkszeug so knapp war, daß jeder Trupp nur 1 Säge, 1 Axt und 1 Stemmeisen zur Verfügung hatte.

Weitere Märsche. Ein Gespräch mit dem General, der sich besonders in dieser Zeit öfter mit mir unterhielt, zeigte mir die Quelle seines Gleichmuthes: „Kapitän,“ sagte er, „wir thun unsere Pflicht nach bester Einsicht, bestem Vermögen und Gewissen. Den Sieg giebt allein die Vorsehung, in deren Hände ich am Tage der Schlacht unsere Geschicke lege!“ Ich zeichnete in diesen Tagen noch eine Karte für Stuart, um die er mich bat, und verlebte anregende Tage bei dem prächtigen Stabe. Fremantle verabschiedete sich jetzt und nahm Bestel-

lungen und Grüße an meine Eltern und Braut mit, die seit lange nichts von mir hatten hören können, da an eine Postverbindung nicht zu denken war. Er hat Alles treulich ausgerichtet und die Meinen damit sehr beruhigt.

Am 11. Juli waren die Feinde uns ziemlich nahe gerückt, daher beschloß General Lee, die Stellung zu verschanzen. Es wurden leichte Gräben in einer Länge von 13 Kilometer angelegt. Da ich diese Front für eine Armee von 60 000 Mann etwas lang fand, lachte Oberst Long, bemerkend, daß seit Fredericksburg die Yankees eine Hundeangst vor jedem Schützengraben hätten, was man nun auch ausnützen müsse.

Am 12. wurde vergeblich ein Angriff erwartet. Es trafen an diesem Tage leider verschiedene Hiobsposten ein. Der Fall Vicksburgs wirkte sehr niederschlagend auf die ganze Armee. Das erneute Anschwellen des Potomac kam dem General sehr unbequem. Persönlich ergriff ihn endlich die Nachricht von der Gefangennahme seines Sohnes, des Reitergenerals W. H. Lee, der trotz seiner schweren Wunden aus den Armen seiner Gattin gerissen und nach Washington geschleppt worden war. Die anmuthige Frau Lee, der ich in Culpeper begegnet war, nahm sich diese Unthat, da man gedroht hatte, ihren Mann zu erschießen, wenn die geringste Unzufriedenheit mit dem Betragen der Südländer vorkäme, so zu Herzen, daß sie irrsinnig wurde und in wenigen Monaten starb. Dem alten General merkte man die Wirkung dieser Schicksalsschläge äußerlich kaum an.

Als am 13. die Nordländer angreifen zu wollen schienen, wurde er ganz lebhaft und sagte zu mir: „Kapitän, da können wir sie einmal wieder hinter Schutzwehren empfangen, da brauchen unsere armen Jungen nicht wie gewöhnlich ungedeckt durch das heiße Feuer stürmen!“ Am Mittag kamen Meldungen, daß sich der Feind ebenfalls verschanze und zwar hinter dem

Antietam. Mißmuthig sagte Lee: „Das können wir nicht abwarten. Die Yankees haben keine Courage!"

Ich erwähne diese Aeußerungen absichtlich, weil die ganze nordische Presse damals den Eindruck gewonnen hatte, daß die Südländer gänzlich geschlagen seien, und es daher Meade zum größten Vorwurf machte, daß er den Sieg nicht durch eine energische Verfolgung voll ausgenutzt habe. Diese Meinung setzte sich auch bei der Regierung so fest, daß Meade seines Kommandos enthoben und General U. S. Grant an seiner Stelle ernannt ward. Die Nordländer hätten aber etwas Merkwürdiges erleben können, wenn sie damals wirklich so unklug gewesen wären, dem nur leicht verwundeten Löwen nahe zu kommen. Auf diesen Augenblick hat Lee damals mit wahrer Sehnsucht gewartet und hätte mit wüthender Energie den Ansturm abgewehrt. Meade war klug genug, eine solche Begegnung zu vermeiden.

Am 14. kam die Nachricht, der Potomac sei so gefallen, daß er furtbar sei. Lee beschloß deshalb, über den Fluß zurückzugehen. Um den Feind sowie unsere eigenen Truppen zu täuschen, wurde mit großer Ostentation die ganze Front abgeritten, dann aber der Uebergang schnell bewerkstelligt; die Vorposten aber, die Stuart in breitester Form ausgesetzt hatte, um den Feind zu täuschen, wurden erst in der Nacht weggenommen. Die Kavallerie und Trains furteten; die Artillerie und Infanterie gingen über die Brücke, die Stäbe und Sanitätskolonnen wurden in Fähren hinübergebracht.

Diese Nacht war eine der ungemüthlichsten, die ich je erlebt habe; es war bitter kalt, und ich hatte kein Plaid, um mich vor dem Regen zu schützen. Wir hatten schon vier Stunden in anhaltendem Regen fußtief im Wasser gestanden, ehe wir übergesetzt wurden. Drüben waren die Wege völlig grundlos und alle verfahren; dabei war es stockfinster und das Anzünden jedes Feuers natürlich verboten. Man konnte nicht die Hand vor

Augen sehen; hier wurde man gestoßen, dort trat man auf Andere oder wurde getreten, mehrmals fiel der todmüde Gaul in Löcher und mußte unter dem Schimpfen unsichtbarer Geister wieder auf die Beine gebracht werden. Wäre die Maschine weniger gut im Gange gewesen, hätte unausbleiblich Konfusion entstehen müssen. Es war ein schönes Zeugniß für die Schlagfertigkeit der Armee, daß trotz aller dieser Hindernisse der Marsch glatt und in aller Ordnung durchgeführt wurde. Ein dreijähriger Krieg ist und bleibt eine gute Schule, die Friktionen überwinden zu lernen.

An einem Kreuzwege im Walde wurde ein kleines Feuer angemacht zur Beleuchtung des Marsches, weil hier leicht Verwirrung entstehen konnte. Hier blieb der General die Nacht über stehen, um den Zug zu ordnen, die Leute zu animiren und das Ganze im Geleise zu halten.

Ritt durch das Virginien-Thal. Das Ziel meines Kommandos war Charleston. Nach den uns zukommenden Blättern war der Norden in voller Arbeit, die Belagerung dieser Festung in die Hand zu nehmen; damit waren auch meine Tage in der Virginien-Armee gezählt, an die ich noch heute nach bald 40 Jahren mit lebhafter Erinnerung und Dankbarkeit für die kameradschaftliche Aufnahme zurückdenke. Sachlich wurde mir der Abschied leicht, da in den Bewegungen der Armeen offenbar eine große Pause entstehen mußte und auch entstanden ist. Schwerer wurde mir die Trennung von den Mitgliedern des Stabes, mit denen ich so mancherlei Gefahren zusammen durchlebt hatte. Es ist bekannt, daß eine Woche gemeinsamen Kriegslebens die gegenseitige Schätzung mehr befördert als jahrelanges Zusammensein in gleichförmigen Lebensläufen; da fallen eben alle Schleier und Schalen ab, der Kern muß sich zeigen.

Am 15. Juli früh machte ich mich auf den Weg, um durch das herrliche Virginien-Thal, das wegen wieder-

holter Besetzung durch den Feind fast menschenleer war, bis zur Station Staunton zu reiten. Meinen Rest von Gepäck schenkte ich den Negern. Auf lahmem Gaule, mit einem gefundenen Hufeisen in der Tasche, trat ich den Ritt an. Am Abend kam ich zu einem Schmied, der mir für 2 Dollar und dafür, daß ich den Blasebalg vier Stunden lang zog, das Eisen unter das Roß legte, wodurch es so munter wurde, daß wir noch in der Nacht (ein junger Courier hatte sich mir angeschlossen) Winchester erreichten. Schon hatte ich, da kein Hotel im Orte war, den Schimmel an einen Kandelaber gebunden und mich, übermüdet, trotz des triefenden Regens zum Schlafe quer über das Trottoir gelegt, als eine mitleidige Frau uns Quartier anbot. Wie so oft im Süden, verdankte ich meiner geringen musikalischen Fertigkeit herzlichste Aufnahme, selbst Futter für mein halb verhungertes Roß.

Vergnügt wie fast immer in jenen Tagen, ritt ich bei herrlichem Wetter sorgenlos in das entzückende Thal hinein, neben mir den schönen Shenandoah rauschen hörend, über dessen Wogen die schönsten Magnolien, Weiden und Eichen ihre Gewölbe schlugen.

Als ich in Middelburg Mittagrast machte, traf ich einen Rev. Dr. Deems (Wilson N. Ca.). Da wir einen gemeinsamen Weg hatten (er hatte seinem gefangenen Sohne vergeblich nachgespürt), beschlossen wir, zusammen zu reisen. Auf der weiten Welt hätte ich keinen netteren Gefährten aussuchen können als diesen geistvollen kleinen Herrn auf einem Riesenpferde, über dessen Widerrist ein Doppelsack hing: rechts für Gebäck, links für Fleisch. Aus diesem Proviantmagazine bezogen wir unsere Diners, die wir stolz an den schönsten Punkten Virginiens, stets an einer sprudelnden Quelle, im Schatten herrlicher Plantanen abhielten, während die zusammengebundenen Pferde sich an dem üppigen Gras delektirten. Nachts blieben wir in Farmen, die nicht zu nahe an der Straße lagen.

Die frommen Virginier waren glücklich, wenn der geistliche Herr einkehrte und eine kleine Andacht abhielt; wir wurden stets auf das Beste bewirthet und unser Schnappsack wieder mit frischem Gebäck gefüllt.

Der unvergeßliche Ritt führte uns über Straßburg, Woodstock, Mount Jackson, Newmarket, Harrisonburg bis Staunton, wo ich meinen Gaul gegen Quittung im Depot ablieferte. Deems hielt eine Predigt, die stark besucht war, da er den Ruf eines berühmten Kanzelredners genoß.

An diesem Tage wurde vom Präsidenten ein allgemeiner Buß- und Bettag durch eine Proklamation angeordnet, die General Lee mit folgenden Worten seiner Armee bekannt machte:

„Soldaten! Wir haben gegen den allmächtigen Gott gesündigt! Wir haben seine Gunstbezeugungen vergessen und einen rachedurstigen, übermüthigen und ruhmredigen Geist unter uns gepflegt. Wir haben nicht daran gedacht, daß die Vertheidiger einer gerechten Sache rein in Seinen Augen sein müssen, daß unsere Tage in Seiner Hand sind — und wir haben uns bei der Erkämpfung der Unabhängigkeit zu sehr auf unsere eigenen Waffen verlassen. Gott ist unsere einzige Zuflucht und unsere Stärke. Wir wollen uns vor Ihm beugen, — Ihm unsere Sünden bekennen und Ihn bitten, uns einen höheren Muth, einen reineren Patriotismus und entschlosseneren Willen zu geben, daß er die Herzen unserer Feinde wenden möge und die Zeit abkürzen, wo das Land in dem Elende und den Leiden des Krieges duldet, bis Er uns einen Namen unter den Nationen der Erde anweisen wird."

In Richmond. Mein liebenswürdiger Reverend begleitete mich noch bis Richmond, wo wir einen wahrhaft herzlichen Abschied voneinander nahmen. Ich erstand mir ein neues Kostüm von Kopf bis zu Fuß, nahm ein Bad und zog einen völlig frischen Menschen an, den

ganzen alten Plunder liegen lassend. Die Wollust, die in dieser Metamorphose liegt, kann in ihrer ganzen Größe nur der Soldat im Kriege erfassen. Ich traf den noch sehr leidenden Borcke, der in der That an dem Tage nach meinem Wegritte aus dem Waldhause gerettet worden war, ferner den Oesterreicher Roß und den Engländer Lowly in Richmond. Da sich noch ein französischer Attachee anschloß, so war der sogenannte „Kongreß" der fünf Großmächte bald zusammen, der alle Tage bei Mad. Zitelli dinirte. Da wir nun Gelegenheit hatten, mancherlei Erlebnisse auszutauschen, so war die Zeit nicht nur höchst amüsant, sondern auch lehrreich. Ich war besonders froh, daß in diesen Tagen Roß mir seine Begleitung nach Charleston anbot.

Ich machte dem Präsidenten Jefferson Davis meine Aufwartung und wurde, trotzdem ich keinen schwarzen Salonanzug besaß, nicht nur allen Leuten in der Soiree, in die ich hineinkam, vorgestellt, sondern von dem Haupt der Konföderation so herzlich begrüßt, daß ich sah, in welcher Weise Lee über mich berichtet haben mußte. Der Präsident machte auf mich einen sehr bedeutenden Eindruck. Der echte Gentleman und Christ traten überall hervor sowie sein eifriges Bestreben, den Krieg in den Grenzen der Humanität zu halten. Er war wie Lee eine Natur, die in vollem Gleichgewichte sich befand. Die Nachwelt wird anders über den hervorragenden Staatsmann urtheilen, als die damals völlig in Vorurtheilen befangene Mitwelt.

Ein diplomatischer Auftrag von großer Bedeutung. Am Schlusse des Abends zog mich der Präsident in ein Nebenzimmer und bat mich, nachdem wir die ganzen Chancen des Krieges durchgesprochen hatten, daß ich, wenn meine Zeit in Paris es gestatte, bei dem Kaiser Napoleon eine Audienz nachsuchen und ihm als Militär vom Fache und Mitglied einer am Kriege gänzlich unbetheiligten

Macht die Lage der Dinge und die Widerstandskraft der konföderirten Armee darlegen möchte.

„Wenn der Kaiser mich von der Blockade befreit", sagte er etwa, „und das ist er mit einem Federstriche im Stande, garantire ich ihm den Besitz von Mexiko. Wir haben diesen Staat im Jahre 1842 mit etwa 12000 Mann zum Nachgeben gezwungen, weil unsere Soldaten an das Klima und die Fechtweise des Gegners gewöhnt sind. Das können wir auch heute noch jeden Augenblick, da gegen die Vortheile der Aufhebung der Blockade, welche an unserem Lebensnerv zehrt, die Abgabe eines Korps von 12000 bis 20000 Mann für uns nicht einmal schwer ins Gewicht fallen würde."

Ich versprach, zu thun, was in meinen Kräften stände; allein in Paris ereilte mich die bestimmte Ordre des Fürsten Radziwill, bald wieder heim zu kommen, die kurze Zeit meines Dortseins reichte deshalb nicht aus, alle die diplomatischen Vorspiele abzuspinnen, die mit einer Audienz, selbst für einen Privatmann, verbunden sind. Doch wer weiß, wozu es gut war, daß ich den hochbedeutenden Auftrag, den ich gern ausgeführt hätte, nicht zur Durchführung bringen konnte.

6. Belagerung von Charleston.

(August—September 1863.)

Militärische Lage. — Rückblick. — Persönliche Erlebnisse. — Wilmington.

Militärische Lage. Roß und ich landeten nach bekannter greulicher Fahrt in überfüllten Waggons in Charleston, das ich, wohl weil die Belagerung nun begonnen hatte, gegen früher sehr verödet fand. Zu unserer großen Freude und Ueberraschung war jedoch das erste Hotel in der Stadt, das „Mills House" trotz der Anwesenheit der

feindlichen Flotte vor der Festung in vollem Flor und blieb es bis zum Schlusse unseres Aufenthaltes.

Ich meldete mich sofort bei dem Gouverneur, General Beauregard und dem Chefingenieur Obersten Harris, der mir Zutritt zu allen Bureaus und Planspinden gab, mich jedoch bat, keine Kopien zu nehmen.

Ehe wir die Ereignisse schildern, muß der militärische Leser einen Blick auf den Plan von Charleston werfen und erfahren, daß die James-Insel, soweit sie fest ist, sowie die ganze Ostküste, von einer so üppigen, prächtigen Laub- und Blumenvegetation überdeckt wird, wie man sie nirgends in diesen Landstrichen wieder findet. Auf diesem Gelände, das etwa eine Meile breit sich am Meere meist in Form niedriger Inseln entlang zieht, wächst auch die berühmte Seeinsel-Baumwolle, die noch unerreicht dasteht, allerdings durch die wirthschaftliche Verwüstung Carolinas nach dem Kriege fast eingegangen ist.

Getrennt sind diese Inseln vom Meere durch undurchdringliche Sümpfe, Kolke und durch einen Streifen ganz schmaler Düneninselchen, die das Meer unmittelbar begrenzen und auf denen nur Dünengewächse fortkommen; solche Inseln sind die Folly-, Morris-, Sullivans-Insel ꝛc. Die eigentliche Befestigung erstreckte sich auf die festen Seeinseln, so daß die Sümpfe und Kolke als Fronthindernisse dienten. Vorgeschobene Batterien und Forts auf den Düneninseln hielten die Blockadeflotte in achtungsvoller Ferne. Unter diesen waren die wichtigsten: Fort Wagner, 1862/63 aus Dünensand erbaut und mit bombensicheren Räumen versehen, sowie das ältere, runde Mauerfort Moultrie.

Zur inneren Vertheidigung des Hafens dienten außer Batterien die Forts Sumter (ein fünfeckiges, aus Ziegeln erbautes, dreietagiges Fort), Fort Johnson, welches aus Erde leicht aufgeworfen war, das aus Palmholz zusammengesetzte Fort Ripley und das runde Mauerfort Pinkney.

Die Befestigungslinien bestanden aus offenen Fleschen und in zweiter Linie aus geschlossenen Redouten, zwischen denen sich ausgedehnte Verhaue befanden. Die auf den Seeinseln zwischen den Batterien liegenden Forts litten an zu kurzen Linien und zu geringer Ausdehnung, wie Fort Pemberton und Fort Secessionville.

Was den Angriff selbst betrifft, so hatten die Unirten schon im Juli 1862 beschlossen und auch vergeblich versucht, mit einigen Schiffen und Monitors, wie ich der Kürze wegen die eisengepanzerten Kanonenboote für ein Geschütz nennen werde, die James-Insel durch einen Handstreich zu erobern.

Nach dieser Begebenheit hatte sich die Presse und dadurch die öffentliche Meinung Nordamerikas in das Vorurtheil hineingeredet, daß die Eisenpanzer, die allerdings schon ihre Tüchtigkeit, besonders hölzernen Kriegsschiffen gegenüber, gezeigt hatten, alles Mögliche in der Welt leisten und besonders „selbständig Charleston erobern" könnten, deshalb wurde im April dieses Jahres ein Angriff durch die Eisenschiffe allein unternommen.

Die etwas unklare Absicht ging dahin, Fort Sumter in einigen Stunden in Grund und Boden zu schießen und dann unbekümmert um das Feuer der anderen (übrigens stärkeren Batterien als Sumter) nach der Stadt zu dampfen, um diese in Brand zu schießen und zu nehmen.

Zu diesem Zwecke marschirten sechs Monitors vor Fort Sumter (außerhalb des Hafens) auf und begannen das Fort mehrere Stunden lang zu beschießen. Nach einem etwa sechsstündigen Kampfe zog jedoch die Eisenflotte ab und gab es auf, den Kampf mit einer Seefestung allein aufzunehmen.

Jetzt wurde der unionistische General Gilmore (der schon 1861 mit rascher Energie Fort Pulaski vor Savannah erobert hatte) gegen Charleston gesandt und kombinirte einen Land- und Seeangriff gegen Fort Wagner und

Fort Sumter, immer noch zu viel Vertrauen auf die Panzerflotte den Landbatterien gegenüber setzend. Der gar nicht zu unterschätzende Vorzug der Eisenschiffe ist ihre Ueberlegenheit hölzernen Schiffen gegenüber, und ihre Eigenschaft, fast straflos dicht bei den formidabelsten Batterien vorbeifahren zu können.

General Gilmore griff im August 1863 plötzlich die schwach besetzte Folly-Insel an, die er im ersten Anlaufe eroberte, und setzte sich bald darauf auf der Morris-Insel fest, die er zur Basis seines regulären Angriffes gegen Fort Wagner benutzte. Zur Unterstützung, gewissermaßen als Flügel-, Enfilir- und ambulante Batterien, hatte er sechs Monitors bester Konstruktion mit je einer 15 pfdgen glatten Columbiade (schwere Geschütze mit gußeisernen Röhren) und die gepanzerte Eisenfregatte „Ironsides", welche 8 gezogene 9pfdge Parrotkanonen führte. Für Bombardements ꝛc. stand ihm außerdem die Blockadeflotte zur Verfügung.

Im Großen lagen die Dinge so, daß die Unionsflotte mit schweren Geschützen vor der Festung ankerte und abwechselnd die Forts Sumter (siehe Skizze 2, Charleston) und Wagner beschoß, während die Belagerer auf der schmalen Morris-Insel mit Approchen gegen Fort Wagner vorgingen.

Ich hielt mich am liebsten im Fort Johnston auf, in dem mein braver Freund, Kapitän Howard, wohnte, der mich in seinem zerschossenen Schuppen stets gastlich aufnahm und, was mir noch werthvoller war, mich über den Gang der Belagerung mit wahrem Eifer belehrte. Er war Feuer und Flamme in seinem Dienste (Ingenieur). Außerdem war Fort Johnston der interessanteste Punkt der ganzen Festung. Fort Sumter lag dicht vor ihm, Fort Wagner nicht zu weit ab, und von einem nahen Observatorium aus konnte man nicht nur die ganze feindliche Flotte, sondern auch die Angriffsarbeiten auf der Morris-Insel übersehen. Nur die eigenen Werke auf der

James-Insel waren durch Wälder verdeckt, doch standen Maulthiere zur Verfügung, auf denen wir täglich die ganzen Fronten abritten.

Die Beschießung des Forts Sumter machte in jener Zeit großes Aufsehen, weil es die Wirkung der gezogenen Geschütze gegen Mauerwerk so augenscheinlich zeigte, daß eine völlige Umwälzung der Befestigungskunst die Folge war. Die Details, die in damaliger Zeit sehr interessirten, haben heute nur noch historischen Werth, weshalb ich von jeder näheren Beschreibung der Beschießung Abstand nehme und nur erwähne, daß Sumter zwar in Trümmer geschossen wurde, die Besatzung sich aber tapfer in den Ruinen hielt.

Die Beschießung des aus Sand gebauten Forts Wagner ergab ein völlig anderes Resultat: die Schäden, die das Bombardement auf dieses ausgeübt hatte, waren minimal, obgleich 180 Geschütze großen Kalibers sich gegen 5 Stunden lang an dem Feuer betheiligt hatten. Der Anblick war deshalb großartig, weil in diesem Hagel von gigantischen Geschossen alle Treffer große Staubsäulen in die Luft wirbelten, während die über das Werk hinwegfliegenden Geschosse in dem Hafen eine Anzahl hoher Springbrunnen erzeugten, die Fontänen gleich in die Höhe gingen. Großes Aufsehen machte bei uns der Umstand, daß nach Beendigung dieser Ueberschüttung mit Feuer, nach der wir das Fort für verloren hielten, dieses den abziehenden Feind mit mehreren Lagen seiner geringen Armirung (7 Geschütze) beschickte — ein Zeichen für die Stärke der Erdwerke gegen die damaligen Geschosse.

Erstaunen erregte die Anlage einer Batterie auf den Inseln, der sogenannte „Sumpfengel", noch mehr aber deren Geschosse, die auf eine Entfernung von 8 Kilometern die Stadt erreichten. Das einzige Geschütz der Batterie, unter 45 Grad eingegraben, wurde aber so angestrengt, daß die Beschießung nur eine ganz sporadische, übrigens ganz unschädliche war.

Als die Erdarbeiten auf der Morris-Insel, nachdem von ihnen aus erst ein vergeblicher Sturm auf Fort Wagner versucht worden war, bis zum Glacis vorgeschritten waren, wurde in der Nacht unsererseits dies Werk gleichzeitig mit Batterie Gregg von den Besatzungen geräumt. Ein Sturm, den die Unirten gleich nach meiner Abreise (am 9. September) auf Sumter unternahmen und zwar in Booten, wurde von der Besatzung, die sich in den Trümmern hielt, mit großer Bravour blutig abgewiesen. Damit endigte im Großen diese Belagerung, und zwar völlig wirkungslos. Charleston kam erst viel später und zwar nur infolge von Siegen der Feld-Armee in die Hände der Nordländer.

Rückblick. Sehen wir das ganze Resultat bis zu diesem Datum näher an, so hatten die Unirten nur die Morris-Insel erobert, eine kleine Batterie im Sumpfe erbaut und die aktive Widerstandsfähigkeit von Sumter vernichtet; im Ganzen standen sie also noch $^3/_4$ bis 1 deutsche Meile von der Festung entfernt und hatten, wenn sie in dem begonnenen Angriffe fortfahren wollten, noch den Sumpf nach der James-Insel zu durcharbeiten, um der Stadt näher zu sein. Die Stadt hatte allerdings aufgehört, Handelsstadt zu sein, da einmal durch die Besitznahme der Morris-Insel zugleich das Durchbrechen der Blockade sehr erschwert war, und ferner alle Kaufleute die Stadt verlassen hatten. Dadurch wurde ein Theil der Blockadeflotte verfügbar.

Die Anwendung der Wasserminen (Torpedos) führte in Charleston zu keinem Resultat, während der Versuch gelang, mit einem außerordentlich einfach konstruirten submarinen Boote die Fregatte „Ironsides" ernstlich zu beschädigen. Um das Wesen der Belagerung noch einmal zu erläutern und die Resultate für das Ganze näher zu führen, gebe ich einige kurze Worte der Kritik.

Der allgemeine Plan des Angriffs war ein ver-

fehlter, weil er auf Voraussetzungen basirt war, die nur in der Idee von militärischen Laien spuken können. Man hatte zu viel Vertrauen in die Eisenpanzer gesetzt und wollte deren Hauptangriff nur durch einen Nebenangriff auf Sumter unterstützen; bald aber zeigte es sich, daß der Angriff auf die Morris-Insel der Kardinalpunkt wurde, während die Eisenflotte in den zweiten Rang hinabsank und beim Angriff die Rolle übernahm, die unsere leichteren mobilen Batterien bei künftigen Belagerungen spielen sollen. — Daher ward Fort Wagner nicht eher genommen, bis der Landangriff an die Batterie hinankam, und Fort Sumter ward bis dahin gar nicht genommen.

Sollte die Eisenflotte wirklich ein großes Resultat erreichen, so mußte sie, wie wir schon oben bemerkten, mit absoluter Verwegenheit handeln, ähnlich wie Admiral Farragut, als er zwischen den Forts den Mississippi hinauffuhr und Neu-Orleans nahm.

War eine Landattacke doch nöthig, so handelte man klüger, wenn man mit etwas mehr Truppen Charleston von der Landseite her blockirte und belagerte, wodurch man zugleich den großen Vortheil erreichte, daß man dasselbe von den personellen und materiellen Hülfsquellen des Landes abschnitt, während es so im Rücken ganz offen war und, wie Antäus an der Mutter Erde, an dem Lande neue Kräfte saugen konnte.

Die großen Erwartungen, die man sich daher gemacht hatte, wurden getäuscht. Nur folgende Dinge waren bemerkenswerth: 1. daß Mauerwerk ein schlechtes Vertheidigungsmaterial ist; 2. daß Erde das beste Brustwehrmaterial bleibt; 3. daß selbst eisengepanzerte Fahrzeuge gegen Landbefestigungen nur eine sekundäre Rolle spielen; 4. daß Torpedos hauptsächlich eine moralische Waffe sind, indem kein feindliches Fahrzeug sich in den Hafen wagte, obgleich die dort gelegten wenigen, oft unbrauchbar gewordenen Torpedos von den eigenen Vertheidigern

für „Humbug" erklärt wurden. In Flüssen waren die Torpedos von Bedeutung.

Bemerkenswerth war ferner die erste Anwendung großer gezogener Kaliber auf weite Entfernungen, die nächtliche Beleuchtung der Schießobjekte und die zweckmäßige Konstruktion der konföderirten Erdbauten.

Für die große Kriegführung war die wichtigste Erfahrung aus den Vorgängen bei Charleston, daß es den Angreifern, trotz Anwendung aller technischen Mittel jener erfindungsreichen Zeit, trotz der Panzerschiffe und großen gezogenen Kaliber, nicht gelang, die Festung durch die Mittel der Belagerung zu nehmen.

Erst den Siegen der Armee im Felde und zwar den Erfolgen Shermans um Atlanta (1864—1865) fielen Charleston und Savannah zum Opfer. Diese Erfolge ermöglichten es dem General, durch das nun lahm gelegte Georgien zur Küste zu marschiren und damit den beiden genannten befestigten Hafenplätzen in den Rücken zu kommen. Bekanntlich folgten die beiden Kommandanten jener Festungen den klugen Weisungen des Oberkommandeurs, Generals Beauregard, und verließen die Plätze, ehe solche ein- und deren Besatzungen damit abgeschlossen und zur Unthätigkeit oder zur Kapitulation verdammt waren. Diese bisherigen Besatzungen konnten nunmehr die Feld-Armeen in ihren letzten Anstrengungen unterstützen. Die Kapitulation der Nord-Virginien-Armee im April 1865 machte dem Kriege bald nach diesen Räumungen ein Ende, ehe es zu weiteren Kämpfen kam.

Persönliche Erlebnisse. Das Leben in Charleston war entsetzlich theuer. Nur im Norden der Stadt, wohin keine Kugeln flogen, waren Lebensmittel zu haben; glücklicherweise ging Roß stets auf den dortigen Markt, um gutes Gemüse, Früchte ꝛc. zu erstehen. Dort wohnten auch der englische, französische und spanische Konsul, die uns auf das Gastfreieste aufnahmen. Um uns bei

ihnen und unseren Kommandeuren zu revanchiren, luden Roß und ich sie bei einem französischen Estaminet zu einem einfachen Diner mit Rothspohn ein. Die Rechnung betrug für 7 Couverts die Summe von 3000 Mark in Papier! Glücklicherweise standen die graybacks so schlecht im Kurse, daß die Ausgabe für Jeden von uns noch erschwinglich war.

Ich brachte jeden Morgen (Abfahrt des Dampfers 2 Uhr nachts) meinen Freunden im Fort Johnston eine Flasche Rothwein (à 96 Mark Papier) mit, mit der das greuliche Sumpfwasser genießbar gemacht wurde. Eines Tages lud mich Howards ein, nichts mitzubringen, dafür sein Gast zu sein. Ich folgte gern der Aufforderung. Wir ritten wie gewöhnlich morgens erst die Front ab. Als wir uns aber hungrig zu Tische setzten, stand auf der die Tafel vertretenden Kiste ein Gefäß mit gedünstetem Reis und ein Napf mit Salz. „Essen Sie Reis?" fragte mich mein Gastgeber. Neugierig zu wissen, was er noch in petto habe, dankte ich. „Nun, dann langen Sie etwas Salz zu", sagte er lächelnd, „weiter hab' ich nichts!", mir dann erklärend, daß das heute endlich fällige, sehnsüchtig erwartete Proviantschiff einen Schuß bekommen und sofort einen elenden Rückzug angetreten habe. Die Entbehrungen der Leute auf den Inseln waren große; sie mußten gegen das Sumpffieber täglich Chinindosen einnehmen, so daß sie alle sehr elend aussahen. In Charleston kamen wir mit dem Maler Vizitelli viel zusammen, über dessen Angst vor feindlichen Geschossen wir uns oft weidlich amüsirten, der uns andererseits mit der Erzählung seiner vielfachen Abenteuer viel Unterhaltung bot.

Am 1. September folgten Roß und ich der freundlichen Einladung des Colonel Bull, ihn in seine Plantage nach Ashley Hall, die in seiner Abwesenheit nur von seinen Negern verwaltet war, zu begleiten. Da wir in Charleston nichts versäumten, so fuhren wir

in einem Buggy an dem rechten Ufer des Ashley-Flusses hinauf, durch den üppigen Wald, in welchem dichtes Unterlaub mit nassen Gräben und den jetzt erst recht üppigen Gewächsen uns fortwährende Abwechselung boten.

Allerhand Blumen mischten sich in das herrliche Grün, zwischen dem von Zeit zu Zeit das lange Bambusrohr seine Hälse hervorstreckte, und über dem sich die kolossale, festholzige Lebenseiche wölbte, an deren Aesten das zierliche spanische Moos wie leichte Fransen herunterhing. Reis- und Baumwollenfelder zogen unsere Aufmerksamkeit an, wir sahen die berühmte Seeinsel-Baumwolle (Sea islands cotton), die fast noch einmal so viel Werth hat als die im Lande gezogene kurze Baumwolle (short cotton). Erstere ist bedeutend empfindlicher gegen Witterung, muß sorgsamer gepflegt werden als die andere und wächst nur an den ungesunden sumpfigen Seeküsten.

Endlich kamen wir an der Plantage an, die mitten auf einer Wiese am Flusse in einfachem, alt-englischen Stile gebaut war. Auf dem kurzen Grase, das frisch und saftig leuchtete, standen die größten Lebenseichen, die ich je gesehen, und deren Schatten 280 Fuß maßen.

Das Haus sah von außen nicht so elegant aus wie die meisten größeren Farmhäuser, sondern sehr einfach, da es eines der ältesten in Carolina ist. Im Innern dagegen war Alles sehr komfortabel eingerichtet.. Die Neger wohnten ganz nahe dabei, für sich in kleinen, weißen Häusern und hielten sich, der Sitte gemäß, Hühner und Schweine, auch hatten sie es nicht schwer, da der Oberst meist in der Stadt wohnte. Natürlich gab es Manches zu schelten.

Ein Gang in den Ziergarten lohnte sich gleich durch selten süße, wenn auch hartschalige, röthliche Weintrauben, während die weißen weichschaliger und sehr groß waren.

Die Gänge in dem malerisch am Ashley River gelegenen Garten, waren von Magnolia-, Chestnut- und Pfirsichbäumen, lila blühenden Akazien und mir unbekannten Bäumen gebildet; an ihren Ecken standen immense Aloen in Vasen. Ein Denkmal eines englischen Gouverneurs, 1776, in der Mitte des Gartens, zeugte von dem Alter der Besitzung. Wo sumpfige Stellen im Garten waren, zeigten dies 20 Fuß hohe elegant gebogene Bambusse an; die kleinen Seen im Garten waren von Eichen und Weiden umkränzt, an denen Lianen und Wein hinaufrankten und sich kokett im Wasser spiegelten, während die kleine zwei Fuß hohe Fächerpalme dicht am Ufer ihr Rad schlug. Die Weidenzweige und das spanische Moos hingen ihre Fransen nach dem Wasser herab, wie herunterfließende grüne Tropfen. Der Palmettobaum, Dattel- und Sagopalme erinnerten den Besucher daran, daß er sich in tropischer Gegend befand, sollte er es einen Augenblick bezweifelt haben.

In einem wackeligen Canoe fuhren wir mit Gefahr, ein Bad zu nehmen, die 20 Schritte bis zur Baumwollenmühle (cotton mill) hinüber, die man in jeder Plantage findet und die aus gin den cotton macht, indem sie durch die einfachste Art des Kämmens den Samen und die Kelche aus der Baumwollenfrucht entfernt. Während des Krieges faulten die ungefügen Räder und Achsen, die offenbar nur mit Hülfe von Axt und Säge gearbeitet waren.

Der zwölfjährige Sohn des Besitzers begleitete uns auf eine kleine Jagd, auf der wir einen schneeweißen Reiher schossen, denn in diesem Alter muß dort der junge Weltbürger schon reiten, fahren und sicher schießen können. Auch mit Ruder und Segel lernt die Jugend bald umgehen und zeigt eine merkwürdige Kenntniß im Dampfmaschinenwesen, selbst in dem im Ganzen fabriklosen Süden.

Fast alle diese Farmen sind heute von ihren Besitzern

verlassen und vielfach nur von Negern bewohnt, die sich auf diesen Inseln sehr vermehren, so daß sie der Regierung eine um so größere Unbequemlichkeit machen, als sie vielfach in den alten Götzendienst zurückgefallen sind und greuliche Orgien feiern.

Wilmington. Ich hatte die Dauer meines Kommandos, das auf sechs Monate lautete, schon um viele Monde überschritten, denn ich hätte bereits nach der Schlacht bei Chancellorsville die Heimreise antreten müssen, um die gegebene Zeit innezuhalten. Da ich in Charleston bis dahin alles das gesehen hatte, was für die preußische Armee werthvoll war, auch ein Stillstand der Belagerung offenbar wurde, so beschloß ich nunmehr Anfang September, die Heimreise anzutreten. Da die Blockade-runner von diesem Hafen nicht mehr ausliefen, so mußte ich den nächsten Hafen, Wilmington, aufsuchen, von wo ein lebhafter Blockadebetrieb im Schwange war.

Ich machte alsbald die verschiedenen Abschiedsbesuche bei den Kommandeuren, bei dem spanischen Konsul, Signor Moncado, dem französischen, Mr. Lannon, sowie dem englischen, Mr. Pinkney Walker, und trennte mich ungern von Roß und dem biederen Howards, der in fast rührender Weise für mich gesorgt hatte.

In Wilmington, das schon in Feindes Hand gewesen war, merkte man sofort die allgemeine Verkommenheit, die durch die wilden Zeiten entstanden war. Geradezu aber an derbste Lustspiele erinnernd war das Leben in dem überfüllten Hotel. Die Fensterscheiben waren in großer Zahl durch Oelpapier ersetzt. Originell waren besonders die sogenannten „Tables d'hôte", deren ganze Bedienung aus zwei alten Negerweibern bestand. Da das Restaurant des Hotels das einzige in der einst großen Handelsstadt war und ganze Kolonnen satt gemacht werden mußten, so wurde — wegen Beengtheit der Räumlichkeiten und Mangels an Geschirr — die

Tischgesellschaft in Abtheilungen zu etwa 30 Mann eingetheilt, die nacheinander abgefuttert wurden, wobei die Letzten „die Hunde bissen".

Die „Table d'hôte" wurde an runden Tischen verabreicht, in deren Mitte sich eine drehbare Säule befand; an ihr war eine zweite runde Scheibe angebracht, auf der das gesammte Menu aufgepflanzt wurde. Man drehte sich nun den Gang, den man wünschte, herbei und langte sich das Betreffende herunter, wobei, da die Wünsche oft einmüthig waren, manchmal auch Zerrungen vorkamen, die die verschiedenen Schüsseln zum Wanken brachten; man fuhr am besten, wenn man, mit der Gabel bereitstehend, eins der vorbeisausenden Fleischstücke schnell herunterharpunirte. Sobald eine Serie abgefertigt war, stürzte sich die nächste, die knurrenden Magens neidisch zugeschaut hatte, an die Krippe. Es war wirklich ein Rennen mit Hindernissen. Da ich jedoch hier noch viel besser als im Felde speiste, so war ich ganz zufrieden.

Wie wüst die Zustände in solcher halb verwahrlosten Hafen- und Blockadestadt waren, bezeugt folgender Vorgang. Als ich eines Abends spät in meinem Zimmer schlief, polterte eine Anzahl roher Gesellen in dasselbe hinein, zündete ein mitgebrachtes Licht an und spielte, ohne sich um mich zu bekümmern, das beliebte „poker", ein dort bekanntes Hazardspiel. In keiner Weise verwöhnt, ließ ich das ruhig geschehen und schlief wieder ein. Als aber der Moment kam, in dem die erhitzten Spieler Streit bekamen, sich in den Haaren lagen und mit Revolvern drohten, sprang ich aus dem Bette, brüllte die Leute furchtbar an, packte die nächsten beim Kragen und warf sie zur Thüre hinaus.

Zwei angenehme Herren, ein Münchener Bildhauer Volks und ein Maler Robertson, nahmen mich später freundlichst als Dritten in ihrem Stübchen auf. Nach deren Abreise beherbergte ich dafür zwei kalifornische Justizbeamte, die den Krieg mitgemacht hatten und die

später zusammen mit mir die Blockade brachen, in dieser Kemenate. Aus Mangel an Moskitonetzen führten wir alle Abende erst einen Kampf mit den Insekten durch, ehe wir das Lager suchten.

Ich sicherte mir für 600 Mark in Gold einen Platz auf dem Dampfer „A. D. Vance", der nach den Bermuda-Inseln fuhr. Leider konnte ich meine Lieblingsidee, Havanna kennen zu lernen, nicht ausführen, weil dort das gelbe Fieber ausgebrochen war. Wenn mich dies auch keinen Augenblick abgehalten hätte, so war mir der Umstand doch gegen den Strich, daß ich in Cadix 40 Tage hätte in Quarantäne liegen müssen. Da das Schiff erst in 14 Tagen abging, meldete ich mich schriftlich bei dem Gouverneur von Nord-Carolina, General Whiting, dem ich außerdem eine Anzahl Grüße ꝛc. ausrichten konnte.

Der General ließ mich fragen, ob es mich interessiren würde, die Befestigungen stromab von Wilmington zu sehen, was ich natürlich mit Freuden bejahte. Der Ingenieuroberst, der die Bauten geleitet hatte, begleitete mich selbst auf dem Dampfer der Festung, und ich lernte dort eine Anzahl Befestigungsanlagen kennen, die neben einer bis dahin noch nicht gekannten Verwerthung des Eisens viel Neues brachten. Sie sind durch die heutige Technik so überholt, daß ich auf deren Beschreibung verzichte.

Die Güte des Generals ging noch weiter. Er schickte mir seinen Adjutanten, Leutnant Fairly, als Gegenbesuch. Ich lud diesen natürlich zu dem Diner im Hotel ein. Am nächsten Tage erschien derselbe Offizier mit einem Handpferde für mich und einer Einladung des Generals, den Rest der Tage in Wilmington in seinem Lager zubringen zu wollen. „Es ist zwar ein Lager, aber doch zehn Mal anständiger als Ihr Hotel," sagte er dabei, und er hatte Recht.

Wir ritten durch weite Wälder in das geradezu ent-

zückend liegende Hauptquartier, dessen Chef auf Kommando abwesend war. Oben an dem mit Eichen bewachsenen Riffe, an blumiger Wiese gelegen, erlaubte der Platz einen wunderbaren Blick weit über den Atlantischen Ozean hinaus. Auch materiell waren wir vorzüglich bestellt, wenngleich wir beide mit einigen Courieren und Negern ein fast Crusoe-ähnliches Dasein führten, indem wir nur das erhielten, was wir fingen.

In einer benachbarten Farm wurden wir, auch von den schönen Töchtern des Hauses, die mein mit Zeichnungen gefülltes Tagebuch ins Herz geschlossen hatten, auf das Freundlichste willkommen geheißen.

7. Heimreise.

(September—Oktober 1863.)

Abfahrt. — Der zweite Blockadebruch. — Auf den Bermudas. — Halifax. — Nach Hause. — In Paris. — In Köln. — In Berlin.

Abfahrt. Bald verließ ich das reizende Lager. Mich trieb eine innere Unruhe sogar einen Tag vor meiner angesetzten Abfahrt zum Rückritt nach Wilmington — und welch' ein Glück war das!

Als ich am Ufer lustwandelte, sah ich zu meinem grenzenlosen Schrecken, daß der Dampfer „A. D. Vance" Dampf gemacht hatte und soeben sich vom Bollwerk loslöste. Kurz entschlossen sprang ich auf das schon einige Fuß vom Ufer entfernte Schiff, auf dem der sehr verlegene Kapitän mir gestand, daß er allerdings gern ohne Passagiere abgefahren wäre; sie seien eine zu unangenehme Zugabe, da der Kommandeur entschlossen sei, sich jeder Wegnahme seitens der Yankees mit Waffengewalt zu widersetzen. Meine Auslagen für das Passagierbillet, die ich dem Rheder schon eingehändigt hatte, würde ich von diesem wieder herausbekommen.

Ich war außer mir vor Aerger, da der nächste Dampfer erst in vier Wochen ging, trat daher in die Kajüte des Marineoberst Crossan und erklärte ihm, daß ich unter allen Umständen mitführe; ich hätte geglaubt, mit Gentlemen zu thun zu haben ꝛc. Als ich ihm auch meine Bereitwilligkeit aussprach, bei einer Enterung eventl. meinen Mann stehen zu wollen, versprach er mir nicht nur mich mitzunehmen, sondern auch mir Zeit zu geben, aus dem nahen Hotel meine zwei Koffer zu holen. Ich fragte im Interesse meiner Stubenkameraden, ob er nicht alle Passagiere mitnehmen würde, die unerschrocken mit entern würden, was er lachend bejahte. Die beiden Herren meines Zimmers waren sofort bereit, warfen ihre Habseligkeiten ebenfalls rasch in die Koffer, und schnell liefen wir dem Dampfer zu, noch eine Anzahl anderer Passagiere benachrichtigend, so daß schließlich der Steamer mit allen seinen zwölf Passagieren den Fluß hinabfuhr.

Der zweite Blockadebruch. Welch anderes Bild trug doch dieser Blockadebruch unter einem vornehmen Kommandeur und einem braven ehrlichen Schotten als Kapitän gegenüber dem wüsten Getriebe auf der elenden „Flora". Die „A. D. Vance" (nach dem beliebten Gouverneur getauft) war vielleicht das schnellste der damals existirenden Schiffe.

An der Mündung des Cape Fear kündigte uns der Lootse an, daß wir noch acht Tage warten müßten, damit Neumond und Fluth zusammenwirkten. Diese Woche verfloß in der anregenden Gesellschaft, in der sehr musikalische, gelehrte Menschen, auch Künstler und Professoren, sich zusammengefunden hatten, in wirklich ansprechendster Weise, und zwar dank der Leitung des Kommandanten, der selbst bekannter Shakespeare-Kenner war. Oberst Crossan entwarf nämlich ein Programm, so daß je zwei Mitglieder der Gesellschaft einen Abend

ausfüllen mußten. Bei Tage rüstete er Schaluppen zum Segeln an den tropischen Ufern, zum Angeln ꝛc. aus, so daß die acht Tage im Fluge verrannen und ich genöthigt wurde, ein humoristisch illustrirtes Journal über die Woche zu geben, das von dem dankbaren Oberst später dem Gouverneur von Nord-Carolina überreicht worden ist.

Nach den acht Tagen wurde die den Eingang des Hafens sperrende „bar“ in der Nacht genommen, indem der Dampfer durch Umstauung der Ladung völlig auf eine Seite gelegt wurde, um den Kiel zu heben; trotzdem hatten die kräftigen Maschinen ihre volle Kraft anzuspannen, um das noch immer grasende Schiff über die Schar zu bringen. Der Lootse hatte zum besseren Finden der Ausfahrt die Seinigen auf die Ufer mit verschiedenen farbigen Lichtern vertheilt. Er selbst führte ein weißes Licht am Stern, das er jedesmal in ein rothes verwandelte, wenn er suchend sich festfuhr. Die Lichte am Lande winkten dann sofort die Richtung, in der das Schiff abkommen mußte. Wir kamen dann in furchtbar stürmischem Wetter, wenn auch hochklopfenden Herzens, so doch glücklich durch die feindliche Flotte von 17 Kriegsschiffen.

Da mein Magen seit der Niederlage in Richmond noch immer nicht recht in Ordnung gekommen war, so verordnete ich mir während der Ueberfahrt eine Hungerkur von drei Tagen, die ich durchführte, ohne auch nur meinen quälenden Durst mit einem Tropfen Wasser gestillt zu haben. Ich wurde infolge dieser etwas forcirten Kur von der mich schon seit Monaten quälenden Magenverstimmung völlig geheilt.

Auf den Bermudas. Wir erreichten nach einer sehr stürmischen Fahrt, in der uns beinahe die Kohlen ausgingen, was bei den überall lauernden feindlichen Kreuzern ein Gaudium für diese gewesen wäre, die „Königin“ Bermudas. Sie ist ihrer seltsamen Schönheit

wegen von allen Dichtern besungen, die je ihren Fuß auf diese zauberischen Eilande gesetzt haben, die auch nicht verfehlten, auf mich ihren Zauber auszuüben.

Zu meinem Wohlbefinden trug noch der Umstand bei, daß ich auf der Heimreise war und aus einem Kriege kam, dessen Gefahren ich zwar mit Lust getheilt hatte, der mich jedoch im Grunde nichts anging. Außerdem hatte ich das Gefühl, daß ich nach besten Kräften meine Schuldigkeit gethan hätte; ich genoß daher Alles, was mir der Himmel bot, mit vollen Zügen. Besonders die Bäder in den kristallklaren Fluthen, die über einer prachtvollen Flora ihre Wogen rollten, machten mir Vergnügen, wenn auch ein Tropenguß mich einst überraschte und meine Kleidung so durchnäßte, daß ich mit dieser unter dem Arm den Heimweg anzutreten gezwungen war.

Eine Wagenfahrt mit zwei der mit mir in St. Georges wohnenden Reisegefährten nach dem Hafenorte Halifax (auf derselben Inselgruppe gelegen), in welchem Oberst Crossan untergekommen war, brachte eine improvisirte Aufführung Shakespearescher Dramen in übermüthigster Laune und eröffnete mir weitere Schönheiten der Inseln, die durch die unbeschreiblich prachtvollen Farbentöne des umgebenden Meeres in ewig wechselnden Variationen prangt.

Es ist wohl nicht zu verwundern, daß meine Anzüge nach den strapaziösen Feldzügen nicht sehr salonfähig waren. Bei den horrenden, meine Mittel bedeutend überschreitenden Preisen des blockirten Südens hatte ich meine Renovirung nur auf die äußersten Nothwendigkeiten und Wäsche beschränkt. Mich brachte daher die zwar sehr freundliche, aber ebenso zeremonielle Einladung des englischen Offizierkorps (von 2 Obersten unterschrieben), in der Messe ein Diner einzunehmen, in einige Verlegenheit. Ich wollte schon ablehnen, da traf ich einen mir befreundet gewordenen Maler, mit dem ich

häufig zusammen skizzirte und der mit den Offizieren viel verkehrte, und fragte ihn um Rath. Er sagte, daß allerdings Frack „de rigueur“ sei, daß andererseits aber die Offiziere die wärmste Sympathie für die Rebellenarmee hätten und sehr gespannt auf meine Berichte ꝛc. seien. Er kleidete mich daher aus seiner Garderobe stilvoll ein, was aber selbst mit Hülfe eines Schneiders nur sehr unvollkommen gelang, da der Herr spindeldürr und 6 Fuß lang war. Weste und Hosen mußten hinten aufgeschnitten und neu verschnürt werden, im Fracke konnte ich beide Hände nur mit Mühe zusammenbringen, den Hut trug ich, Hitze vorschützend, sorgsam unter dem Arme. Ich mußte tüchtig erzählen, und lustig wurde geplaudert, schließlich auch geturnt und getobt und munter gezecht. Mein armer Anzug mußte die Zeche des fröhlichen Zusammenseins bezahlen.

Halifax. Am 4. Oktober brachte uns bei herrlichstem Wetter der Steamer „Alpha“ (Capt. Hunter) nach Halifax in Kanada. Unterwegs erkrankte ich an dem in Bermuda epidemischen rheumatischen sehr schmerzhaften (broken-bone) Knochenfieber, und nur der treuen Pflege meiner Reisegefährten Major Turner und Genossen verdankte ich meine baldige Wiederherstellung. Ich besuchte von dort aus die damals berühmte, eben erst gebaute Drontham-Bahn, die die Schiffe direkt aus dem Meere nach den kanadischen Kanälen überführt. Oben besichtigten wir in den erquickenden Wäldern ein konservirtes Indianer-Lager, dessen schmutzige und behende Jungen uns tüchtig anbettelten. Die Wigwams bestanden aus Borkenrinden, die an Birkenstangen befestigt waren. Auf dem Dampfschiff „Europa“ der Cunard-Linie erreichte ich mit aufrichtigem Danke gegen Gott Queenstown, den ersten europäischen Hafen, und konnte von dort den Meinigen meine glückliche Ankunft drahten.

Auf der Heimreise passirte mir eine Steuergeschichte, die wohl werth sein muß erzählt zu werden, denn Bismarck, als er noch einfacher preußischer Ministerpräsident war, hat sich dieselbe zweimal erzählen lassen und jedesmal herzlich gelacht.

Man rauchte in Virginien den besten Tabak höchstselbst und exportirte damals nur das Kraut „Dos amigos". Besonders die „Brände": „Garibaldi" und „Kellekennegh" goldgelber Farbe waren berühmt und haben in das eintönige Einerlei unserer leiblichen Genüsse fast die einzige angenehme Abwechselung gebracht. Sie waren damals nicht käuflich; ich bedauerte deshalb sehr, von diesem Genuß Abschied nehmen zu müssen. Als ich in meinem Hotel am Abende vor der Abreise die letzten Koffer packte, kamen einige Neger mit grinsendem Gruße in meine Stube, setzten mir 5 Packete, halb Garibaldi, halb Kellekennegh, mit der Aufschrift „For Captain Scheibert!" auf den Tisch und verschwanden spurlos.

Ich muß zu meiner Schande gestehen, daß ich aus dem einen meiner Koffer eine Anzahl Feldzugsandenken ꝛc. exmittirte und dafür schmunzelnd den schönen Tabak einkästelte, der in zierlichen Würfeln à 5 Pfd. in Leinwand genäht war.

Als ich auf den Bermudas landete, betrachtete der englische Steueroffiziant den Tabak, den ich ihm zeigte, sehr bedenklich, nahm ihn auf die Docks als Transitgut und meinte: „Sie werden noch viel Aerger mit ihm haben."

Als ich den Steamer bestieg, der mich nach Halifax bringen sollte, übergab ich dem Purser (Zahlmeister) des Schiffes die Packete mit der Meldung, daß ich diese bei ihm oder in Halifax versteuern möchte. „Lassen Sie mich mit dem Tabak zufrieden!" sagte der sonst sehr höfliche Mann, „Ich gebe Ihnen" fügte er hinzu, „den guten Rath, den Tabak gleich hier zu versäufen, das ist das Billigste!" Ich aber dachte über den Tabak anders, und wenn er

mit Gold versteuert werden sollte, ich wollte ihn behalten und in seinem Rauche mir die alten Bilder aus Virginien wieder ins Gedächtniß zaubern.

Nahe Halifax kam ein grimmiger Steuerbeamter an Bord. Sobald er meinen Tabak sah, brach er mit so ausfallenden Redensarten auf mich ein, daß ich trotz der großen Ruhe, der ich mich in solchen Fällen wirklich rühmen kann, so heftig wurde, daß ich nahe daran war, ihn mit meinem in Greifnähe stehenden Säbel zu rektifiziren. Ein englischer Offizier aus den Bermudas kam mir zuvor, brachte den Mann zur Besinnung und sagte: „Ich stehe nur dann von einer Anzeige Ihres unwürdigen Benehmens ab, wenn Sie dem Herrn aus seiner Verlegenheit helfen. Sie sehen, er ist ein Gentleman und will seinen Tabak versteuern!“ Der Beamte murmelte etwas, legte ein Riesensiegel auf das Schloß und verurtheilte den Koffer mit dem Tabak zu Magazinarrest in den Docks bis zu meiner Weiterreise in 8 Tagen.

Auf dem nach Liverpool bestimmten Dampfer „Europa“ wiederholte sich die Scene vom Purser in Bermudas. Er wollte mit dem „gräßlichen“ (horrible) Tobacco nichts zu thun haben. In den Docks am Mersey angelangt, stellte ich, glaubend recht schlau zu sein, um selbst jeden Schein zu vermeiden, Tabak einschmuggeln zu wollen, die 5 Packete in Paradefront auf meinen Koffer, doch war ich sehr verwundert, daß die Beamten stets mit abgewandtem Gesicht an dem corpus delicti vorbeihuschten. Ich dummer Tropf, der durchaus ein ehrlicher Mensch bleiben wollte, hielt deshalb, als ich merkte, die Sache ginge zu Ende, einen der Herren beim Rockschoß fest und sagte: „Mein Herr, ich will diese 25 Pfund Tabak versteuern, da sie mir als Geschenk meiner Kameraden aus dem Rebellenkriege viel werth sind!“ „Sie Unglücklicher,“ raunte er mir zu, „merkten Sie denn nicht, daß wir den Tabak nicht sehen wollten! Sie sind ein Gentleman, der unsere Gesetze nicht kennt. Nun aber sind Sie ver-

loren! Zwei Mann von den coast guards hierher! Der Herr ist wegen Tabak-Defraudationen zu arretiren und sofort ins Amt abzuführen!" „Aber ich will doch den Tabak versteuern", rief ich wüthend! „Das können Sie nicht, werther Herr. Folgen Sie mir!" Ich stand vor dem Direktor und erklärte ihm meine Lage und meine Absichten. „Sie thun mir leid, ich kenne nur einen Ausweg, Sie vor dem Gefängniß zu bewahren, das ist, daß Sie einen Wagen nach Liverpool nehmen (20 Mark), sofort abfahren und zum Rechtsanwalt Herrn R. gehen, der in solchen Dingen sehr erfahren ist. Ich gebe Ihnen meinen Clerk mit (10 Mark Trinkgeld), damit Sie keine Zögerung erfahren." Ich eilte zum Rechtsanwalt, der gab mir einen verschlossenen Zettel (10 Mark Gebühren) an den Generaldirektor mit. Als ich Aufklärung wünschte, rief er: „Sie haben keine Zeit zu verlieren, da bald Schluß der Bureaus ist. Geben Sie dem Portier eine halbe Krone Trinkgeld (5 Mark), dann kommen Sie heute noch vor!"

Ich kam vor. Der Generaldirektor sah mich scharf an, schrieb dann etwas auf und sagte: „Da ich sehe, daß Sie ein Gentleman sind und unsere Gesetze nicht kennen, so gebe ich hiermit ausnahmsweise die Erlaubniß, daß Ihr Tabak nach Erlegung einer Strafe (etwa 12 Mark) verbrannt werden darf!"

„Was," rief ich empört, „den schönsten Tabak der Welt, ein Andenken, das ich versteuern wollte! Ist man denn hier verrathen und verkauft?" Er lächelte und sagte: „Sie sind sehr gnädig davon gekommen, Kapitän, es ist 7 Uhr und ich muß das Bureau schließen. Habe die Ehre!"

Wüthend lief ich zu meinem Rechtsbeistand und sagte: „Sagen Sie mal, wer ist verrückt: ich oder Alt-England? Was soll das Alles bedeuten?" „Ja, sagte er lachend, Capitän, wir haben hier eigenthümliche Gesetze. Privatleute dürfen nicht über 7 Pfund, Importeure nicht

unter 80 Pfund einbringen. Alles Andere ist unmöglich, daher strafbar!"

Mit dieser schönen Lösung des Räthsels fuhr ich zum Dock am Mersey, wurde alsbald beim Direktor vorgelassen und legte ihm den Erlaubnißschein zur Verbrennung vor, bemerkend: „Herr Direktor, mein Tabak ist hin, aber es ist doch ein Jammer, daß dieses köstliche Kraut auf dem Herde (der sogenannten „Pipe of the Queen") verbrannt werden soll. Verkaufen Sie ihn doch zum Besten der Armen oder verbrennen Sie ihn lieber in Ihren eigenen Pfeifen!" „Das ist gegen das Gesetz, sagte halb belustigt der Direktor; aber Sie können 7 Pfund von dem Tabak behalten, wenn Sie die Steuer (etwas über 1 Mark pro Pfund) bezahlen. „Gern", sagte ich, nahm ein Packet Kellekennegh an mich (7 Mark) — Summa 51 Mark, — ließ mir eine Steuermarke aufkleben, schrieb auf den Rath eines Beamten: „Transit, Prussia" drauf, an meines Bruders Adresse, und verließ die Docks mit dem Gefühl, daß John Bull doch zu eigenartige Gesetze habe! —

Auch mein Transit-Packet ist nicht angekommen, wahrscheinlich an der französischen Grenze konfiszirt. Theurer Tabak!

Die Sache hatte ein drolliges Nachspiel: Auch in Amerika hatte man sich über diese Geschichte amüsirt. Fünfzehn Jahre später (in Stuttgart) überreichte mir mit vielen sonstigen letters of introduction ein amerikanischer Dr. Kratz im Auftrage meiner Freunde aus der Rebellenarmee einen großen Würfel Kellekennegh. „Und der Zoll" fragte ich. „Kostet nichts, natürlich durchgeschmuggelt Herr Major!" lachte der Doktor.

Nach Hause. In London wohnte ich, wie schon bei der Hinreise, bei einer Mrs. Green in Coventry-Square in dem gemüthlichsten Pensionat der Welt. Die Ueberfahrt über den Kanal von Folkestone nach Boulogne s. M.

war eine der stürmischsten, die ich erlebte. Schon war wegen des herrschenden Orkans drei Tage lang die Ueberfahrt inhibirt, und es hatte sich eine große Menge Passagiere in Folkestone angesammelt. Zweimal bestiegen wir den Dampfer, welcher das verabredete Signal zur Abfahrt gab, doch zweimal kam von der Direktion Contreordre. Endlich stach der besonders mit Frauen und Kindern überfüllte Dampfer in See. Wir wunderten uns, daß die See so ruhig sei, doch erklärte der Kapitän, daß wir noch unter dem Lee der englischen Küste wären und draußen noch See genug tobe. Und so war es. Je näher wir an die felsige Küste Frankreichs kamen, desto „kabbliger" wurden die hohen Wellen. Die Gruppen von Frauen und Kindern auf Deck (die Kajüten waren überfüllt von Seekranken) boten einen kläglichen Anblick, der sich aber in ein wahres Chaos von Gewirr, furchtbarem Geschrei und Angstrufen auflöste, als eine hohe Welle, vorn am Bug ein Stück Schandeck einschlagend, das ganze Deck überströmte, die schreienden Kinder und kreischenden Frauen umriß und zum Theil in buntem Durcheinander im schäumenden Naß die Dielen entlang rollte. Der Kapitän rief schleunigst Mannschaften auf Deck, und sie wie alle männlichen Passagiere sprangen in das Gewühl hinein, die zu Tode geängstigten Schwimmer aufhebend und tröstend, die, da die Welle sofort abschoß, ebenso schnell im Trockenen zappelten, als sie eben vom Wasser überströmt worden waren. So schrecklich den Betroffenen die Katastrophe erschien, so furchtbar komisch war sie für den, der die absolute Gefahrlosigkeit kannte, und ich gestehe, daß ich, als ich eine untröstliche Mama mit ihrem Kinde auf die Bank gebracht hatte, in ein unwiderstehliches Lachen ausbrach, was die Damen, wie sie mir nachher gestanden, mehr beruhigte als alles gute Zureden der Mannschaften. Vor Allem amüsirte mich ein alter, wetterverbrannter Matrose, der, auf einem Schaukelstuhle sitzend, auf jedem

Knie eine zarte hülflose Lady wiegte, die sich fest an ihn geklammert hatten. Das Gesicht der alten Theerjacke drückte trotz der triefenden Verhältnisse seiner Schutzbefohlenen eine so urgemüthliche Zufriedenheit aus, daß der Kapitän und ich uns weidlich darüber vergnügten.

In Paris. In Paris sah ich mir außer den Merkwürdigkeiten und dem Volkstreiben noch die Zuaven gründlich an, die damals in Paris in Besatzung lagen, und muß sagen, daß ich keinen allzu großen Eindruck von ihren soldatischen Eigenschaften erhielt.

Ich hatte schon von London aus die General-Inspektion gebeten, mir Geld nach Paris zu schicken, da meine Mittel völlig erschöpft waren. Ich erhielt zugleich mit dem Gelde bei der Gesandtschaft die Mahnung der Behörde, meine Rückreise möglichst abzukürzen. Von einer Ausführung des Auftrages seitens des Präsidenten Jefferson Davis beim Kaiser Napoleon konnte daher um so weniger die Rede sein, als ich außer Empfehlungsbriefen an den Attaché, den Prinzen Reuß (Heinrich VII.) keine Verbindungen in Paris hatte, auch nicht Zeit, den unentbehrlichen schwarzen Frack ꝛc. mir zu verschaffen.

Ich hatte trotzdem dort ein drolliges Abenteuer. Mir lag, da ich nun einmal in Paris war, daran, den Kaiser Napoleon III. und die Kaiserin zu sehen. Meine Wirthstochter wies mich halb scherzend an den sogenannten „Senator", der in altfränkischer Weise mit einer rothen Nelke im Knopfloch bei Tische den „orientirten Staatsmann" markirte. Der versprach mir denn auch, um 11 Uhr, bei der Senatseröffnung, mich in den Vorsaal einzuführen. Es gelang ihm, uns beide einzuschmuggeln. Drin aber wurden wir nach der Legitimation gefragt. Meinen „Senator" setzten sie ohne Weiteres an die Luft. Ich mußte wohl einen etwas „wilden" Eindruck machen, da der Bart mir lang herabgewachsen war, genug, die Sergeanten ließen mich lieber ungeschoren, als irgend einen Tumult

zu erwecken. Ich muß gestehen, daß mir der Anblick des Kaisers, der gelb und kränklich aussah, geringen Eindruck machte, dagegen war ich von der Anmuth der Kaiserin, die auf die jubelnden Zurufe des Volkes schon bei der Einfahrt zum Wagenschlage hinausgegrüßt hatte, geradezu überrascht. Napoleon hielt im Senate eine Rede, die damals großes Aufsehen machte.

Mein armer Senator aber wurde von den jungen Damen der Pension tüchtig gehänselt.

In Köln. Auf der Hinreise hatte ich nicht Muße gefunden, den Kölner Dom zu sehen; ich überschlug deshalb einen Zug, um dies Wunderwerk der Baukunst zu betrachten. Ich kam gerade an die Pforte, als die Königin Augusta, geführt vom Erzbischof, aus dem Dom trat. Nach ehrfurchtsvoller Begrüßung schritt ich in die gewaltigen Hallen, welche in wunderbarer Beleuchtung, denn es dunkelte bereits, allerdings einen fast überwältigenden Eindruck auf den Beschauer hervorbrachten.

Auf dem Bahnhofe fand ich zu meiner großen Ueberraschung eine Anzahl Ingenieuroffiziere, an ihrer Spitze den Kommandeur des Pionier-Bataillons, Grafen v. Beyssel-Gymnich, der mich freundlich begrüßte, mir mittheilend, ich sei von einem Offizier erkannt worden, und mir bündig erklärte, daß man den Rhein nicht verließe, ohne einen biderben Trunk geleistet zu haben. Dieser zog sich durch zwei volle, sehr vergnügte Tage hin, denn schon das Gefühl, wieder deutsch sprechen zu können, deutsch verstanden zu werden und unter eigenen Kameraden zu verkehren, war ein unsagbar wohlthuender. Auf meine Bedenken wegen meiner erwarteten Ankunft in Berlin, meinte der heitere Major, daß er bereits meine Ankunft in Berlin angekündigt und mitgetheilt habe, daß ich nothwendigerweise die Kölner Festungswerke studiren müsse. Ich habe nun freilich hauptsächlich die Werke der Natur studirt, welche unter dem Schutze des Bacchus am Gestade des grünen Stromes so trefflich gedeihen.

In Berlin. Endlich riß ich mich von den liebenswürdigen Kameraden los und kam in Berlin an. Ich meldete mich sogleich beim Fürsten Radziwill, der mich überaus gnädig empfing. Er sagte mir, daß er mich nicht kommandirt haben würde, wenn er geahnt hätte, daß ich bereits 6 Jahre verlobt sei. Ich dankte dem Himmel, daß er es nicht gewußt. Der edle, fromme Herr fügte hinzu, daß er jeden Abend für mich ein Vaterunser gebetet habe, seit er erfahren, in welchen Gefahren ich mich befunden hätte. Leider waren mehrere meiner Briefe in dem unsicheren Verkehr der Blockadepost verloren gegangen, ein sehr natürliches Ding, welches allerdings von den zahlreichen Neidern, die ich seitdem gehabt, weidlich ausgebeutet wurde.

Ich wurde vom Fürsten veranlaßt, zwei Vorträge in der militärischen Gesellschaft zu halten; zugleich aber mußte ich daran gehen, den dienstlichen Bericht über meine Erfahrungen auszuarbeiten. Da überdies die Kameraden mich aushorchten, mehrere Regimenter mich einluden, die Prinzen Friedrich Karl, Karl und Alexander mich wiederholt in liebenswürdigster Weise zu sich befahlen, so saß ich oft bis mitten in die Nacht, um meinen Verpflichtungen nachzukommen.

Mein erster Vortrag gelang prächtig. Mein zweiter Chef, der mich anfänglich weniger gnädig behandelt hatte, umarmte mich sogar nach demselben, und besonders der Feldmarschall v. Wrangel sowie General Vogel v. Falckenstein gaben mir ihren Beifall in lebhafter Weise zu erkennen. Ich sollte die Annehmlichkeiten dieser Eindrücke noch praktisch erfahren.

Drittes Kapitel.

Krieg gegen Dänemark.

1864.

1. Bis Düppel.

Zum Stabe Wrangels kommandirt. — Die Hochzeit mit Hindernissen. — Der Stab des Feldmarschalls. — Marsch nach der Grenze. — Eisenbahnbau mit Hindernissen. — Im Hauptquartier. — Vormarsch bis Kolding mit der Garde. — Division. — Ein heikler Auftrag. — Aufenthalt in Kolding. — Ein Blockhausbau. — Ein Tag in Kolding. — Vor Fredericia. — Berennung von Fredericia. — Eine Unterredung mit dem Kronprinzen.

Zum Stabe Wrangels kommandirt. Als ich eines Tages die Linden entlang ging, stand zu meinem Schrecken der alte Feldmarschall v. Wrangel an der Ecke der Friedrichstraße. Aus der Fähnrichszeit her gewohnt, durch Eintreten in irgend ein Haus rechtzeitig dem alten Herrn auszuweichen, der an uns Pionier-Fähnrichen stets — und mit Recht — irgend ein unvorschriftsmäßiges Kleidungsstück zu entdecken und uns alsdann rücksichtslos mit Arrest bestrafen zu lassen pflegte, wollte ich auch diesmal entweichen, doch der Feldmarschall sah mich so scharf an, daß ich schüchtern, alle Knöpfe noch einmal revidirend und mich überzeugend, daß ich wirklich Wasch- und keine verpönten Glacé-Handschuhe oder gar Lackstiefel trug, mich ihm grüßend näherte. „Weshalb

steh ich hier, mein Sohn?" fragte er mich. „Ich weiß es nicht, Excellenz!" war meine Antwort. „Um dir die Hand zu drücken. Ich habe Seine Majestät gebeten, daß er dich in meinen Stab nach Schleswig-Holstein kommandiren möchte, und Seine Majestät haben meinen Wunsch gewährt. Ist dir das recht, mein Sohn?" Ich war natürlich ebenso sehr aus den Wolken gefallen wie seelenvergnügt, was er mir auch ansah. Von diesem Augenblicke an wurde zwischen uns ein Verhältniß geknüpft, welches niemals auch nur durch den leisesten Schatten getrübt wurde; ja, es bildete sich zu einem warmen Freundschaftsverhältniß aus, das bis zum Tode des alten Herrn ausgehalten und sich sogar auf seinen Sohn übertragen hat.

Ein zweiter Vortrag, den ich noch hielt, „soll", wie man mir später mittheilte, nicht so befriedigt haben, obgleich ich diesen für werthvoller erachtete als den ersten. Den beiden alten Herren, die mich später unter ihrem Kommando hatten, hat dieser zweite auch besser gefallen. Vielleicht erwartete man zu viel.

Nun hatte ich zu allen Arbeiten noch die täglichen Vorträge beim Feldmarschall, nach denen er mich jedesmal zum „Fritz" in die erste Etage hinaufschickte. Dieses war der gelähmte, geistvolle, militärisch überaus kenntnißreiche Sohn des alten Herrn, an dessen täglichem Frühstücksstündchen sich die hervorragendsten jungen Offiziere jener Zeit, Alvensleben, Witzendorff ꝛc., betheiligten. Es waren Stunden des Austausches militärischer und politischer Tagesfragen, an die ich mich noch heute mit Freude erinnere, und die vielen fesselnden Briefe, die ich vom Grafen Fritz bis zu seinem frühzeitigen Tode empfangen habe, geben mir noch heute dankbare Erinnerung an den fruchtbringenden Verkehr, den ich mit diesem hochbegabten Dulder pflegte.

Ebenso interessant waren die Abende, die ich wöchentlich einmal beim Prinzen Friedrich Karl — im Königlichen

Schlosse — zubringen durfte. Hier fand ich einen Theil der Frühstücksgesellschaft wieder, und auch hier drehte sich das Gespräch meist um wichtige militärische Fragen, die von dem tiefen Studium des Prinzen, besonders der neueren Kriege, Zeugniß ablegten. Da ich soeben einen großen Krieg gesehen, Mannigfaches erlebt und fast 20 Schlachten sowie einer großen Belagerung beigewohnt hatte, auch zweimal durch die Blockade gebrochen war, so veranlaßte mich der Prinz recht oft, meine Erlebnisse zu erzählen. Der Prinz war ein liebenswürdiger Wirth, empfing uns in schlichter Jagdjoppe, selbst Cigarren und Feuer darreichend und sammelte seine Gäste um ein behagliches Kaminfeuer. Man saß bei einem Glase Sekt oder Mosel und einigen Austern behaglich bei einander.

Die Hochzeit mit Hindernissen. Wie schon erwähnt, war ich nun sieben Jahre verlobt, weil die Vermögensverhältnisse mir erst als Hauptmann erlaubten, zu heirathen. Etwa zehn Tage vor dem Ausmarsche nach Dänemark erhielt ich einen Brief von meinem Schwiegervater, Geheimem Justizrath Roseno, daß er meinen Wunsch für gerechtfertigt hielte, noch vor dem Kriege Hochzeit zu machen; zugleich sandte er den Vermögensnachweis ein. Da ich wußte, daß solche Sache wochenlanger Sichtung im Militär-Kabinet bedürfe, ging ich hülfesuchend zum Feldmarschall, meinem neuen Chef, ihm das ganze Bündel Papiere mitbringend. Er ließ sich die Sache erzählen, schmunzelte, nahm die Papiere unter den Arm, stülpte sich den Helm auf und sagte: „Mein Sohn, setze dich hier nieder, ich komme in einer halben Stunde wieder!“ Und richtig, in noch nicht einer Stunde war er wieder zurück und sagte: „Nächsten Sonnabend 11 Uhr warteſt du am Palais, da wird dir Albedyll deinen vollzogenen Konsens geben, dann kannst du Sonntag in Glogau heirathen. Am Montag früh 9 Uhr fahren wir nach Altona und da bist du hier auf dem Hamburger Bahn-

hof!" „Zu Befehl!" antwortete ich, einestheils froh, endlich mit meiner Braut dauernd verbunden zu werden, andererseits nachdenklich darüber, daß ich schon bei der Hochzeitstafel mich empfehlen sollte, um rechtzeitig zum Dienst zurück zu sein. In scherzhafter Weise legte ich Freude und Bedauern dem jungen Ehepaare, eine Treppe höher, dar, und ihrem Zureden mag es wohl zu verdanken sein, daß bei der Abschiedscour bei Majestät Wrangel mich fragte: „Wie lange kannst du bei deiner Gattin sein?" Ich sagte: „Genau vier Stunden, Excellenz. Um 1/2 1 Uhr ist die Trauung und um 1/2 5 Uhr muß ich zur Bahn fahren." „Das ist nicht schön", sagte er, „das ist wenig nach siebenjähriger treuer Brautschaft. Du hast noch 48 Stunden Urlaub, verstehst du mir? Am Mittwoch Nachmittag bist du in Oldesloe!" Ich dankte ihm und am nächsten Tage noch seinem Sohne Fritz. Trotzdem sollte die ganze Angelegenheit noch auf große Schwierigkeiten stoßen und beinahe scheitern.

Als ich am Sonnabend (23. Januar) vor dem Palais stand, kam der Rittmeister v. Albedyll heraus und sagte, daß ich am anderen Tage wiederkommen möchte, es sei vor der Unterschrift Seiner Majestät noch ein Formfehler zu ergänzen. „Aber mein Gott, Herr Rittmeister," sagte ich, „dann ist ja die ganze Hochzeit unmöglich. Dieselbe findet in Glogau statt, ich muß dreimal in der Kirche aufgeboten werden. Da morgen schon Sonntag ist, ich Mittwoch in Hamburg sein und daher spätestens heute Abends 11 Uhr abreisen muß, um überhaupt heirathen zu können, so möchte ich herzlich bitten, daß die Unterschrift vielleicht ausnahmsweise heute Abend vollzogen werden möchte!" Mit offenbar schwerem Herzen gab der Rittmeister nach, und abends 1/2 8 Uhr übergab er dem glücklichsten Bräutigam den vollzogenen Konsens.

Ich stürzte zum Telegraphenamt, da die ganze schwiegerelterliche Familie nach meinem Telegramm seit

frühester Morgenstunde sehnlichst warten mußte, erhielt aber die Antwort: „Glogau ist schon geschlossen, das hat keinen Nachtdienst!“ „Schwere .....!“ schalt ich, denn nun konnten weder die Braut noch ihre Eltern wissen, ob die Hochzeit stattfinden würde oder nicht. Doch nach Breslau an meinen Vater konnte ich telegraphiren, auch einige Berliner Verwandte überfallen und in der Droschke mit auf den Bahnhof nehmen. Der Nachtzug brachte uns bald nach Schlesien. Auf den Stationen, in deren Nähe nachbarliche Gutsverwandte lebten, erschollen meist Stimmen: „Leutnant Scheibert im Zuge?“ „Ja!“—„Hochzeit?“ „Ja!“ Weiter dampfte der Zug bis Glogau, und eine Droschke trug mich vor das geliebte Haus, in welchem die Eltern schon zum Fenster hinausblickten; an meinem Winken erkannten sie, was los sei. Drei reitende Boten, welche vor dem Hause hielten, um im Falle des Ausfallens der Hochzeit abzusagen, wurden heimgeschickt. Meine Braut war vor Scham, nicht zu wissen, ob Hochzeit sei oder nicht, im Bette verkrochen liegen geblieben. Der Militärprediger erklärte sich bereit, auf die kategorische Ordre Wrangels: „Ich befehle, daß angesichts Dieses Premierlieutenant Scheibert mit Fräulein Marie Roseno sofort getraut wird. Wrangel, Feldmarschall“, sofort Alles anzuordnen, und fügte nur lächelnd hinzu, daß man auf solchen kategorischen Befehl selbst den Kuckuck mit seiner Großmutter trauen müsse.

Ich übergehe die echt soldatische Trauung, die von Neugierigen überfüllte Kirche, die ergreifende Tischrede meines Vaters, der den Segen der heimgegangenen Mutter auf uns herniederbat, die fröhliche Reise mit meiner Frau nach Berlin, die Tage im Hotel Meinhardt und meine Reise nach Hamburg. Dort begann der Feldzug gegen Dänemark.

Der Stab des Feldmarschalls. Am 28. Januar traf ich in Hamburg ein und meldete mich beim General-

feldmarschall v. Wrangel, dessen Stab ich aus den Vorträgen, die wir jeden Morgen in Berlin im Palais des Feldmarschalls (Pariser Platz 2) hatten, bereits kannte.

Chef des Generalstabes war Generalleutnant Vogel v. Falckenstein (der geniale Führer im Main-Feldzuge 1866 und General-Gouverneur von Preußen im Kriege 1870/71).

Oberquartiermeister: Oberst v. Podbielski, der im Kriege 1870/71 als General dieselbe Funktion im Hauptquartier des Königs bekleidete und bekanntlich später als Chef der Artillerie sich große Verdienste um diese Waffe erwarb.

Zum Generalstabe gehörten: Major v. Stiehle, der 1870/71 Chef des Stabes bei der Armee des Prinzen Friedrich Karl und zuletzt Chef des Ingenieurkorps wurde. Er war nicht mehr der fast übermüthige Genoß von Neiße, sondern schon mehr der ernste Diplomat. Ferner Hauptmann Graf Hardenberg, der später Kommandant von Kiel war, ein begabter talentvoller Offizier und liebenswürdiger Kamerad.

Die Premierleutnants v. Gottberg (damals im 12. Ulanen-Regiment) zuletzt Führer einer Kavallerie-Division, sowie Graf Roon (damals im 1. Garde-Regiment z. F.) zuletzt Kommandeur einer Division und Reichstagsabgeordneter, waren dem Generalstabe attachirt.

Persönlicher Adjutant des Feldmarschalls war der fröhliche Leutnant Graf Kalnein von den 3. Kürassieren (jetzt Gutsbesitzer auf Kilgis bei Kreuzburg i. Ostpr. und Abgeordneter; er heirathete die Tochter des unten erwähnten Grafen Eulenburg.)

Das Hauptquartier kommandirte Major v. Schack (2. Garde-Ulanen), der leider 1870 bei Mars la Tour an der Spitze seines Regimentes fiel. Er war im Stabe außerordentlich beliebt.

Adjutanten waren Major v. Kleist (1. Garde-

Regiment z. F.), der spätere kommandirende General des I. Armeekorps; Hauptmann v. Cranach (30. Regiment); der als Bureauchef fungirende, immer gut gelaunte Rittmeister Graf Eulenburg (3. Garde-Ulanen), Vater des Fürsten; Leutnant Graf Nostitz (1. Garde-Dragoner), jetzt Gutsbesitzer auf Zobten und Abgeordneter, der geniale Leutnant Vogel v. Falckenstein (4. Garde-Grenadiere, später Chef des Allgemeinen Kriegs-Departements, kommandirender General des VIII. Armeekorps, zuletzt Chef des Ingenieurkorps, mein treuester Freund bis heute); Leutnant v. Wrangel (2. Garde-Dragoner), Großneffe des Feldmarschalls, jetzt Major und Gutsbesitzer auf Hainichen in der Lausitz, mit dem ich noch in besten Beziehungen stehe.

Bei der Artillerie waren: Oberst Graberg und sein Adjutant Leutnant Marcus, sowie Major v. der Becke.

Bei den Ingenieuren: Oberst Mertens (der 1870/71 Straßburg und Belfort belagerte) und sein Adjutant Leutnant v. Renthe-Fink (später Generalleutnant) und ich.

Dem Oberkommando waren beigegeben: 1. Seine Königliche Hoheit der Kronprinz mit den Adjutanten Major v. Schweinitz, später Botschafter in Petersburg, und Hauptmann v. Lucadou, später Gouverneur von Mainz, sowie Premierleutnant Prinz Karl zu Hohenzollern-Sigmaringen (2. Garde-Dragoner), jetzt König von Rumänien. 2. Seine Königliche Hoheit der Prinz Albrecht (Vater) mit den Adjutanten v. Buddenbrock, später Gutsbesitzer, und Rittmeister v. Radecke.

Von Seiten der Oesterreicher waren zum Stabe kommandirt der Oberstleutnant Freiherr v. Schönfeld, später kommandirender General des k. und k. 2. Armeekorps, den ich in Oesterreich besuchte, und Rittmeister Prinz Arenberg, der als Attaché der Botschaft in Petersburg von seinem Diener ermordet wurde. Es waren Beide sehr liebenswürdige Persönlichkeiten.

Es wird wohl nicht erst der Versicherung bedürfen, daß in diesem aus so viel heterogenen und bedeutenden Männern zusammengesetzten Stabe das Leben und Treiben recht interessant war. Ich habe mich sehr wohl in demselben gefühlt. Die Mitglieder des Stabes waren Edelleute vom Kopfe bis zur Zehe, und unter uns jüngeren Kameraden herrschte ein fröhlicher zwangloser Verkehr, der es mich bedauern ließ, daß meine fortwährenden Abkommandirungen mich ihm so oft fern hielten, wenngleich ich ehrlich sagen muß, daß ich mich nie wohler gefühlt habe, als „im Sattel".

Marsch nach der Grenze. Am 28. Januar fuhr das ganze Hauptquartier mit der Bahn nach Bordesholm, wohin unsere Pferde schon vorausmarschirt waren. Mein Quartierwirth interessirte mich besonders, weil er in seiner Person die konfusionsreiche Stimmung des „verrathenen Bruderstammes" mit all dem Phrasenreichthum und der larmoyanten Ausdrucksweise repräsentirte, welche diese Leute damals für den nüchternen Menschen in fast humoristischem Lichte erscheinen ließen.

Er hatte die damaligen politischen Wehen der Holsteiner in ihrer ganzen Unreife im Leibe und war Mitglied verschiedener jammernder Kommissionen beim deutschen Bunde, beim Herzog von Koburg, in Bayern, ja in Frankreich gewesen, um an den Höfen Schutz gegen Dänemark (eigentlich auch gegen uns) zu suchen. Er hatte den gutmüthigen Glauben, wir eroberten Schleswig-Holstein nur, um es dem König von Dänemark als Morgengabe zu Füßen zu legen. Gründe hören dergleichen phrasentrunkene Menschen natürlich nicht.

Höchst interessant waren die gemeinsamen Diners beim Stabe, denen oft die Prinzen beiwohnten. Ich habe leider nur wenige mitgemacht, da ich, wie gesagt, fast fortwährend auswärts beschäftigt war. Am 31. marschirten wir nach Jevenstedt.

Am 1. Februar ging es auf Pferden, die trotz furchtbaren Glatteises keine scharfen Eisen hatten, nach Rendsburg. Der große, lang ersehnte Moment war endlich eingetreten.

Ob es zum Kriege kommen würde, oder ob derselbe wie schon früher durch die Diplomatie verhindert werden würde, war Allen noch eine Frage.

Eisenbahnbau mit Hindernissen. Der Krieg mit Dänemark hatte wirklich und wahrhaft begonnen, dänische Dragoner hatten jenseits Rendsburg mit unseren Husaren Pistolenschüsse gewechselt; allgemeine Freude herrschte deshalb im Stabe des alten Feldmarschalls v. Wrangel, und unter Umarmungen und Händedrücken beglückwünschten sich die hohen Herren, daß ihnen jetzt endlich die einzig richtige Soldatentaufe bevorstünde, ohne welche nun einmal der Krieger keine vollzählende Größe ist.

Auch für mich sollte der Tag eine besondere Bedeutung gewinnen. Als wir nämlich von den Vorposten nach der Stadt zurückgekehrt waren, wurde ich plötzlich zu Wrangel befohlen.

„Mein Sohn", sprach er zu mir, „wie du eben gehört hast, ist die Eisenbahnbrücke über die Sorge heute Morgen gesprengt worden. Außerdem haben die Dänen etwa in der Länge einer Meile sämmtliche Schienen weggenommen und hinter die Danewerke geschleppt. Ich befehle dir, die Eisenbahn, die wir nothwendig brauchen, alsbald wieder herzustellen."

„Welche Truppen stehen mir dazu zur Verfügung, Excellenz?"

„Du weißt, mein Sohn, daß wir noch keine Pioniere hier haben, und andere Truppen sind nicht disponibel."

„Werden mir Geldmittel dazu überwiesen werden?" wagte ich schüchtern zu fragen.

„Ich habe keine zur Verfügung. Jetzt geh' und zeige, was du in Amerika gelernt hast. Es ist der erste

Auftrag, den ich dir anvertraue. Verstehst du mich, mein Sohn?"

Wie vom Donner gerührt, verließ ich rathlos das Hauptquartier, in welchem ich damals noch keinen mächtigeren Freund besaß, dem ich meine Verlegenheit hätte mittheilen können. Ohne Truppen und Geld, in einem Lande, das weder freundlich noch feindlich gesinnt war, eine Eisenbahn bauen zu sollen, schien mir schlechterdings eine Unmöglichkeit zu sein. Ich war in Verzweiflung und setzte mich auf einen Prellstein mitten auf dem einsamen Marktplatz.

Das war also der erste Auftrag, mit dem ich das hohe Vertrauen rechtfertigen sollte, mit dem mich der Feldmarschall durch die Berufung in seinen Stab geehrt hatte! Ich grollte dem bösen Geschicke, und hundert Projekte wälzten sich in meinem Hirn herum, die ich alle als lächerlich oder unhaltbar ebenso schnell wieder verwerfen mußte. Endlich erhellte mir ein freundlicher Lichtstrahl den Kopf, und mit einem freudigen „Heureka" eilte ich zu meinem Quartier, wo mein braver Diener Ziervogel die Pferde sorgsam pflegte.

„Satteln Sie schleunigst die Gäule," sprach ich, „für mich die englische Stute, Sie können den „Iren" reiten und den Doppelpony an die Hand nehmen."

Inzwischen ging ich in die Stadt und fragte nach dem wohlhabendsten und intelligentesten Zimmermeister Rendsburgs. Als solcher wurde mir der Herr H., an der Bahn wohnend, bezeichnet. Bald hielt unsere Kavalkade vor dessen Wohnung, und ich machte dem Zimmermeister meine Aufwartung. Nach meinen Auseinandersetzungen erklärte er sich bereit, die Brücke zu bauen, respektive das Geld zum Weiterbau der Bahn vorläufig vorzuschießen, soweit seine schwachen Mittel reichten.

„Jetzt aber schnell zu Pferde!" rief ich, „wir wollen baldmöglichst zu der beschädigten Stelle reiten und den Schaden besehen!"

Trotz seines Widerstrebens drang ich ihm ein Pferd auf, einestheils, weil wir abends noch zurück sein mußten und andererseits, weil man Männer, mit denen man Außergewöhnliches leisten will, in ungewöhnliche Situationen bringen muß. Nach einstündigem, ziemlich scharfem Ritte, der dem ungewohnten Reiter sehr sauer wurde, waren wir an der Sorge. Die Brücke, aus eisernen Trägern bestehend, die auf gemauerten Pfeilern ruhten, war in der Länge von 80 Fuß gesprengt worden, und die Trümmer des Mauerwerks lagen in dem schlammigen Bette des träge dahinfließenden Gewässers, während der Oberbau schräg in dem Flußbette ruhte. Auf das Genaueste untersuchten wir die Lage der Trümmer und dann machten wir uns daran, Jeder für sich, ein Projekt zu Papier zu bringen. Des Zimmermeisters Entwurf lief auf einen Neubau auf breiten Pfahljochen hinaus, zu dessen Ausführung, da der herabhängende eiserne Oberbau entfernt werden mußte, eine Zeit von 8 bis 10 Tagen erforderlich war. Ich verwarf deshalb den Plan und schlug vor, den Neubau auf die alten Trümmer und auf das noch tragfähige Gitterwerk zu setzen, nur die Schienen zu stützen und den Zwischenraum zwischen denselben offen zu lassen, wie ich ähnliche Konstruktionen häufig jenseits des Ozeans gesehen habe. Trotz des Sträubens des Meisters befahl ich die Ausführung meines allerdings nicht gefahrlosen Bauwerks.

„In wieviel Zeit können Sie diese Brücke vollenden?“ fragte ich ihn.

„In fünf Tagen!“ war die Antwort.

„Was?“ rief ich. „In vierundzwanzig Stunden kann und muß der Bau vollendet sein, da Sie das Material auf Ihrem Hofe lagern haben. Morgen früh 3 Uhr hält ein Extrazug vor Ihrer Wohnung und um 6 Uhr können Sie hier sein. Wenn ich den Preis, den Sie ansetzen, um 100 Thaler erhöhe, so können Sie gewiß in dieser arbeitslosen Zeit über genügende Kräfte disponiren.“

Der biedere Herr versprach, zu thun, was in seinen Kräften stünde, um die Arbeit zu fördern, und wandelte zu Fuße heimwärts, während ich die Nacht in dem Wärterhause zubrachte. Den Burschen mit den Pferden schickte ich nach Rendsburg und gab ihm ein Telegramm mit, welches im Namen des Feldmarschalls einen Extrazug aus Altona herbeibeorderte, der sich zur festgesetzten Zeit vor der Thür des Zimmermeisters aufstellen sollte.

Zu meiner großen Freude langte am anderen Morgen schon vor 6 Uhr der Zug vor der zerstörten Brücke an. Er brachte ein so hinlängliches Personal und Material mit, daß die Arbeit sofort mit voller Anspannung beginnen konnte und einen so guten Fortgang nahm, daß ich in der Nacht die Leute einige Stunden ruhen ließ. Nach 30 Stunden stand der allerdings ganz unregelmäßige Bau, der dadurch noch schwieriger geworden war, daß die Bahn auf demselben eine Kurve beschrieb, fertig da. Doch stellte sich ein unvorhergesehenes Hinderniß dem Weiterbau der Bahn entgegen. Der Lokomotivführer weigerte sich nämlich, über die ihm sehr zerbrechlich scheinende Konstruktion hinweg zu fahren. Kein Zureden und keine Vorstellungen halfen, um so weniger, als der Zimmermeister, den der Maschinist zu Hülfe holte, der von mir entworfenen Anlage gar kein Vertrauen schenkte. Da riß endlich meine Geduld; ich zog den Säbel, befahl gebieterisch dem Lokomotivführer, die Maschine zu verlassen, und sprang selbst hinauf, um Dampf zu geben.

„Ich gehöre zu der Maschine!“ rief ihr erregter Führer. „Wenn Sie es riskiren, hinüber zu fahren, will ich auch nicht dahinten bleiben!“

So sprang er unter meiner Zustimmung mit auf die Lokomotive. Ich gab ihm den Rath, sich auf deren Rand zu stellen, und im Falle die Brücke bräche, was sich erst durch Knacken des Gebälkes ankündigen würde, in weitem Sprunge in die Sorge zu springen, um nicht unter die Maschinentheile und in den Dampf zu kommen.

Die Zimmerleute aber animirte ich, die glückliche Ueberfahrt mit einem kräftigen Hurrah zu besiegeln. Dies Hurrah erscholl denn auch zu meiner großen Befriedigung, da ich selbst im Zweifel gewesen war, ob die Trümmer fest genug lagen, um eine so schwere Last zu tragen; so war denn das erste Hinderniß glücklich überwunden! In ähnlicher Weise wurden noch mehrere nicht ganz so lange Brücken wieder hergestellt und die Altonaer Bahn beauftragt, Schienen über Schienen herbeizuschaffen, während alle Schmiede Altonas, durch diejenigen Hamburgs verstärkt, beauftragt wurden, Spieker über Spieker für den schlanken Oberbau zu schmieden.

Die nun folgende Arbeit aber sollte unsere Geduld und Ausdauer auf den höchsten Grad spannen. Wenn auch der Zimmermeister, das Geld vorschießend, freundlichst die Bezahlung der Arbeiter, die ich persönlich aus allen umliegenden Ortschaften herbeiholte, übernahm, so schien es doch der Himmel darauf abgesehen zu haben, unsere Arbeit zu erschweren. Ein herber Frost, von starkem Winde begleitet, ließ die Hände der Arbeiter dergestalt erstarrten, daß wir längs der Arbeitsstellen an zwanzig kleine Feuer im Gange halten mußten, an denen sich die Leute wieder aufthauen konnten. Daneben wütheten solche Schneegestöber, daß wir an jedem Morgen fast eine Stunde zu thun hatten, um die zu bauenden Strecken vom Schnee zu befreien. Ueberdies waren die elenden Hacken und Spaten, die ich aus den Dörfern requirirte, wohl für das Kultiviren eines weichen Marschackers brauchbar, aber nicht tauglich, um Eisenbahnbauten damit auszuführen. Das Störendste aber war der Umstand, daß die aus Altona kommenden Schienen um zwei Fuß kürzer waren als die weggenommenen, so daß sämmtliche Endschwellen aus dem Boden herausgeholt, frische Löcher mit unsäglicher Mühe in den steinhart gefrorenen Damm gehackt und dann die Schwellen verlegt werden mußten.

Hierbei zerbrach das miserable Handwerkszeug in solcher Menge, daß abends oft über hundert schwer beschädigte Spaten und Hacken am Damm lagen, die nothdürftig von den nächsten Schmieden und Stellmachern reparirt wurden. Dennoch hielten gütliches Zureden und prompte tägliche Bezahlung in jener so verdienstarmen Zeit die Arbeit noch immer in gutem Fortgange.

Da trat ein Zwischenfall ein, der fast die ganze Unternehmung in Frage stellen sollte. Eines Morgens kam nämlich der brave Meister mit der Erklärung zu mir, daß nicht nur sein Geld zu Ende sei, er deshalb die Arbeiter nicht mehr auslohnen könne, sondern daß er auch dringend des bis dahin vorgeschossenen bezw. gestundeten Geldes bedürftig sei.

Dieser Schlag fiel mir wie eine Bombe in meine, wie ich glaubte, so hübsch eingefädelte Unternehmung. Ich redete dem Herrn gut zu, setzte mich schleunigst zu Pferde und ritt nach dem mehrere Meilen entfernten Damendorf, wo unser Hauptquartier sich häuslich, wenn auch auf das Engste, eingerichtet hatte. Vom Feldmarschall wurde ich zwar sehr freundlich empfangen, ebenso von dem Stabschef, allein Beide bedauerten einstimmig auf das Lebhafteste, daß in Wahrheit kein Geldvorrath vorhanden sei, um mein Wort zu lösen; ich sollte nur versuchen, den Zimmermeister zu beruhigen. Um jeden Preis müßte ich aber den so energisch begonnenen Bau zu Ende führen; die Wege dazu würde ich schon finden.

Schweren Herzens und in der peinlichsten Stimmung begab ich mich auf die Arbeitsstelle zurück. Künstlich erheiterte ich mein Gesicht, als ich in die Nähe des biedern Meisters kam, dem ich einen Sack voll — Hoffnungen mitbrachte, die ich leider nicht theilte, die ihn aber zu beruhigen schienen. Den Arbeitern aber hielt ich folgende, unterwegs mir ausgeklügelte Rede:

„Leute, habe ich euch bis dahin anständig behandelt und pünktlich bezahlt?“

„Ja wohl, Herr Leutnant", bestätigte der Chor.

„Nun, ich bin augenblicklich nicht in der Lage, euch bar zu bezahlen, erhöhe aber euern und der Schachtmeister Lohn um das Doppelte, wenn ihr vorläufig ohne Entgelt arbeitet; als Garantie für die einstige Bezahlung möge euch mein ehrliches Gesicht genügen, eine andere besitze ich nicht!"

„Dat möt'n wi us überlegg'n," sagten die Leute.

„Wer aber ohne Entschuldigung seiner Ortsbehörde wegbleibt, verliert den Anspruch auf die Vergütung der vorher gethanen Arbeit," fügte ich hinzu.

Nach einigem Besinnen erklärte sich die bedeutende Mehrzahl der Arbeiter bereit, weiter zu arbeiten, und so ging die Sache, wenn auch hier und da hinkend, vorwärts. Fast jeden Abend mußte ich, soweit meine schwachen Mittel reichten, aus meiner Tasche Schnaps und Brot holen lassen, da viele Leute absolut nichts besaßen und Hunger litten. Endlich, mir schien es eine Ewigkeit zu sein, erreichten wir Klosterkro, wo sich die Bahn theilt, indem die Hauptbahn nach Flensburg fährt, während ein Seitenzweig nach Schleswig abgeht.

Da erschien die Wendung meines Schicksals vorläufig in der Gestalt eines Armeegensdarmen, der mir einen Brief aus dem großen Hauptquartier brachte, des Inhalts, daß wegen Räumung der Dannewerke seitens der Dänen die Armee vormarschirt sei und das Hauptquartier sich in Flensburg befände. Daselbst sei auch die (englische) Gesellschaft der schleswigschen Bahn mit dem ganzen Arbeiterpersonal ꝛc. anwesend. Schleunige Herstellung der Telegraphen-, besonders aber der Eisenbahnverbindung auch nach Schleswig, wo Hunderte von österreichischen Verwundeten in kläglicher Lage wären, wurde mir anempfohlen. Der Hauptmann v. Chauvin, damals Telegraphendirektor, stellte schleunigst die nur unwesentliche Zerstörung der Leitung her und setzte einen

Apparat in den Bahnhof. Sofort telegraphirte ich an unser Hauptquartier:

„Bitte um sofortige Herbeförderung des Bahndirektoriums nebst Arbeitern und Handwerkszeug. Letzteres mangelt gänzlich. Unterwegs ist Brücke über Teene herzustellen. Scheibert."

Gerüchtweise verlautete nämlich, daß die lange Brücke über die Teene von der Gesellschaft nur vorsichtig abgesägt und beiseite geschafft worden sei, deshalb in kürzester Frist reparirt werden könnte.

Eine in allen Theilen zustimmende Antwort des Hauptquartiers lief mit der Benachrichtigung ein, daß die englische Gesellschaft nebst Arbeitern und Arbeitszeug unter dem Direktor Louth in Bewegung gesetzt sei. Deshalb ließ ich von den Arbeitern die hergestellten Strecken noch einmal revidiren und bestellte sie abends an den Bahnhof Klosterkro, wo ich mit Spannung der Ankunft des Zuges entgegensah. Mir war inzwischen der Gedanke gekommen, die ganze Reparatur mir von der englischen Gesellschaft selbst bezahlen zu lassen. Damit der Direktor mir nicht entschlüpfte, ließ ich Haltesignale geben und verbarrikadirte die Bahn.

Der Zug mit dem Direktor und dem Personal lief ein.

„Wer hat sich erlaubt, hier den Weg zu verlegen?"

„Das bin ich gewesen, mein Herr", trat ich ihm fest entgegen.

„Ich bin der Direktor der Bahn!" rief er, „ich muß heute noch nach Rendsburg!"

„Das wird Ihnen wohl vorläufig nicht gelingen, Sir, da wir hier Nothwendiges zu besprechen haben."

„Dies ist eine englische Privatbahn; verstehen Sie mich, mein Herr?"

„Ja wohl, mein Herr! Aber wir werden sie benutzen. Die Alliirten sind im Besitze des Landes, also auch der Kriegsstraßen."

„Ich werde die Sache vor das englische Parlament bringen!“

„Ihr Parlament geht mich nichts an“, entgegnete ich, „und was ich will, werde ich Ihnen in wenigen Worten auseinandersetzen, wenn Sie gütigst zuhören wollen. Wollen Sie meine Anordnungen nicht annehmen, so wird Ihre Gesellschaft vollständig verdrängt und die Bahn mit preußischen Beamten besetzt werden und für eigene Rechnung arbeiten. Gehen Sie aber die, wie ich denke, sehr liberalen Bedingungen ein, die ich Ihnen stelle, so garantire ich Ihnen Schutz, ungestörte Beförderung der Civil- und Handelsfrachten sowie eine bei uns gebräuchliche Vergütung der Truppentransporte ꝛc.“

„Nun, und die Bedingungen?“

„Erstens bezahlen Sie mir alle Auslagen, die ich für den Bau der Bahn gehabt habe, unter vollständiger Sicherstellung der dazu erforderlichen Summe. Hier der Zimmermeister H. ist von mir bevollmächtigt, den finanziellen Theil der Sache zu reguliren.“

„Einverstanden!“

„Zweitens wird die zu ernennende Linienkommission einen Fahrplan ausarbeiten, zu dem Sie höchstens Amendements stellen dürfen. Drittens: Sie haben unverzüglich die Herstellung der Strecke nach Schleswig ins Werk zu setzen.“

„Die Bedingungen scheinen mir etwas hart“, erwiderte der Direktor. „Ich werde sofort meinen Apparat anhängen, um telegraphisch in Flensburg anzufragen.“

Da ich ihm aber eine bereits fertige Telegraphenstation zur Disposition stellen konnte, so telegraphirte er sofort nach der genannten Stadt und erhielt umgehend die Antwort vom Feldmarschall, daß er sich meinen vorgeschlagenen Bedingungen unbedingt fügen möge, indem ich absolute Vollmacht habe, das Interesse der Alliirten zu vertreten.“

„Gut", sagte er, „ich bin in Ihrer Hand. Ich gehe alle Bedingungen ein."

Nachdem alsbald das Geschäft zwischen ihm und meinem braven Gläubiger, Herrn H., auf Grund meiner Angaben sicher und zu allgemeinster Befriedigung auch der Arbeiter, denen ich ein anständiges Trinkgeld zugelegt hatte, geordnet worden war, fuhr ich, nachdem ich mich bei meinen treugebliebenen Arbeitern dankend verabschiedet hatte, fröhlich und unter dem Hurrahrufen der Letzteren mit einem der Direktoren auf der Lokomotive nach Flensburg, wo mich der Oberst v. Podbielski noch nach Mitternacht empfing.

In der Frühe meldete ich mich beim Generalfeldmarschall. (11. Februar.) Was er mir sagte, verbieten mir Rücksichten zu wiederholen, nur das Eine kann ich verrathen, daß er mich schließlich fragte, ob ich den Adlerorden mit Schwertern haben wolle oder ein Pferd. Als ich nun unter allgemeinem Lächeln um das letztere gehorsamst zu bitten mir erlaubte, sagte er:

„Recht so, mein Sohn, hab' mir's schon gedacht, den Orden wirst du dir wohl später noch holen. Das Pferd steht schon in deinem Stalle; ich habe es selbst für dich ausgesucht."

Und richtig, in meinem Stalle stand ein hübsches, vollständig aufgezäumtes Unteroffizierpferd von den seeländischen Dragonern, welches mich noch viele Jahre getragen und auf dem Gute meines Schwagers sein Gnadenbrot verzehrt hat.

Nach Tische fragte mich der Kronprinz, der unserem Hauptquartier zugetheilt war, weshalb ich die seltsame Bitte ausgesprochen habe, da ich sonst doch ein ernster Idealist zu sein scheine. Ich sagte ihm: „Königliche Hoheit, ein Pferd habe ich schon zu Schanden geritten, da mein Dienst mit dreien nicht zu leisten ist, ich brauche dazu unbedingt ein viertes Pferd, während ich ohne Orden meinen Dienst sehr wohl zu versehen im Stande

bin.“ Er lachte herzlich und drückte mir zustimmend die Hand.

Im Hauptquartier. Das Leben in unserem Stabe war, wie angedeutet, ein durchaus fröhlich kameradschaftliches, in welchem ich auch niemals eine Spur von dem „Kommißton“ bemerkt habe, der leider hier und da für forsch gilt. Da Jeder nach bestem Willen seine Schuldigkeit that, ging es auch in gentiler Art. Der originellste Herr der ganzen Genossenschaft war der alte Wrangel selber, und es würde Blätter füllen, die verschiedenen kleinen Intermezzos erzählen zu wollen, in denen er eine erste Rolle spielte. Nur eine Scene sei beispielsweise herausgegriffen:

Ein sehr unbeliebtes, weil damals preußenfeindliches Blatt, waren die „Times“, deren Reporter der alte Herr sans façon aus dem Hauptquartier verwiesen hatte. Nach einigen Tagen kam der Feldmarschall ins Bureau und sagte: „Bismarck wünscht, daß wir den »Times«-Korrespondenten aufnehmen. Sein Wunsch ist mir Befehl. Leutnant Scheibert, Sie sprechen ja englisch. Der Herr kann kein Wort deutsch, und da wachen Sie mir darüber, daß er nichts ausplaudert, was unsere Pläne verrathen könnte, und anständiges Zeug schreibt. Dann laden Sie ihn morgen hier zu Tische.“ Glückselig war der Mann der Feder, daß er nun geduldet war. Er versprach mir, nichts auszuplaudern, und im Falle eines Zweifels, ob er etwas veröffentlichen dürfe, lieber einen der Herren des Stabes um Rath zu fragen, denn ich würde wohl kaum Zeit haben, seine Manuskripte zu lesen. Ueber die Einladung war er überglücklich.

Ich trat mit ihm am nächsten Tage in den Eßsaal, als Feldmarschall v. Wrangel gerade mit Feldmarschallleutnant v. Gablenz (dem Kommandeur des österreichischen Armeekorps) in ein Gespräch verflochten war. Wohl wissend, daß der Engländer trotz seines deutschen Namens kein

Wort verstand, sagte der alte Feldmarschall laut zu seinem Nachbar: „Höre mal, Gablenz, hier will ich dir noch ein merkwürdiges Geschöpf vorstellen, das ist Mister R. von die »Times« (deutsch ausgesprochen), die so schreckliche Sachen über uns zusammengelogen hat!" „Na!" sagte er dann, im höflichsten Tone sich zu meinem Schützling wendend, „wenn Sie sich anständig benehmen, kriegen Sie bei uns satt zu essen; wenn nicht, so werden Sie einfach an die Luft gesetzt, verstehen Sie, werther Herr?" „What said old Wrangel?" (sprich Rengl) fragte mich der Angeredete. Ich machte natürlich schnell einige höfliche Phrasen zurecht, die dann alsbald den Weg in das Weltblatt fanden. Ich bin übrigens dem Herrn während des ganzen Feldzuges nie wieder begegnet.

Vormarsch bis Kolding mit der Garde-Division. Am 11. Februar wurde ich zur Garde-Division kommandirt. Der Stab bestand aus dem Generalleutnant v. der Mülbe (jetzt todt), Hauptmann v. Alvensleben (zuletzt Kommandeur des XIII. Armeekorps), Hauptmann v. Rotz (fiel 1870), Lieutenant v. Häußer und dem Prinzen Schwarzburg-Rudolstadt (der spätere, jetzt bereits verstorbene Fürst Georg).

Ich ritt nach Apenrade, wo ich spät ankam, brachte einige Wege in Ordnung bezw. stellte Kolonnenwege her, marschirte am 14. mit dem Stabe nach Hadersleben und stellte mir einen Brückentrain zusammen, der sich vorzüglich bewährte. Leutnant v. Wolff (Elisabeth-Regiment, später General), und einige Infanterie-Pioniere bemannten denselben. Außerdem engagirte ich zwei dänische Zimmergesellen mit Handwerkszeug.

Am 16. wurde ich zur Avantgarde (Brigade v. Bentheim) kommandirt, mit der ich bis Hökelbjerg (nördlich Christiansfelde) marschirte.

Ein heikler Auftrag. Abends traf Befehl von der Division ein, daß ich versuchen sollte, am nächsten Morgen

die Brücke (bei Eistrup) über die Koldingaa, die 5/4 Meilen vor unseren Vorposten lag, zu erkunden bezw. die Flußbreite zu messen. Reiterei der Avantgarde war mir in beliebiger Anzahl zur Verfügung gestellt.

Den ersten Versuch zum Vorgehen machte ich auf der Straße nach Kolding, doch zeigten Schüsse aus den Knicks, daß die Straße gut bewacht sei, auch ließ der Vorpostenkommandeur mir durch Bewegungen beweisen, daß an ein Durchkommen dort nicht zu denken sei.

Ich wollte unter allen Bedingungen meinen Auftrag erfüllen, bat daher den General v. Bentheim, mich höheren Ortes zu vertreten, falls ich bei dem Versuche gefangen werden sollte, und ritt über Oerum vor. Leutnant v. Wrangel (Garde-Husar), der hier kommandirte, erklärte sich auf meine Anfrage mit Freuden bereit, mich mit einer Handvoll Husaren zu begleiten. Ueber die blauen Uniformen wurden Mäntel gehangen, damit die Leute den dänischen Dragonern ähnlicher sehen sollten, und wir verabredeten, an der Tete reitend, Zeichen mit dem Verbindungs-Haupttrupp. Wir suchten die Dörfer oberflächlich ab. Die Gefährlichkeit des Rittes lag in der Beschaffenheit der Wege, die bei dem tiefen gefrorenen Schnee ein schnelles Reiten verboten, und in den Knicks, die unmöglich abgesucht werden konnten. Die feindlichen Dragoner hatten sich bei unserer Annäherung zurückgezogen. Nach anstrengendem Marsche erreichten wir glücklich die Koldingaa (Fluß) hinter Eistrup. Ich fand die dortige Brücke in erträglichem Zustande, da die Dänen in der großen Eile nur einen Theil des Oberbaues zerstört hatten.

In meinem Quartier erfuhr ich, daß das Gros der Division auf der Chaussee vorgegangen, Kolding besetzt und mein Marstall ebenfalls dorthin abmarschirt sei. Da meine vorzügliche irische Stute total kaput war, marschirte ich in der Nacht zu Fuß nach Kolding, mein braves Thier am Zügel führend. Ich erfuhr beim Stabe, daß

die Brigade Graf Goltz gegen die Koldingaa bei Eistrup operiren würde. Mir lag die empfohlene Brücke am Herzen, ich stand deshalb in der Nacht auf, requirirte Brückenmaterial, engagirte mit meinem Taschengelde drei dänische Zimmergesellen (mein Train war noch nicht in Kolding gelandet), fuhr bei furchtbarem Glatteise nach der bekannten Brücke bei Eistrup und stellte diese her.

Als wir beim letzten Nagel angekommen waren, sprengte ein 8. Husar heran, mich im Namen des Generals Grafen v. der Goltz nach Namen und Charge fragend. Bald kam der General selbst herbeigeritten und frug, was für Truppen ich vor mir habe? „Drei dänische Zimmergesellen" war meine Antwort. Ein herzliches Gelächter seitens des Stabes (Leutnant v. Ende) folgte dieser Antwort, und der General erklärte mir, daß er Befehl erhalten habe, sich „vorsichtig" an die Koldingaa heran zu manövriren. Er sei um 7 Uhr mit seiner Brigade aufgebrochen, habe alle Ortschaften, Knicks ꝛc. abgesucht und endlich um Mittag die Meldung erhalten, die Koldingaa wäre erreicht, doch stände dort bereits ein „Intendanturrath mit drei Civilisten".

Aufenthalt in Kolding. Am nächsten Tage rekognoszirte ich für meine Person die Koldingaa und ließ dort aus umherliegendem Material von arbeitslosen Eisenbahnarbeitern, die ich durch Trinkgelder entschädigte, einige Brücken herstellen (auf meine Kosten), damit der nothwendig werdende lebhafte Patrouillengang ermöglicht würde.

Am 20. wurden Kolding und Umgegend vom Stabe der Brigade erkundet. Der General v. Bentheim bestand darauf, den Befehl Seiner Majestät, nicht über Kolding hinauszugehen, wörtlich zu nehmen, während ich den Rath gab, die ringsum liegenden Höhen, die im Halbkreise von 800 bis 1000 Meter die Stadt umlagerten, zu

besetzen (Kolding lag in einem Kessel). Ich meinte, wenn der General Letzteres gegen höhere Befehle zu thun nicht wagen wolle, so schiene es mir geboten, die Stadt von dem hohen rechten Ufer der Koldingaa aus indirekt zu behaupten, sie selbst aber nur mit einem schwachen Detachement zu besetzen, während jetzt die ganze Stadt mit Truppen vollgepfropft sei.*) Der General beharrte aber auf seiner Ansicht, und ich erhielt Befehl, Kolding in seiner engeren Umgebung fortifikatorisch leicht zu verstärken. Ich that dies in den nächsten Tagen, zugleich zahlreiche Brücken über die Koldingaa schlagend, um ein Verlassen der Stadt zu erleichtern.

Ich verfiel schließlich auf ein drastisches Mittel, den General für meine Ansicht zu gewinnen. Ich legte mich gestiefelt und gespornt auf mein Bett (ich hatte dem General schon gemeldet, daß meine Pferde auf dem anderen Ufer untergebracht seien), und als mich nun der General eines Abends fragte, was das bedeuten solle, erklärte ich, daß ich die Absicht habe, sobald der erste Kanonenschuß in die Stadt fiele, was ja, da die Höhen unbesetzt seien, sehr wahrscheinlich sei, zum Fenster hinauszuspringen, um eher über die Brücke zu kommen, als bis diese durch Wagen und Geschütz gesperrt sei, da Einem nur noch die Wahl bliebe, sich den Kopf mit umherspringenden Dachziegeln bewerfen zu lassen oder auszureißen. Diese in großem Ernste gesprochenen Worte machten Eindruck; die Feldwachen wurden am nächsten Tage auf die vorliegenden Höhen vorgeschoben, und fortan machte sich eine weitherzigere Auffassung der Königlichen Ordre bemerkbar, die bekanntlich durch diplomatische Schwierigkeit seitens Oesterreichs diktirt worden war.

Die Befestigung Koldings wurde auf die primitivste Art, durch Verbarrikadirung der Straßenausgänge

*) In der Stadt lagen 2 Bataillone, 2 Batterien, 2 Schwadronen, soviel ich mich erinnere.

gegen Infanteriefeuer ausgeführt, doch muß ich eine Anekdote erwähnen.

Ein Blockhaus-Bau. Am 25. kam, da inzwischen (durch die Reise Manteuffels*) nach Wien) die diplomatischen Hindernisse gegen den Vormarsch in Jütland beseitigt waren, der Feldmarschall mit dem Kronprinzen nach Kolding, um die Situation zu prüfen, auch die dürftigen Vertheidigungseinrichtungen zu besichtigen. Der alte Herr war dabei so gnädig, laut zu sagen: „Königliche Hoheit, ich gebe immer mein Bestes weg, ich habe deshalb der Garde-Division den Leutnant Scheibert abgegeben, als sie mich um einen Ingenieuroffizier bat."

Als wir auf der kleinen Rhede ankamen, wo ein Infanterieposten von 1 Unteroffizier 40 Mann in einem Holzschuppen untergebracht war (Piket), bemerkte der Kronprinz: „Dies wäre die Stelle für ein gutes Blockhaus, um die ganze Ebene zu beherrschen." Der Feldmarschall wandte sich zu mir und sagte: „Premierleutnant Scheibert, ich befehle, daß binnen 24 Stunden dieser Schuppen in ein bombensicheres Blockhaus verwandelt wird."

So wenig sich die auf dünnen Stielen gebaute Bretterbude zu einem Blockhause eignete, und so wenig überhaupt die Rhede und ihre Umgebung für die Vertheidigung der Stadt je von Einfluß sein konnten, so handelte es sich hier um ein technisches Bravourstückchen, das ich in Ermangelung von Pionieren mit Infanteristen auszuführen suchte. Ich hatte etwa über 1200 Mann Infanterie, die mir täglich zur Disposition

*) Bekanntlich war von österreichischer Seite Protest gegen den Einmarsch der Verbündeten in das dänische Gebiet eingelegt worden, da nach dem Wortlaute der Konvention nur die Herzogthümer Holstein und Schleswig besetzt werden sollten. General v. Manteuffel wurde daher vom Könige nach Wien geschickt, um die politische und militärische Nothwendigkeit, auf Dänemark einen Druck auszuüben, darzulegen. Die Sendung hatte den gewünschten Erfolg.

ſtanden, und 20 Zimmerleute, die ich requiriren wollte, zu verfügen. Doch konnten unter 2 bis 3 Stunden die Leute nicht beiſammen ſein. Die Wachen waren natürlich ein- für allemal von den ſehr wenig beliebten Erdarbeiten dispenſirt, doch war mir die Zeit ſo knapp zugemeſſen, daß ich ungern eine Stunde verlieren wollte. Auf den Zerſtörungstrieb unſerer Leute rechnend, ließ ich mich daher mit dem Unteroffizier in ein Geſpräch ein, behauptend, beim Demoliren könne das Dach des Wachtſchuppens nur in 3 Stunden abgedeckt werden. Die Luſt am Demoliren leuchtete dabei den Leuten aus den Augen. „In einer halben Stunde bringe ich es fertig, wenn es nur erlaubt wäre!“ ſagte der Unteroffizier. „Wenn Sie es in einer Stunde fertig bekommen, gebe ich noch eine Flaſche Wein für Sie und für jeden Mann einen Schnaps zum Beſten!“ rief ich, und in wenig Sekunden flogen bereits die Ziegel vom Dache herunter, zum nicht geringen Amüſement Wrangels, der von der Höhe herab das Werk der Zerſtörung anſah und zu dem Kronprinzen eine für mich ſchmeichelhafte Bemerkung gemacht haben ſoll.

Das Blockhaus wurde zwar in der alten Bude, aber innen ganz neu auf 1 Fuß ſtarken Balkenſtändern aufgebaut und das Dach mit doppelter Schienenlage eingedeckt, die Bruſtwehr aus ebenſolchem Material hergeſtellt. Nach 26 Stunden ging das Telegramm nach Hadersleben: „Das Blockhaus iſt bombenſicher eingedeckt!“

Eine Inundationsſchleuſe und kleine Feldwerke wurden, da das Material nichts koſtete (es gehörte England), ebenfalls verſuchsweiſe aus Schienen erbaut.

Amüſant war das Verhalten des engliſchen Baumaterialien-Verwalters. Nur „gezwungen“ gab er Material heraus, dann aber mit einem gewiſſen Wohlbehagen. Es wurden deshalb täglich zwei Mann zum „Zwingen“ abgetheilt, „ut salvaret animam suam“.

Leutnant v. Wolff baute inzwischen recht tragfähige Brücken verschiedener Bauart unter meiner Leitung.

Ein Tag in Kolding. In Kolding gingen die Wellen der Kameradschaft hoch; in den Wein- und Sektbestand des Ortes war bald ein jähes Loch gegraben. Mit Gesang und frohen Gesprächen wurden die Abende gewürzt. Die Garde-Husaren und das Regiment Elisabeth, „unsere Couleur", lagen im Orte. Eines Tages ließ sich Prinz Albrecht (Vater) zum Mittag ansagen, und wurde mit feurigem „Hip, Hip, Hurrah" begrüßt. Nach dem Essen wurde ein Ball arrangirt, im Tanzsaale des Hotels, zu dem die zwei Musikkorps der Regimenter ihre lustigen Weisen spielten. Rittmeister v. Michaelis von den Garde-Husaren, der erfindungsreiche Organisator aller improvisirten harmlosen Feste, kommandirte die Tänze, die um so wilder waren, als die Herren untereinander tanzten. Bei den Contretänzen machten sich die als Damen fungirenden Herren durch angehängte Taschentücher kenntlich.

Der Prinz sah belustigt zu. Ich bildete als zierliche Dame von fast 6 Fuß Höhe mit Michaelis ein Paar, und leistete, da ich alle brotlosen Kunststücke, wie Radschlagen, auf den Händen gehen ꝛc. bestens verstand, solche Allotria, daß der Prinz, der hinter uns stand, außerordentlich belustigt war. „Bentheim", sagte er zu dem korpulenten und widerstrebenden Führer der 4. Garde-Brigade, „kommen Sie her, machen Sie sich ein Schnupftuch an, wir tanzen diesen beiden Herren vis-à-vis!" Gesagt, gethan. Der Tanz fing von Neuem an, und animirt von dem Prinzen schwang sich Michaelis zum Kommando immer unglaublicherer Touren auf, bis zuletzt Alles sich in eine große Konfusion und allseitigen Jubel auflöste.

Als wir nachher recht vergnügt und sittig beim Abendbrot saßen, erhob sich der Comte de Tonnerre de

la Pagerie, Attaché der französischen Gesandtschaft, der erstaunte Zeuge des ganzen lustigen Wirbeltanzes, und sprach etwa Folgendes:

„Meine Herren, was ich hier eben gesehen und erlebt habe, hat mich merkwürdig berührt. Ein Prinz des Königlichen Hauses mischt sich rücksichtslos in den dichtesten Trubel der jungen Offiziere der Armee und läßt sich zwanglos mit fortreißen von der allgemeinen Lustigkeit, an der er sich aktiv und mit voller Hingebung betheiligt. Meine Herren, dies ist in keiner Armee der Welt möglich, nur in der preußischen, die aus Edelleuten von Kopf bis zu Fuß besteht, und in der der Takt ein unerschütterlicher, die Erziehung eine so vollendete ist. Ich hatte das sichere Gefühl, daß in jedem Augenblick Jedermann sich voll in der Gewalt hatte, und daß, wenn Seine Königliche Hoheit auch nur eine Miene gemacht hätte, einen ernsteren Ton anzuschlagen, Jeder sofort den freudigsten Gehorsam würde gezeigt haben. Solche Armee, meine Herren, kann und wird Großes leisten. Ich gebe meiner Bewunderung für das Offizierkorps mit dem Toaste Ausdruck: Es lebe die preußische Armee, in deren Mitte sein zu dürfen ich mir zur Ehre anrechne!"

Vor Fredericia. Vom 1. bis 6. März war ich nach langer Abwesenheit in dienstlichen Angelegenheiten wieder einmal im liebenswürdigen Stabe. Ich vertrat Oberst Mertens, der abkommandirt war, um die Dannewerke einzuebnen, während ich die interessanteren Dinge in der Armee zu erledigen hatte. Leider datirte ohne mein Verschulden von jener Zeit her eine tiefe Verstimmung des Obersten gegen mich, die mir natürlich empfindlichen Schaden brachte.

Eine Anekdote zur Charakteristik der Verhältnisse möge hier Platz finden. Oberst Mertens meldete, daß die Bürger von Schleswig, trotz ihres feierlich dem Feldmarschall gegebenen Versprechens, ja sogar drin-

genden Angebotes, die Dannewerke selbst einebnen zu wollen, keine Hand rührten, daß es daher nöthig sei, die Einebnung durch fiskalische Kräfte ausführen zu lassen. Schon mehrmals hatte der alte Feldmarschall gesagt: „Die Schleswiger haben sich »begeistert angeboten«, nun mögen sie auch arbeiten, ich gebe keinen Groschen dazu."

Im Laufe der Tage war aber dem ersten Rausche der Schleswiger, das „Tyrannenwerk der Erde gleichmachen zu wollen", bald die Ernüchterung gefolgt. Mit Fahnen, Bier und Musik waren am ersten Tage die Leute ausgezogen, am zweiten hatten nur noch einige Fanatiker gearbeitet, — dann — war Niemand mehr gekommen. Oberst Mertens konnte doch nicht unthätig sitzen bleiben und drang deshalb mit Recht energisch auf Staatshülfe. General v. Falckenstein war ganz seiner Ansicht, und ich erhielt den Auftrag, die Sache vorzutragen. Der alte Herr ließ mich riesig abfallen. Ich ging zum General v. Falckenstein, der schickte mich zum Kronprinzen, nach dessen Ansicht auch staatliche Hülfe nothwendig war; er rieth mir, am nächsten Tage die Sache noch einmal vorzubringen unter einem anderen Titel. „Der Feldmarschall wird es wohl vergessen haben!" meinte Seine Königliche Hoheit. Aber ich kam schön an: „Das habe ich ja gestern schon abgelehnt!" brummte ärgerlich der alte Herr. Auf meine hülfesuchenden Blicke trat der Kronprinz nun ins Mittel und sagte: „Darf ich dem Leutnant Scheibert hier vielleicht zu Hülfe kommen? Die Schleswiger ebnen die Schanzen nicht ein, und die Werke können doch zum Skandal der Deutschen nicht immer stehen bleiben!" „Wenn Sie es so meinen, dann befehlen Sie es doch, gnädiger Herr!" sagte der Feldmarschall trotz des Widerspruches Seiner Königlichen Hoheit, der meinte, er sei dem Stabe nur attachirt, bis auf mehrmalige Wiederholung der Kronprinz endlich sagte: „Nun, wenn Euer Excellenz mir die Erlaubniß

geben, so befehle ich hiermit Leutnant Scheibert, daß die Schanzen auf Kosten des Fiskus eingeebnet werden!" So geschah es.

Berennung von Fredericia. Am 7. marschirte das große Hauptquartier nach Vonsild. Als wir uns eben zu Tische setzen wollten, rief mich der Feldmarschall an seinen Platz, übergab mir eine gute Karte der Umgegend von Fredericia und befahl mir, sofort zum General v. der Mülbe nach Kolding zu reiten. Seine Majestät habe den Vormarsch nach Norden gestattet. Dann gab er mir einige Direktiven für die Garde-Division mit, wie sie in der Nacht vorstoßen solle. Gegen Mitternacht kam ich in Kolding an. Ich hatte die größte Mühe, den General v. der Mülbe zu überzeugen, daß meine mitgebrachten Direktiven nicht bindend seien. Er hatte nämlich einen anderen Plan, mit dem er hoffte, eine Kompagnie abzuschneiden. Erst nachdem ich feierlich versicherte, die ganze Verantwortung für die veränderte Disposition auf mich zu nehmen, beruhigte er sich. Nachts ½3 Uhr in kolossaler Finsterniß gingen wir vor. Verschiedene Reiter (auch General v. Bentheim) stürzten mit ihren Rossen bei der völligen Dunkelheit in die Gräben. Am Morgen hatte General v. der Mülbe wirklich das Glück, daß er (Gefecht bei Hejse Kro) den Hauptmann v. Daue mit seiner ganzen Kompagnie gefangen nahm. Am 8. nach dem Gefechte ritt ich mit dem inzwischen herangekommenen Hauptquartier nach Kolding zurück.

Am 9. erhielt ich infolge Befehls des Feldmarschalls den Auftrag, einen Plan zu einer südwestlichen Cernirung von Fredericia zu entwerfen und binnen 48 Stunden auszuführen. Als Grenze war die Nebel- und Rands-Aa genannt. Die längs jener Linie aufgestellten Reserven standen mir zur Disposition. Die außerordentliche Zuvorkommenheit sämmtlicher Komman-

deure machte mir die Arbeit sehr leicht, und binnen 48 Stunden waren sämmtliche Wiesen hinreichend angesuppt und zahlreiche Uebergänge für eine eventuelle Offensive hergestellt. Am 18. wurde mit Ausführung der Arbeiten begonnen.

Die weiteren Arbeiten wurden aber am 19. wieder eingestellt, da die Brigade Gablenz die Berennung verstärkte und die Befestigungen überflüssig machte. Dafür wurde eine sehr oberflächliche Rekognoszirung (vom ganzen Stabe) der Festung Fredericia unternommen. (Hauptquartier Bredstrup.)

Am 20. und 21. erfolgte das bekannte Bombardement von Fredericia. Den einzigen erhabenen Punkt, von dem aus etwas zu sehen war, bildete in einem Gehöfte ein Misthaufen, auf welchem der Feldmarschall auf umgestürzter Mistkarre saß und das geflügelte Wort von sich gab: „Es brennt, es brennt!“ Auf dem Schornstein eines Bauernhauses saßen dos-à-dos der Kronprinz und Lucadou. Am Tage vorher hatte der Kronprinz mit dem Prinzen Karl von Hohenzollern, dessen Unerschrockenheit damals schon bekannt war, von einem Dache des Gehöftes aus ebenfalls das Bombardement beobachtet. Um den Misthaufen waren der Prinz Hohenzollern, Erbprinz von Dessau ꝛc. versammelt Ich hatte an diesem Tage einen Auftrag an den Feldmarschallleutnant v. Gablenz zu überbringen. Auf dem Wege begegnete mir Leutnant v. Plotho von den Garde-Husaren. Er erbot sich, mit mir so nahe an Fredericia heran zu schleichen, daß man in die Gräben hineingucken könne. Der intelligente und schneidige Offizier kroch, nachdem wir die Gäule im Holz angebunden hatten, vor mir hinter einem Knick vorwärts und zeigte mir dann einen Fleck, von dem aus man einen prächtigen Einblick in die Werke erhielt und sogar den einen Graben der ganzen Länge nach einsah. Ich bemerkte, daß, im Gegensatze zu allen vorhergegangenen Angaben, der Graben trocken, die Escarpe unrevetirt

und ohne Palliſaden ſei, alſo ein Sturm auf Fredericia volle Ausſicht auf Gelingen böte.

Eine Unterredung mit dem Kronprinzen. Auf dem Rückritt traf ich mit dem Prinzen Karl von Hohenzollern (jetzt König von Rumänien), der immer außerordentlich liebenswürdig gegen mich war, zuſammen, dem ich die wichtigen Reſultate mittheilte. Nachdem ich auch meinen Vorgeſetzten Mittheilung von meinen Erfahrungen gemacht hatte, auf die übrigens Niemand Gewicht legen wollte, wurde ich plötzlich zum Kronprinzen befohlen.

Seine Königliche Hoheit empfing mich, die Karte von Fredericia vor ſich ausgebreitet, mit den Worten: „Karl hat mir erzählt, daß Sie Fredericia rekognoszirten!“ Ich mußte nun die kleine Epiſode erzählen, und der Kronprinz hielt das Ergebniß meiner Erforſchungen für ſehr wichtig. Nach den Erörterungen über die Erkundung und Maßnahmen vor Fredericia fragte er mich um meine private Anſicht über die Aufforderung Wrangels an den däniſchen Kommandanten, die Feſtung zu übergeben. Ich antwortete, da ich mich ſchon den ganzen Tag über die Sache ſehr geärgert hatte, ſehr lebhaft, daß ich das für einen großen Fehler hielte. „Ganz Europa blickt auf uns, Königliche Hoheit. Wenn aber zwei Staaten, wie Preußen und Oeſterreich, überhaupt einen Krieg mit Dänemark beginnen, dann muß er meiner beſcheidenen Anſicht nach ſo durchgeführt werden, als wenn zwei Bulldoggen einen Affenpinſcher überrollen!“ Der Kronprinz hörte mich ſehr ernſt an und fügte hinzu, daß er ganz meiner Meinung ſei und ſeinen entſchiedenen Proteſt dem Protokoll beigefügt habe. Damit war ich entlaſſen.

Ich hatte, als ich vor einem Jahre dieſe Erinnerungen in den Druck gab, an den König von Rumänien, den damaligen Prinzen Karl von Hohenzollern, geſchrieben, um mir die Wahrheit der Darſtellung, die bezweifelt wurde,

allergnädigst bestätigen zu lassen. Ich hatte die große Freude, von Seiner Majestät das nachfolgende gnädige Schreiben zu erhalten:

Bukarest, den 18./31. Januar 1901.

„Mein verehrter Herr Major!

Es wird Ihnen gewiß angenehm sein zu hören, daß ich Ihnen ein freundschaftliches Andenken bewahrt und mit Interesse von Ihrer schriftstellerischen Thätigkeit Kenntniß genommen habe. Ich bin um so freudiger bereit, dem in Ihrem Schreiben vom 17. d. Mts. ausgedrückten Wunsche zu willfahren, da die Ereignisse des Feldzuges vom Jahre 1864 in meinem Tagebuche eingehend verzeichnet sind.

Ich ziehe die merkwürdige Episode der Beschießung von Fredericia, wie ich dieselbe vor 36 Jahren niedergeschrieben hatte, für Sie heraus und lege sie meinen Zeilen bei. Sie werden aus diesen Aufzeichnungen ersehen, daß der Verlauf der drei unvergeßlichen Tage vor Fredericia, die wir zusammen erlebten, treu wiedergegeben und Ihr Name in meinem Tagebuche eingetragen ist.

Ich erinnere mich auch sehr gut, daß unsere Ansichten über die damaligen Vorgänge übereinstimmten und vom Kronprinzen getheilt wurden. Er hatte mit dem gesunden Sinne, der ihn auszeichnete, dem Feldmarschall Wrangel wiederholt gute Rathschläge gegeben, die aber leider nicht befolgt wurden; die für Fredericia getroffenen Dispositionen hatten nicht die Billigung des hohen Herrn, der nur seine Meinung abgeben, aber keine Befehle ertheilen konnte, wodurch ein Eingreifen unmöglich war. Der König, der Kenntniß von der heiklen Stellung seines Sohnes auf dem Kriegsschauplatze erhalten hatte, erließ daher Ende März eine Kabinets-Ordre an den Feldmarschall, ihm anempfehlend, künftig Alles mit dem Kronprinzen zu besprechen und jeden Erlaß, Befehl ꝛc. ihm vorher mitzutheilen, folglich auch eventuell auf seinen Rath zu hören.

Aus dem großen Hauptquartier sind wir beide wohl noch die einzigen lebenden Zeugen, die diesen lehrreichen Feldzug, der die Vorschule der siegreichen Kriege von 1866 und 1870 war, mitgemacht haben!

Auch für mich war derselbe von unleugbarem Nutzen, da ich die damals gemachten Erfahrungen im Jahre 1877 vor Plewna verwerthen konnte.

Die Zeit schreitet mit Riesenschritten voran, und die großen Ereignisse und Thaten des zur Neige gegangenen Jahrhunderts gehören bereits der fernen Geschichte an.

Mit dem herzlichen Wunsche, daß Sie sich noch eine lange Reihe von Jahren der besten Gesundheit erfreuen und mit Stolz auf Ihre Söhne blicken dürfen, erneuere ich die Versicherung meiner warmen und freundschaftlichen Gesinnung, die ich Ihnen, mein verehrter Herr Major, die lange Zeit stets bewahrt habe.

Karl."

In dem Tagebuche Sr. Majestät des Königs Carol heißt es u. a.:

„Den 20. März. Um 5½ Uhr abgeritten, sehr kalt, man hört starken Kanonendonner. Das große Hauptquartier ist in einem Gehöfte, etwa 6000 Schritt von Fredericia, versammelt, von wo das Schießen beobachtet wird. Unsere Batterien wurden in der Nacht gebaut und vor Tagesanbruch armirt. Der Feldmarschall ist auf einen Misthaufen gestiegen, der gefroren ist, später thaut dieser in der Sonne auf, so daß der Stuhl langsam einsinkt und der Platz gewechselt werden muß. Bald sieht man Rauchwolken aus Fredericia aufsteigen. Ich bitte den Kronprinzen und den Feldmarschall, mich zur Berichterstattung in die Batterien zu schicken, was genehmigt, aber Vorsicht anempfohlen wird. Leutnant Marcus begleitet mich und zeigt den Weg. Wir begeben uns zuerst zu der Batterie bei Stenhoj; sie erhält starkes Feuer, kein Geschoß richtet aber besonderen Schaden an. Während unserer Anwesenheit in der Batterie fliegen

fünf Kugeln bezw. Granaten über uns hinweg, ein Geschoß hart über unsere Köpfe, so daß wir uns alle bückten ... Es ist beschlossen, morgen die Beschießung fortzusetzen, der Feldmarschall besteht darauf, obwohl er am Vormittage bestimmt hatte, daß jede weitere Aktion gegen Fredericia zu unterlassen sei.

Den 21. März. Um 9 Uhr wiederum zu dem Gehöfte bei Hofmandminde, die Beschießung der Stadt, die schwach brennt, wird fortgesetzt. ... Gegen 1 Uhr ertheilt man den Befehl, das Feuer einzustellen; ich begebe mich zum großen Hauptquartier zurück, wo ich erfahre, daß der Feldmarschall den Grafen Nostiz nach Fredericia gesandt, um den Kommandanten aufzufordern, die Festung zu übergeben. Um 2 bis 2½ Uhr kehrt der Parlamentär zurück mit der Antwort des dänischen Generals, die in höfliche Form gekleidet ist und lautet: „La proposition, que V. E. me fait, est hors de mon pouvoir de l'accepter."

Der Kronprinz ist sehr ungehalten über dieses Vorgehen des Feldmarschalls und wollte ihn abhalten, die Aufforderung zu schicken, Wrangel bestand aber darauf. Er giebt sofort den Befehl, das Feuer auf der ganzen Linie wieder zu eröffnen. Würde man am folgenden Tage mit einem regulären Angriffe gegen die Festung vorgehen, so wäre der heutige Schritt des Feldmarschalls motivirt; da aber die Artillerie morgen abzieht, so ist er eine Niederlage ..... Der Kronprinz reitet nach Heisekrug und kehrt von da zu Wagen mit meinem Vater nach Kolding zurück; ich zu Pferde mit Leutnant Scheibert, der mir erzählte, er sei nahe an die Festung geritten und habe sich mit einem Kameraden bis an den Graben herangeschlichen und überzeugt, daß Fredericia auf unserem rechten Flügel sehr wohl zu stürmen sei; er meinte jedoch, Gablenz würde kaum einen Sturm unternehmen; ich drückte mein Bedauern aus, daß die Garde

nach Norden abmarschiren müsse, der Kronprinz wäre darüber sehr ungehalten! Gegen 6 Uhr in Kolding."

Der König fügt dem Tagebuche noch folgende Bemerkung hinzu: „Ich habe damals dem Kronprinzen Ihre Beobachtungen Fredericia betreffend mitgetheilt; es ist mir aber nicht erinnerlich, ob er Sie diesen Abend noch gesprochen hat."

Inzwischen war vor Düppel Alles so weit gediehen, daß die eigentliche Belagerung beginnen sollte, deshalb wurde das Hauptquartier des Feldmarschalls nach Flensburg verlegt und der erste Ritt dorthin zu einer Rekognoszirung der Stellung von Gammelmark ausgenutzt.

2. Düppel.

Auf Erkundung vor Düppel. — Beim Prinzen Friedrich Karl. — Bei der Garde-Division. — Vorübungen zum Sturm. — Rangirung der Sturmkolonnen. — Der Sturm. — Fahrt mit Bismarck. — Im Stabe des Generals Vogel v. Falckenstein.

Auf Erkundung vor Düppel. Bei dem ersten Ritte nach der Gammelmark hatte ich keine genügende Uebersicht über die Vorkehrungen vor Düppel erhalten, ich nahm deshalb, auch weil im Hauptquartier für mich wenig zu thun war, überdies eingestreute Bemerkungen jüngerer Kameraden mich neugierig über diese Art von Belagerung gemacht hatten, Urlaub und quartierte mich privatim im Dorfe Ekensund (im Quartier des Premierleutnants v. Rosenberg vom 4. Kürassier-Regiment) ein.

Begleitet von den Kameraden (Hauptmann v. Rohrscheidt und Daun hauptsächlich), die die geringen Arbeiten geleitet hatten, suchte ich mich auf das Genaueste zu in-

formiren und fand deren Urtheil voll bestätigt, daß allerdings, um lauter kleine militärische Coups gänzlich untergeordneter Bedeutung zu machen, die Hauptsache, die Inangriffnahme eines energischen Angriffsplanes, hinausgeschoben worden sei, wodurch natürlich die Dänen Zeit und Muße erhielten, sich immer stärker zu verschanzen und ihre Milizen im Felddienste zu üben. Es herrschte über alle diese Dinge ein nicht geringer Mißmuth in den jüngeren Kameradenkreisen. Damals schwebte noch immer das Projekt, einen Uebergang nach Alsen als erstes Stadium zu unternehmen, in der Luft und lenkte das Interesse vom Angriff auf Düppel ab.

Die obere Leitung der Ingenieurarbeiten war außerdem in die Hand eines Offiziers gegeben, der durch den Gang der damaligen Erziehung im Korps die Fähigkeit verloren hatte, auf selbständige Ansichten gestützt seinen Willen durchzusetzen.

Ich erhielt eines Tages den telegraphischen Befehl, mich sofort ins Hauptquartier zurückzubegeben, und traf deshalb am 27. früh in Flensburg ein, wo ich dem Feldmarschall Vortrag hielt. Er war ziemlich genau unterrichtet und sandte mich sofort ins Hauptquartier des Prinzen Friedrich Karl, um dort für die Dauer der Belagerung Dienste zu leisten. „Helfen Sie mit aller Energie die Sache in Gang zu bringen", sagte er zum Schluß, wobei er mir einige ermuthigende und anerkennende Worte sagte.

Beim Prinzen Friedrich Karl. Ich meldete mich am 28. in Gravenstein bei dem Oberst v. Blumenthal, welcher eingehend die Situation mit mir besprach und mir eröffnete, daß nur meine Jugend den Prinzen abgehalten hätte, mir eine auf die Ingenieurangelegenheiten direkt einwirkende Stellung zu geben.

Ich bat, mich dann lieber praktisch bei der Avantgarde vor Düppel zu beschäftigen. Er antwortete, daß

dies ganz in seinem Plane läge, und telegraphirte sofort den Befehl an den die Vorposten (Besatzung der Angriffsarbeiten) kommandirenden General v. Raven, mich zu seiner technischen Unterstützung in seinem Stabsquartier aufzunehmen.

Ich erkundete am nächsten Tage die Stellung vor der Büffelkoppel als Begleiter des Obersten v. Blumenthal, an der die Parallele angelegt werden sollte, die abends ohne Störung ausgeführt wurde. Ich eröffnete bei der Gelegenheit hier meine Ansicht über die verfehlten Prinzipien unseres Sappeurangriffes, ihm an Ort und Stelle beweisend, daß, wenn man einfach Schützenlinien vorschöbe und sich an den bereits vorhandenen Knicks und dessen Verlängerungen eingraben ließe, die Parallelen ohne weitere Umschweife hergestellt wären, besonders diesem Feinde gegenüber, dem wir uns, wie jetzt z. B., sogar bei Tage ohne Deckung gegenüberstellten. Der Oberst war anscheinend überzeugt, meinte aber, daß die Sache besser in den Händen bliebe, die nun einmal offiziell dazu bestimmt seien.

Am 30. übernahm der Generalleutnant v. der Mülbe mit der Garde-Division die Besetzung der Angriffsarbeiten und ich, nun zu diesen kommandirt, verlebte in dem angenehmen Hauptquartier eine sehr nette Zeit in Rübel.

Vom 1. bis 4. April, während welcher Zeit der Oberst Mertens die technische Leitung der Angriffsarbeiten übernahm, kam etwas mehr Zug in die Sache, obgleich man dem Angriff nicht nachsagen konnte, daß er nach neueren Prinzipien geführt worden wäre; er wurde selbst 1870/71 noch nach dem alten Schema Vaubans ausgeführt. Ein Wunder war es nicht, da der Oberst Mertens wohl im Baufache excellirt hatte, zu Angriffsarbeiten vor der Festung aber nur einen festen, soldatischen Charakter und Rücksichtslosigkeit mitbrachte, während ihm die Gewandtheit in der technischen Branche ganz fehlte. Es war daher das Interesse nicht übergroß, das mich

für die auf den alten Uebungsplätzen ausgeführten Zickzacks begeistern konnte, und ich war deshalb hocherfreut, als eines Abends, von der Front zurückkehrend, der Generalleutnant v. der Mülbe mir sagte, daß er mich für seine spezielle Verfügung vom Hauptquartier gewonnen hätte.

Bei der Garde-Division. Generalleutnant v. der Mülbe befand sich infolge einer gewissen Spannung mit dem Prinzen Friedrich Karl in unbehaglicher Stimmung, die wir durch möglichst heiteres Wesen zu verscheuchen suchten, da wir den ritterlichen offenherzigen Kommandeur liebten und verehrten. Ich wohnte mit Hauptmann v. Alvensleben (dem Generalstabsoffizier) in einer Stube, auch war der Prinz Georg von Schwarzburg dem Stabe zugetheilt. Von der Stimmung im Stabe giebt folgendes kleine Intermezzo ein Bild:

Ich erhielt von Leutnant Golz (Adjutant des Fürsten Radziwill, später Chef des Ingenieur-Korps) ein Schreiben, daß er den Auftrag habe, mir zu empfehlen, meiner übermüthigen Laune die Zügel anzulegen, da man im Korps den Eindruck habe, ich nähme die Sache nicht ernst genug. Ich zog daher mein Gesicht in ehrwürdige Falten und erschien beim Morgenkaffee mit dem Antlitze eines Büßers im Augustiner-Kloster. „Na nu, was ist denn in Sie gefahren, Leutnant Scheibert?“ fragte erstaunt Mülbe. „Ich muß die Sache hier ernster nehmen!“ antwortete ich und übergab den Brief der alten Excellenz. „Nun werden sie den einzigen vernünftigen Menschen hier noch verrückt machen!“ schalt Mülbe, worauf ich ihm die beruhigende Versicherung gab, daß, wenn er die Sache so auffaßte, ich auch der Alte bleiben würde.

Am 5. April kam aus dem Hauptquartier Gravenstein eine Disposition für das Zurückdrängen der Vorposten an, die nicht ganz verständlich war und nach Ansicht des

Generalleutnants v. der Mülbe zu viel Truppen ins Gefecht führte. Dann wollte der General wissen, ob die Wenningbund-Batterien Befehl hätten, in den Kampf einzugreifen. Auf eine telegraphische Anfrage bekam der General eine nicht ganz verständliche Antwort mit dem Bemerken, wenn er nähere Instruktionen haben wollte, möge Jemand in das Hauptquartier geschickt werden.

Ich ritt gegen 3 Uhr (denn auf mir blieb schließlich die heikle Kommission sitzen), so schnell mich mein „Danske" tragen konnte nach Gravenstein, da ich mit Dunkelwerden, wo das Gefecht beginnen sollte, schon wieder zurück sein mußte. Der Stab des Prinzen saß noch bei der Tafel, ich ließ mich deshalb beim Oberst Mertens melden. Er kam heraus und fuhr mich auf dem Flur dermaßen an, daß ich sofort meine Stellung als Vertreter des Generalleutnants v. der Mülbe feststellen mußte.

Infolge des heftigen Wortwechsels erschien Leutnant v. Loë, persönlicher Adjutant des Prinzen und fragte, was los wäre. Ich erwiderte, daß die Garde-Division eine Abänderung der Disposition wünsche.

Die Tafel wurde aufgehoben und ich in den Saal geführt.

Der Prinz fragte mich:

„Was will die Garde-Division schon wieder?"

„Ausführen, was Eure Königliche Hoheit befohlen haben!"

„Weshalb sind Sie denn hier?"

„Um einige Aufklärungen zu erbitten!"

„Ich denke, der Befehl war klar, was wollen Sie?"

„Einmal wollte Se. Excellenz fragen, ob der Befehl, die Division vorzuschieben, wörtlich zu nehmen sei; Se. Excellenz glaubte mit drei Bataillonen auskommen zu können, und ferner wollte er gern wissen, ob die Wenningbund-Batterien mit in Aktion treten würden."

„Das ist lediglich meine Sache!"

„Ja, aber dem Generalleutnant v. der Mülbe fällt allein die Verantwortung für das heutige Unternehmen zu und am 28. März —"

„Nun genug!" sagte der Prinz etwas ärgerlich, „Bringen Sie der Garde-Division folgende Befehle:

1. Sie soll so wenig Truppen als möglich ins Gefecht ziehen;

2. sich geräuschlos mit ungeladenem Gewehr, gewissermaßen mit dem Ellenbogen in die Position drängen, und

3. so viel Gefangene wie möglich machen. Die Wenningbund-Batterien sind avertirt. — Wiederholen Sie, was ich eben sagte!"

Dies Letzte war mir (vielleicht unrechter Weise) etwas empfindlich, und ich soll etwas barsch den Befehl wiederholt haben und dann brüsk hinausgegangen sein. Genug, ich sprang eiligst die Treppe hinunter, schwang mich mit einem Satze auf das Pferd und jagte mit ihm, so schnell es laufen konnte, denn schon trat die Dämmerung ein, nach der Büffelkoppel, wo es schon vollständig dunkelte. Einem Ulan, der durchaus nichts von meinem Pferde wissen wollte, warf ich den Zügel über den Arm und verschwand in langen Sätzen in dem Labyrinth der Laufgräben, immer querfeldein rennend, um eher anzukommen, als das Gefecht begann; denn ich konnte manch Menschenleben schonen, wenn nicht gar einem Unheil vorbeugen, was leicht geschehen konnte, wenn die Truppen der ganzen Division in der Finsterniß zusammengedrängt waren.

Alle Augenblick fiel ich in Bombenlöcher, Gräben, und rief, sobald ich Jemand sah, nach dem Aufenthaltsorte des Generalleutnants v. der Mülbe. Glücklicherweise stimmten alle Antworten überein: „In der dritten Parallele!" Trotzdem mir der Athem ausging und ich, da ich den Paletot anhatte, kaum Luft hatte, rannte ich doch, getrieben von der Furcht, zu spät zu

kommen, unaufhaltsam vorwärts und langte gerade in dem Augenblicke beim General an, als er soeben die Kommandeure mit den Befehlen entlassen hatte.

Auf mein Rufen holte er sie wieder zurück, noch ehe es zu spät war, und belohnte meine Anstrengung durch eine freudige Umarmung.

Sofort wurde die veränderte Disposition ausgegeben, das Gefecht mit äußerst geringen Verlusten glücklich zu Ende geführt und über hundert Gefangene nach Gravenstein gesandt, da der Prinz gewünscht hatte, zur Auskundschaftung möglichst viel Dänen im Hauptquartier zu haben. Ich werde die Nacht nicht vergessen, da ich in Schweiß gebadet und im nassen Graben stehend, die Kälte des wehenden Windes doppelt stark empfand.

Mit dem Prinzen Friedrich Karl hatte ich es, wenigstens vorläufig, leider gründlich verdorben. Er hat mich von dem Moment ab zwei Jahre lang weder eines Blickes noch eines Wortes gewürdigt, was ich, da ich mir keiner Schuld bewußt war, mit dem mir allmählich angewöhnten Gleichmuthe ertrug. Erst 1866 in Prag fand, wie später erzählt werden wird, meine völlige Retablirung statt, die bis an das Ende des Lebens des Prinzen gedauert hat.

Am 9. wurde mir von allen Seiten (von den Vorpostenkommandeuren, von dem Observatorium in Broacker, wo ich sofort Nachrichten einzog ꝛc.) gleichzeitig bemerklich gemacht, daß in den Schanzen ein lauer Dienst sei, vielleicht die Schanzen von den Hauptbesatzungen ganz verlassen und nur einzelne Posten ausgestellt seien.

Ich theilte meine Vermuthungen dem Hauptmann v. Alvensleben mit, und vereint bemühten wir uns, vor den Schanzen noch einmal den Sachverhalt festzustellen. Der Eindruck blieb uns als sicher haften, daß die Dänen, der Vertheidigung müde, ohne Aussicht auf Erfolg, einem gewaltsamen Unternehmen keinen großen Wider-

ſtand mehr entgegenſetzen würden, wogegen zu befürchten ſtand, daß bei längerem vorſichtigen Vorgehen den Dänen der Muth wachſen und dies ſie veranlaſſen würde, mit allen zu Gebote ſtehenden Mitteln einem Sturme entgegen zu wirken.

Unſer vereintes Drängen, den Generalleutnant v. der Mülbe zu beſtimmen, auf eigene Fauſt mit der zuverläſſigen Garde einen Coup de main in der Nacht auf die Schanzen Nr. 1 bis 4 zu verſuchen, ſcheiterte an dem ſcharf ausgeprägten Verantwortlichkeitsgefühl des Generals. Hatte ihn Alvensleben mit ſeiner ritterlichen, warm patriotiſchen Sprache ſchwankend gemacht, ſo brachte ihn der eine Gedanke: „Wenn es aber mißlingt?“ um ſo mehr von dem Unternehmen ab, als der Prinz Friedrich Karl damals nichts weniger als freundliche Gefühle für die Diviſion hegte und dieſes oft merken ließ

Eine kleine Unternehmung war das einzige Ergebniß: ein Vorſtoß der Garde auf die nächſten däniſchen Vorpoſten. Dieſelbe zeigte, daß die Schanzen allerdings beſetzt waren, brachte aber ohne Verluſte für unſere Stellung bedeutende Vortheile.

Vorübungen zum Sturm. Da ich am Tage vorher gemerkt hatte, daß die Leute, auch einzelne Offiziere, ungeheuerliche Vorſtellungen von den Hinderniſſen — Eggen, Wolfsgruben, Palliſaden — hatten, ſo ließ ich auf einem Felde ſolche Hinderniſſe anbringen und von einigen Truppen der Garde-Diviſion überſpringen, um den Stürmenden den Eindruck zu benehmen, als ſeien die Hinderniſſe ſo ungeheure.

Der Erfolg war ein ſo günſtiger, daß Generalleutnant v. der Mülbe befahl, ſämmtliche verfügbaren Leute der Diviſion heranzuführen — und nun wurden in raſchem Anlaufen unter friſchem Jubel die Hinderniſſe genommen.

Inzwischen waren meine Beziehungen zu dem Gravensteiner Hauptquartier, speziell zum Prinzen und dem Oberst Mertens, sehr kühle geworden, und so wurde auch dieser Versuchssturm anfänglich arg bespöttelt. Allein sehr bald kam man zu der Ueberzeugung, daß auch in den anderen Truppen noch sehr bedrückende Vorstellungen über die fortifikatorischen Abwehrmaßregeln herrschten, genug, am 14. wurde schließlich auf Befehl des Generalkommandos eine allgemeine Sturmübung sämmtlicher Truppen ausgeführt, die wir Ingenieuroffiziere der Stäbe zu leiten hatten. Am 13. hatte Generalmajor v. Raven das Kommando über die Vorposten ꝛc. übernommen und den Generalleutnant v. der Mülbe abgelöst.

Am 14. abends wurde die dritte Parallele ausgehoben, was bei vollem Mondenschein geschah, so daß man die Schanzen mit ihren einzelnen Theilen auf 300 Schritt genau erkennen konnte. Die Dänen merkten, obgleich 3100 Mann mit Körben auf den Köpfen aufmarschirten, nichts (oder wollten nichts sehen), genug, die Leute bekamen Deckung, bevor nur ein Schuß gefallen war.

Ich ging zurück, um dem Generalmajor v. Raven, wie verabredet, am Spitzberge die gelungene Ausführung zu melden, traf jedoch statt seiner den Prinzen Friedrich Karl an, dem ich sofort Bericht über die Arbeit erstattete. Er befahl mir, noch einmal nach vorn zu gehen, um dem Oberst Mertens den Auftrag zu überbringen, auf dem linken Flügel der Parallele eine Redoute zu erbauen. Auch dieses wurde ausgeführt, ohne daß die ganz nahe Schanze 5 etwas bemerkt hätte.

Die Nacht blieb ich mit dem General v. Raven und mit seinem mir befreundeten und sehr regsamen Adjutanten Premierleutnant v. dem Knesebeck (jetzt Generalmajor) in der zweiten Parallele.

Der 15., 16. und 17. wurden mit scharfen Rekognoszirungen und wiederholten Sturmübungen an den künstlichen Hindernissen verbracht.

Rangirung der Sturmkolonnen. In der Nacht vom 17. zum 18. (also die Nacht vor dem Sturme) hatte der Generalmajor v. Raven du jour, und ihm war die Rangirung der Sturmkolonnen übertragen. Er beauftragte mich, der ich jetzt jeden Winkel in den Parallelen kannte, mit diesem Geschäft, was bei den Kommandeuren der Kolonnen große Befriedigung hervorrief.

Da die Vorbereitungen durch den Tranchee-Major, Hauptmann v. Rohrscheidt und den Premierleutnant v. d. Knesebeck vorzüglich getroffen waren (durch lebendige Wegweiser an allen Zweigen der Parallelen) und die Führer äußerst willig, wie gesagt auch offenbar froh waren, daß ich die Arrangements übernommen hatte, so geschah der Vormarsch mit den sechs Kolonnen in der stockfinsteren Nacht in der größten Ordnung, und nirgends war eine Konfusion vorgekommen. Hier sei dem (1871 gestorbenen) Hauptmann v. Rohrscheidt noch besonderes Lob gespendet, der innerhalb der Parallelen die vorzüglichste Ordnung aufrecht erhalten und eine trefflich sich bewährende Wegweisung organisirt hatte.

Ich blieb in der Nacht vor dem Sturme mit dem Generalmajor v. Raven in einer Scheune an der Büffelkoppel. Er saß an einem Tisch, und ich schlief auf Stroh an der Erde. Ich wurde in der Nacht bei Gelegenheit der Ankunft von Ordonnanzen, Befehlen ꝛc. wohl einige 20 mal durch den General geweckt, um Auskunft zu geben, wo und wie die fragliche Sturmkolonne zu finden sei. Der General amüsirte sich über meinen Schlaf, da ich, wie er mir erzählte, jedesmal nach dem Erwachen gleich munter gewesen, bestimmte Auskunft ertheilt habe und dann eingeschlafen sei, sobald mein Kopf nur das Stroh berührte. Als wir uns früh trennten, da ich zum Oberst

Mertens befohlen war, bat er mich mit Handschlag, ihm zur Seite zu stehen, wenn er mit seinen Reserven (18. und 8. Regiment) gegen den rechten Flügel der Schanzen vordränge.

Der Sturm. Nach fast durchwachter Nacht traf ich am Sturmtage von Düppel am 18. April früh 8 Uhr beim Oberst Mertens ein, wo der Stab schon versammelt war. Ich lag mit den Herren und Offizieren der Sturmkolonnen (u. A. auch Leutnant Stoephasius) hinter dem Revers der dritten Parallele, die zur Aufnahme der Sturmkolonnen bis auf 20 Fuß erweitert worden war. Es war ein feierlicher Moment, besonders für unsere junge Armee, die in wenigen Minuten ihre erste ernste Feuertaufe erhalten sollte. Ein furchtbares Geschützfeuer war den ganzen Morgen unterhalten worden, um den Sturm vorzubereiten. Punkt 10 Uhr (die Uhren waren gestellt) brachen alle sechs Kolonnen gleichzeitig hervor, während plötzlich das Feuer der Batterien schwieg. Binnen 10 Minuten waren die ersten Schanzen im Laufschritt erstürmt und nur um die Emplacements wüthete noch der Kampf.

Major Graf Finckenstein (18. Regt.), Hauptmann Schotte und Leutnant v. Brodowski (Ingenieurkorps) waren schwer verwundet in die Parallele gebracht worden und die Leiche des Leutnants Lommatzsch (Ingenieurkorps) wurde eben auf einer Bahre herbeigebracht, als ich die Reservekolonnen des Generals v. Raven hervorstürzen sah, gefolgt von der braven märkischen Artillerie. Da ich mein Versprechen gegeben hatte und meine Gegenwart hier in der Parallele nichts nützen konnte, ich aber Oberst Mertens nicht fand, bat ich mehrere Herren des Stabes, mich bei ihm zu entschuldigen, und begab mich über Schanze 5 nach vorwärts.

Der „Rolf Krake" beschoß eben Schanze 2 und unser Vorterrain. Außer Verwundeten traf ich den Grafen

Eberhard Stolberg, mitten im stärksten Feuer den Verwundeten Hülfe und Stärkung bringend. „Gott segne Sie, tapfrer Graf!“ sagte ich zu ihm. Er gestand mir später, daß selten Worte ihm so angenehm ins Ohr geklungen hätten.

Ich traf auf Schanze 5 Leutnant v. Fedkowicz noch ganz außer Athem, die Offiziere der Garde im Begriff, sich in dem Werke einzurichten und alle sehr betrübt über den Tod des Majors v. Beeren, der nach Einnahme der Schanze von einer verlorenen Kugel getroffen wurde. Dann eilte ich über Schanze 7 nach der Düppelmühle zu und traf den Premierleutnant v. dem Knesebeck, Adjutanten des Generals v. Raven, der mir von Weitem schon zurief und winkte. Bald hatte ich ihn in dem schlammigen Boden eingeholt, und er sagte mir, daß der General vorn bei der Batterie stände und sich außerordentlich freuen würde, mich zu sehen.

Doch kaum waren wir einige Schritte gegangen, als der General, am Fußgelenk schwer verwundet, uns entgegen getragen wurde. Wir halfen sofort dem Vizewachtmeister v. Gersdorf (fiel 1866) und mehreren Leuten, den General in einer schweren dänischen Decke weitertragen, während die Granaten um uns in dicken Haufen einschlugen. Da der General sehr schwer war, und wir keine ordentlichen Handhaben hatten, mußten wir Leute der Brigade requiriren, die anfangs nur ungern ihre sicheren Deckungen verließen. Nachdem ein Arzt aufgetrieben und Johanniter benachrichtigt waren, bat mich der General, eine Ambulanz zu besorgen und dem Prinzen Friedrich Karl seine Verwundung zu melden. Ersteres that ich, das Zweite unterließ ich thörichterweise, da der Major Graf Waldersee mir sagte, daß der Prinz die Verwundung schon erfahren hätte. Mein Ehrgefühl hatte den stechenden Schmerz zu erleben, daß ich wegen meines Vorgehens mit der Brigade Raven von dem

Oberst Mertens, nach seiner Auffassung wohl nicht mit Unrecht, rektifizirt wurde.

Als ich später an das große Lazareth (Amputationsstation) kam, sagte der berühmte Professor Dr. Middeldorf zu mir: „Können Sie mir nicht sagen, ob es wahr ist, daß der Leutnant Scheibert gefallen ist; ich kenne seinen Vater sehr gut, und er steht bei Ihrer Waffe!“ „Das kann ich Ihnen sehr genau sagen,“ erwiderte ich, „er befindet sich so munter wie ich, denn mein Name ist Scheibert, und ich bin auch der eben erwähnte Todte.“

Nachher traf ich den General v. Raven auf einem Ambulanzwagen in Begleitung eines Arztes. Er ließ das Fahrzeug halten, reichte mir mühsam die Hand heraus, bedankte sich nochmals für Alles, was ich für ihn gethan hätte, und nahm mir das Versprechen ab, ihn öfter im Lazareth zu besuchen. Dies konnte ich leider nicht erfüllen, denn es wurde sofort jeder Besuch des Generals streng untersagt; der heldenmüthige Führer starb nach einer nothwendig gewordenen zweiten Amputation.

Ich war von Oberst Mertens, dem ich nur während der Belagerung zugetheilt war, gegen Abend entlassen, schwang mich deshalb zu Pferde, ritt die ganze eroberte Stellung entlang von Schanze Nr. 5 bis 1 und kehrte abends in das vereinsamte Stabsquartier Nübel zurück.

Waffenstillstand. Am 19. war Waffenstillstand und Besichtigung des Schlachtfeldes, wobei wir bis zum Brückenkopf ritten und uns mit den Dänen unterhielten. Ich wurde in das Hauptquartier nach Flensburg zitirt.

Am 21. war die große berühmte Düppelparade vor Seiner Majestät dem Könige. Obgleich ich mit den meisten Mitgliedern des Stabes am 22. mit dem Rothen Adler-Orden dekorirt wurde, hatte ich doch die unbehagliche Vorausahnung, daß all mein hingebender Diensteifer mich infolge der verschiedenen angedeuteten Reibungen nicht das militärische Ziel erreichen lassen würde, das

ich damals erstrebte, und das mir für „Amerika“ in Aussicht gestellt war, nämlich in den Generalstab zu gelangen. Gott weiß, ob nicht zu meinem Glücke!

Fahrt mit Bismarck. Am 22. früh riß Jemand an meiner Klingel; ich sprang auf, weil ich wirklich glaubte, es wäre ein Unglück passirt. Da stand der junge Wrangel (Großneffe des Feldmarschalls, jetzt Rittergutsbesitzer auf Hainichen) vor der Thüre und sagte: „Scheibert, du hast doch ein tolles Glück! Bismarck ist gestern Abend angekommen und er hat dich vom Alten erbeten, um ihn durch die Schanzen zu führen. Morgen früh Punkt 6 Uhr sollst du ihn abholen!“

Ich konnte vor Freude kaum schlafen, und zur bestimmten Stunde stand ich in der Stube des in der Armee so hochgefeierten Mannes, denn er war durch die charakterfeste Durchsetzung der Reorganisation und dadurch, daß er uns einen frischen Krieg und Thaten verschaffte, der Mitbegründer unserer Größe geworden.

Ich fand ihn mit dem Legationsrath v. Keudell in seiner Wohnung zur Abfahrt bereit. Der Minister im alten Filzhut und Militärüberzieher fragte, als ich ihn erstaunt anblickte, halb scherzend: „Nun, Leutnant Scheibert, wofür würden Sie mich halten, wenn Sie mir auf der Straße begegneten?“ Ich sagte: „Für einen Registrator, der gern zeigt, daß er auch Landwehroffizier ist“, was ihn ungemein amüsirte.

Wir fuhren unter sehr interessanten Gesprächen nach Düppel. Ich mußte viel von Amerika erzählen, doch schien es mir, als suchte Bismarck das Gespräch auf dem leichten Konversationston, in welchem er Meister ist, zu halten.

Doch dies genügte mir nicht, ich wünschte, mehr zu erhalten, und versuchte stets von Neuem, ihn zu fesseln und ihm Urtheile zu entlocken. Erst als ich auf seine Bemerkung hin, daß man glaube, die Konföderirten

wünschten den Prinzen Alfred von England als Monarchen zu haben, bemerkte, daß das nicht der Fall sei, ich dies auch für ein Unglück halten würde, wurde er aufmerksam. Auf seine fragenden Augen antwortete ich etwa: „Die Amerikaner sind in der »Republik« groß geworden, sie ist die historisch-organisch entstandene Regierungsform; Alles, selbst die Erziehung der Jugend zielt auf diese Staatsform hin. Es sei meiner Ansicht nach Revolution, wollte man auf diesen Stamm eine Monarchie aufpfropfen!" Sehr lebhaft klopfte der Minister dem Herrn v. Keudell auf die Schulter und sagte: „Sehen Sie, mein altes Wort: Konservativ ist nur das historisch Gewordene, die amerikanische Republik ist eine konservative Form, Napoleons Kaiserreich ist eine Revolution, die englische Konstitution ist konservativ, unsere revolutionär ꝛc." Dann ließ er auch in Weiterem seinen Ansichten freien Lauf.

Einige seiner Aussprüche sind werth, wiedergegeben zu werden.

Er sagte mir: „Diesmal werdet Ihr mit mir zufrieden sein. Und Fett muß für Preußen abfallen, es soll nicht wieder heißen, daß die Feder verdarb, was das Schwert erwarb."

Die Sprache sei dazu da, um die Gedanken zu verbergen, wäre augenblicklicher diplomatischer Grundsatz, d. h. die Lüge ein Prinzip. Solle nun die Lüge, die jeden Stand schändet, einen der vornehmsten Stände schmücken und dessen Glieder zu Schuften erniedrigen?

„Komisches Volk, die Engländer" sagte er. — „Da wird der Minister Russell im Hause der Pairs interpellirt durch einen der Lords, der ihn auffordert, Preußen wegen der völkerrechtswidrigen Beschießung von Sonderburg (welches bekanntlich mit dänischen Batterien bespickt war) zur Rechenschaft zu ziehen. Mich verschnupfte besonders dieser letzte Ausdruck, als einer meiner Räthe mir die Interpellation zeigte, und war neugierig, was noch kommen würde. Richtig, nach acht

Tagen hatte ich einen Brief in Händen, in welchem aber die infam prätentiöse Interpellation wirklich angezogen war.

Mich ärgerte dies, und ich that etwas, was in dem diplomatischen Verkehr unseres Jahrhunderts wohl noch nicht vorgekommen ist; ich zerriß den Brief und warf ihn einfach in den Papierkorb. Dieses England mit seinen paar Tausend Mann Linientruppen und seiner — dadurch halb gezwungenen — Nicht-Interventionspolitik ist eine ganz gleichgültige Großmacht, die sich nur durch ewiges tantenhaftes Bevormunden einen gewissen künstlichen Einfluß geschaffen hat, den man auf seine reale Grundlage wieder zurückführen muß. Aber weiter:

Was zu erwarten war, traf ein. Nach 3 bis 4 Wochen kam ein zart gefaßter Mahnbrief, der uns aufforderte, die wahrscheinlich in Vergessenheit gerathene Note gütigst baldigst beantworten zu wollen. Der zweite Brief wanderte zum ersten, und ich war nun wirklich begierig, zu hören, was England thun würde, aber das nun Geschehende ging doch über meine Vorstellung. Denken Sie sich, dieser Herr Minister Russell wird von dem schon erwähnten sehr ehrenwerthen Lord noch einmal um die Beantwortung der Interpellation gemahnt, und Ersterer erklärt sich bereit, dieselbe sofort zu beantworten, indem er den Fall für erledigt erklärt, da er von Preußen die befriedigendsten Erklärungen erhalten hätte.

Kann ich den Minister Russell noch für eine Größe halten, mit der man überhaupt noch rechnet, und wie soll ich ihm meine Mißachtung ausdrücken, wenn ich einmal das Unglück hätte, ihm persönlich zu begegnen?"

Als ich mit dem Minister über den Ekensund gesetzt war, begegnete mir Major v. Hertzberg, der mir gewogen war und oft erklärt hatte, daß der Großherzog von Mecklenburg, sein Chef, sich für mich interessire und mir sicherlich einen Orden geben würde, wenn er mich

persönlich kennen lernte. „Heute", sagte er, „ist die Gelegenheit!" — „Nein!" lachte ich, „hinter mir folgt das Hinderniß!" — „Und welches?" — „Herr v. Bismarck!" — „Ja, allerdings!"

Der Großherzog von Mecklenburg, ebenso wie später der Prinz Friedrich Karl, umarmten den Minister mit großem Feuer, wie überhaupt derselbe hoch gefeiert wurde, wo er sich sehen ließ, denn wir Alle in der Armee fühlten damals schon, wie viel wir ihm schuldeten.

Nachdem ich den Minister und seinen Begleiter von Schanze 1 bis 4 geführt hatte, da man von dort aus das übrige Schlachtfeld übersehen konnte, und als von Alsen herüber stark gefeuert wurde, fuhren wir auf dem elenden Leiterwagen nach Hause, aber erst nachdem ich Bismarck dringend gebeten hatte, sich den herüberkommenden Geschossen nicht zu exponiren, wozu er große Lust bezeugte. Als wir in Flensburg ankamen, sprang ich, als wir an meiner Hausthür vorbeifuhren, über die Leiter des Wagens auf die Straße, grüßte nochmals den Minister, der über meinen Sprung herzlich lachte, und verschwand in meinem Quartier um 3 Uhr Nachmittags.

Nachdem zwei Tage mit Abwickelung von Geschäften in Flensburg hingebracht waren, wurde das Hauptquartier nach Veile verlegt, wohin wir mit Relais in einem Tage fuhren. Dort wurde ich der Garde-Division zugetheilt und erhielt den Auftrag, die gänzlich zerrütteten jütischen Bahnen in Ordnung zu bringen. Für meine speziellen Besorgungen formirte ich mir wieder einen Brückentrain von 80 Fuß Länge (Pfahljochbrücke), marschirte über Skanderborg nach Aarhuus und setzte mich dort mit 1 Unteroffizier und 2 Pionieren auf eine Draisine, um die Bahn zu inspiziren. Wir fuhren nach Randers und dann nach Viborg, alle kleineren Schäden selbst reparirend, die größeren unter Androhung von Repressionen den anliegenden Ortschaften übertragend, die auch gewissenhaft ausgeführt wurden.

Am 3. Mai blieb ich in Viborg, um ein Detachement abzuwarten, welches ich telegraphisch nach Skive beordert hatte, um die daselbst stehenden Lokomotiven herbeizuschaffen. Dies Detachement kam statt mit Lokomotiven mit vier — Tendern zurück.

Da ich inzwischen herausbekommen hatte, daß die Lokomotiven zum Theil zerstört seien, so bat ich telegraphisch das Oberkommando, mir 20 Maschinenbauer aus der Heimath zu requiriren, erhielt aber hierauf keine Antwort. Ich stellte inzwischen die Fahrbahn wenigstens zum Gebrauch für eine Pferdebahn her und ging dann nach Randers, um in telegraphischem Verkehr mit dem Hauptquartier zu bleiben; dort traf mich der Befehl, mich beim General Vogel v. Falckenstein zu melden, der das neu formirte kombinirte VII. Armeekorps übernommen hatte. Ich gehörte fortan zu dessen Stabe.

Im Stabe des Generals Vogel v. Falckenstein. Ich hielt ihm sofort Vortrag über die Lage der Eisenbahnen, daß Alles in Ordnung sei und nur die Lokomotiven irgendwo verborgen und wahrscheinlich zerstört wären.

Den Ingenieur der englischen Gesellschaft wußte ich in mein Vertrauen zu ziehen, und es gelang mir, ihm in einer schwachen Stunde mit Sekt das Geständniß zu entlocken, daß die Lokomotiven nicht verletzt, nur wichtige Theile derselben bei Skive verborgen seien.

Nicht gering war sein Schreck, als ich ihm des anderen Morgens zu Leibe rückte und befahl, mit mir nach Skive zu fahren, um mir die Sachen herbeizuschaffen. Er meinte, das so schon so schlechte Verhältniß mit den Dänen würde dann für die Gesellschaft ein unmögliches werden, und er wahrscheinlich seine Stelle verlieren, wenn er mich begleitete. Da mir der sonst vortreffliche Mann, den ich außerdem noch brauchen mußte, leid that, so sagte ich: „Aber wenn ich Sie mit Gewalt zwinge, kann doch kein Mensch dagegen etwas einwenden!“

„Ja, dann bin ich bereit," erwiderte er, „aber das Zwingen muß mit Oſtentation geſchehen, ſonſt hilft es auch nicht viel!"

Da der General v. Falckenſtein mir dazu ſofort eine Kompagnie und eine Schwadron zur Verfügung ſtellte, wurde der Ingenieur in aller Form arretirt, in einen Wagen gebracht, in den ich mit hineinſtieg, und ſo mit Eskorte durch die Stadt gebracht, an jedem Wagenſchlage ritt ein blauer Huſar mit geſpanntem Karabiner einher. „Sind Sie nun zufrieden?" fragte ich ihn, als aus allen Fenſtern patriotiſche Däninnen, die glaubten, mein Begleiter würde mindeſtens gehenkt, mit weißen Taſchentüchern Lebewohl winkten. „Bringen Sie mich um des Himmels Willen nicht zum Lachen", bat er mich, „ſonſt iſt Alles verdorben. Der Zwang iſt vortrefflich arrangirt!"

Bald nachdem wir aus der Stadt heraus waren, wurde die Eskorte mit der Weiſung entlaſſen, durch ein anderes Thor wieder zurück zu marſchiren, und ich fuhr dann allein mit ihm nach Viborg, wo wir auf ſein Geheiß wiederum einen Obermaſchiniſten durch Zwang oder mit „Emphaſis", wie der Engländer ſich ausdrückte, feſtmachten und mit nach Skive nahmen.

Meine Leute waren mit Draiſine dorthin gekommen. Drei Lokomotiven und wichtige Theile wurden vorgefunden und zum nächſten Morgen 120 Pferde zum Transport der Lokomotiven nach Aarhuus, wo eine Maſchinenwerkſtätte war, requirirt. Wichtige Theile fehlten noch immer. Am Morgen meldete mir der Unteroffizier, daß die Draiſine geſtohlen ſei, die wir nicht gut entbehren konnten. Ich ging an Ort und Stelle und ſah ſofort an den ſpöttiſchen Mienen mehrerer Leute, daß ſie um die Angelegenheit wußten. Neben der Bahnſtation lag das große ſtädtiſche Proviantmagazin ganz mit Stroh gefüllt. Ich zog die Uhr, überreichte einem Pionier meine Streichholzbüchſe und ſagte laut: „Wenn binnen jetzt und einer Stunde die Draiſine nicht hier

auf diesem Fleck steht, gebe ich Ihnen den strengsten Befehl, dies Magazin anzuzünden, ich habe in der Stadt zu thun!" Die Spötter wollten etwas sagen, ich schnitt ihnen das Wort ab, indem ich bemerkte, daß sie ja mit der Sache nichts zu thun hätten, und ging nach der Stadt. In einer Stunde stand natürlich die Draisine, von 20 Mann im Schweiße ihres Angesichts herbeigeschleppt, am bestimmten Orte, und die Lacher waren auf meiner Seite.

In Viborg fand ich bei der Kommandantur den Befehl vor, die Eisenbahnangelegenheit einem Anderen anzuvertrauen und unverzüglich nach Hobro behufs Rekognoszirung des Liim Fjordes zum General v. Falckenstein zu eilen. Wir marschirten nach Aalborg, beschossen die Schanzen jenseits des Fjordes, und ich erkundete die Zugänge zu den Ufern, maß die Breite ꝛc. und sammelte mir alle sonst nöthigen Notizen. Die Breite maß ich mit einem kleinen Taschenquadranten, den ich schon in Amerika mit Erfolg verwendet hatte.

Als wir in Aarhuus ankamen, traf uns die Nachricht vom Waffenstillstande am 12. Mai.

Ich hatte inzwischen aus den Aeußerungen des Ingenieurs und eigenen Beobachtungen die Gewißheit erhalten, daß die wichtigen Maschinentheile, die man mir noch vorenthalten hatte, nicht über die See nach Seeland entführt seien, sondern sicher in der Nähe von Skive vergraben wären. Es konnte daher der englischen Gesellschaft, welche hinlängliche Techniker und Werkstätten hatte, nur eine Kleinigkeit sein, die Maschinen wieder in Stand zu setzen und die Bahn dadurch nutzbar zu machen. Ich theilte beim Beginn des Waffenstillstandes dem General meine sicheren Vermuthungen mit und bat ihn, die englische Gesellschaft durch Repressalien, die man derselben für den Fall des Endes des Waffenstillstandes androhte, zu zwingen, während des Waffenstillstandes die Lokomotiven zu repariren.

Der General ging auf meinen Vorschlag, mit Sprengung der Langaa-Gitterbrücke, die der Gesellschaft 120 000 Thaler gekostet hatte, zu drohen, bereitwillig ein, und mit deutlichen klaren Worten wurden der Bahndirektion unsere Bedingungen zugestellt.

In jenen Tagen war der General so freundlich, den Oberst Scherbening und mich, die wir beide nur wenige Tage nach der Hochzeit uns von unseren Gattinnen hatten trennen müssen, aufzufordern, unsere Frauen während des Waffenstillstandes nach Aarhuus kommen zu lassen. So fuhren wir denn den telegraphisch avertirten Gattinnen auf Relais bis Flensburg entgegen, wo wir sie am 16. Mai (meinem Geburtstage) auf dem Bahnhof empfingen. Wir fuhren in lustiger Stimmung, zwei Pärchen, nach Aarhuus. Ich und meine Frau wohnten im Havnhotel, wo wir sechs fröhliche Flitterwochen verlebten und täglich auf dem Lande in den schönen Buchen- und Eichenwäldern bei Aarhuus (ich hatte drei Wagenpferde und ein Reitpferd) oder auf des Wirthes Schaluppe zur See in der köstlichen Bucht spazieren fuhren. Der General v. Falckenstein war unsere erste Visite und erster Gast, und alle Kameraden bemühten sich, unseren Aufenthalt auch durch häufige Ständchen angenehm zu machen. Auch das gediegene liebenswürdige Ehepaar Scherbening trug viel zur Erhöhung unseres Glückgefühles in jenen Tagen bei.

Als der Waffenstillstand plötzlich und gegen Vermuthen zu Ende ging und die Feindseligkeiten wieder begannen, waren wir in der größten Verlegenheit, wie wir unsere Frauen nach Hause schicken sollten, da die Straßen mit marschirendem Militär überfüllt waren. Es blieb uns nichts übrig, als der Bekanntschaft eines dänischen Professors, dem Oberst Scherbening einen Dienst leistete, zu vertrauen und ihm unsere Frauen, die mit dänischen Pässen versehen waren, mit dem letzten

Dampfer nach Kopenhagen bei furchtbar stürmischem Wetter zu senden. Nach manchen Fährlichkeiten kamen sie dort auch an, benutzten dann einen neutralen schwedischen Dampfer, um nach Lübeck zu gelangen, wo sie endlich Gelegenheit fanden, den geängsteten Gatten ihre glückliche Ankunft zu berichten.

---

3. Bis zum Frieden.

Der Krieg beginnt von Neuem. — Uebergang über den Liim Fjord. — Der Wüstenritt nach Skagen. — Der Stab des Generals Vogel v. Falckenstein. — Eine verfehlte Eroberung. — Der Rückmarsch.

Der Krieg beginnt von Neuem (28. Juni). Während des Waffenstillstandes hatte ich die Beamten der englischen Eisenbahngesellschaft wiederholt ersucht, die herbeigeschafften Maschinentheile anzuschrauben, und kündigte ihnen an, daß, wie angedroht, im Falle der Unterlassung am ersten Tage der Wiedereröffnung der Feindseligkeiten ihre Eisenbahnbrücke über die Langaa einfach in die Luft fliegen würde. Sie lachten nur und meinten, der Friede würde sicher kommen.

Als der Waffenstillstand unerwarteterweise gekündigt wurde, ersuchte der General Vogel v. Falckenstein in meiner Gegenwart den Direktor, einen Zug auf dem Bahnhof bereit zu stellen. Als dieser betheuerte, daß das nicht möglich sei, befahl der General, sich zu mir wendend, daß die Brücke über die Langaa alsbald zu sprengen sei. „Morgen Abend um 7 Uhr kann dies geschehen!“ antwortete ich.

Unten hielt bereits ein Wagen mit einigen Zentnern überflüssig eingetroffener Haubitzkartuschen und mit einigen Pontonieren. Mineure hatte ich nicht zur Verfügung. Wir fuhren nach der Brückenstelle. Ich ließ mit Picke und Spaten die Pfeilermauern lockern, auf denen die

Blechgitter der Brücke ruhten, füllte die vier Minenlöcher mit je einem Viertel des vorhandenen Pulvers, machte aus gefundenen Pustrohren, mit erbettelter Zigarrenlunte vier Zündleitungen und sprengte zur angegebenen Zeit in Gegenwart zahlreicher herbeigekommener Offiziere die vier Pfeiler, die sich kunstgerecht mit den Trägern seitwärts legten und in den Fluß hinabfielen.

Die ebenfalls anwesenden Engländer schimpften tüchtig, da ich ihnen aber in ihrer Ursprache ihren Standpunkt logisch ganz klar legte und ihren Unverstand vor Augen hielt, wurden sie stutzig und konnten nicht umhin, mir in gewisser Weise recht zu geben; ja sie halfen nicht nur bei weiteren Zerstörungsversuchen mit kleinen Sprengladungen, sondern baten mich sogar, die Trümmer zu betreten, da sie beabsichtigten, die grausige That für ein Londoner Blatt photographiren zu lassen. Ich prangte also in irgend einem „Illustrated" in effigie als ruchloser Zerstörer dieses Kunstwerkes.

Merkwürdigerweise amüsirten sich die Dänen, die bei dem Bau der Bahn tüchtig über das Ohr gehauen waren, weidlich über die der Gesellschaft angethane Chikane.

Ein Zwischenfall war etwas aufregend. Ich hatte, ohne alle technischen Mittel mich befindend, das Pulver lose auf eine kleine Handlowry schütten, gegen den Nebel mit Werg bedecken lassen und die Annäherung an den Ort verboten. Plötzlich packte, ohne ein Wort zu sagen, der Pioniersergeant mit entsetzter Miene krampfhaft meinen Arm und starrte nach der Lowry. Dort standen zwei Offiziere, der eine tastete, nichts ahnend, mit der Hand im Werge, während eine brennende Cigarre zwischen seinen Fingern spielte. Ich sagte, um ihn nicht zu erschrecken, so ruhig ich vermochte: „Lieber Roon, wollen Sie so gut sein und auf einen Augenblick herkommen?", brüllte aber, sobald er von der gefährlichen Stelle fort war: „Herr Kamerad, sind Sie des Teufels?

Auf der Lowry liegen drei Zentner loses Pulver!" Der Schreck des jungen Offiziers war so groß, daß ich froh war, ihn in so gelinder Form wie möglich angesprochen zu haben.

Uebergang über den Liim Fjord. Am 1. Juli kam der Befehl an General v. Falckenstein, mit der Vorhut über den Liim Fjord zu gehen, um die im Vendsyssel (so heißt der kleine Landstrich nördlich des Fjordes) etwa noch verbliebenen Kavallerieabtheilungen oder sonstige Truppentheile abzufangen, auch die über den Fjord ausgeführten Streifereien zu ersticken. Der Uebergang sollte auf Kähnen stattfinden, zu deren Bereitstellung ich 100 Fahrzeuge aus allen Küstengegenden und Binnenseen zusammentrieb, die auf Wagen verladen und in Hammerhoï gesammelt wurden — eine zum Theil interessante, zum Theil herzbrechende Arbeit.

Am 10. Juli kam ich am Fjord an, der etwa drei Kilometer breit ist und starke Strömung zeigt. Sofort wurde das erste Boot mit einer kleinen Abtheilung 50er unter Kommando des Leutnants v. Boguslawski (jetzt Generalleutnant z. D. und bekannter Militärschriftsteller) zur Erkundung hinübergeschickt. Mit demselben fuhr von unserem Stabe der Leutnant v. Lorck (Garde-Husar) als Dolmetscher. Es war eine nicht gefahrlose Sache, mit einem kleinen Boote einem vielleicht vielfach überlegenen Feinde entgegen zu fahren.

Das andere Ufer aber wurde, wie allerdings zu vermuthen war, unbesetzt gefunden. Mir war vom General v. Falckenstein die Leitung des Ueberganges, zu dem ich Alles vorbereitet hatte, übertragen worden. Doch kam an demselben Tage das Hauptquartier des Prinzen Friedrich Karl (des Nachfolgers Wrangels im Oberkommando) in Aalborg an, und Oberst Mertens übernahm sofort die Leitung, ohne auch nur ein Wort zu mir darüber zu verlieren, daß er lediglich meine Arbeit fortsetzte.

General v. Falckenstein ließ sich mit seinem ganzen Stabe ebenfalls übersetzen, da er wenigstens die Verfolgung leiten wollte, und nahm mich mit, da ich ja am Liim Fjorde überflüssig geworden sei. Dem Stabe des Generals gesellten sich Prinz Albrecht (Vater) mit Adjutanten und einige Mitglieder des Hauptquartiers des Prinzen Friedrich Karl bei. Ich entsinne mich u. A. des Oberstleutnants v. Bernuth, des Rittmeisters v. Zieten (fiel 1866) und des Leutnants Krell.

Der Vormarsch ging eilig vorwärts, da wir einen Theil der Infanterie auf Wagen gesetzt hatten; zugleich aber so sorglos, daß oft einige Pferdeburschen mit Handpferden die Spitze bildeten, hinter denen die Stäbe einhertrabten.

An einer Stelle wurde eine uns entgegenfahrende Kutsche, in der ein anständig gekleideter Herr saß, von den an der Spitze reitenden beiden (8.) Husaren angehalten, und diese mußten den Kutschpferden sogar mit Gewalt in die Zügel fallen, weil der Insasse durchaus nicht Ordre pariren wollte. Als der General den Herrn zur Rede stellte, sagte der Angeredete, der sich offenbar Muth getrunken hatte: „Ich bin der Hardesvogt (Landrath) von Säby, mir gehorcht das ganze Land, so weit das Auge reicht!“ Dabei schlug er einen großen Kreis mit seinem Arme. Als der General dem sehr gespreizt thuenden und immer dreister werdenden Herrn anzeigte, daß er vor dem Prinzen Albrecht stände, sagte jener: „Freut mich sehr, Ihre werthe Bekanntschaft zu machen, ich heiße X ... Und mit wem habe ich noch die Ehre?“ fragte er, den General anblickend: „Ich bin der General v. Falckenstein!“ — „Ich danke sehr, Herr Graf!“ lachte der vergnügte Pascha des Vendsyssels. — „Graf bin ich nicht!“ sagte der ärgerlich werdende General. — „Na, das kann noch kommen!“ spottete der Däne, auf die Standeserhöhung Wrangels anspielend. Da der Mann immer unverschämter wurde, wurde er in Säby in Haft genommen.

Als er aber am anderen Morgen, ernüchtert, reu- und wehmüthig pater peccavi sagte, wurde er um so lieber entlassen und in sein Amt wieder eingesetzt, als wir aus Erfahrung wußten, daß die dänischen Beamten viel Verwaltungstalent besaßen und die Requisition, Verpflegung ꝛc. außerordentlich erleichterten. Auch diesmal hatte der General allen Grund, seine Milde nicht zu bereuen, der Landesvogt war ein recht brauchbarer Beamter.

Der Volksstamm nördlich des Liim Fjords ist ein friesischer, der im Gegensatz zu dem blonden, blauäugigen Jütländer brünett und lockig ist und sich auf der schmalen Grasschicht im Westen Jütlands bis nach dem Norden hinauf verbreitet hat. Die Leute waren uns offenbar zugethan und hatten wenig Sympathie für die Dänen. Zwischen der fruchtbaren, wald- und seenreichen Ost- und der kümmerlichen Westküste erstreckt sich eine wüste Steppe, die „Geest", die nur kleinen Schafheerden kümmerliche Nahrung bietet.

Als wir in Frederikshavn anlangten, hatten sich die besten Truppen der dänischen Nachhut dort soeben eingeschifft.

Der Wüstenritt nach Skagen. Unserem Vormarsch in den Vendsyssel hatte sich wie erwähnt Prinz Albrecht (Vater) angeschlossen, dessen ganzer Persönlichkeit ein Mann wie der geniale General Vogel v. Falckenstein sympathisch sein mußte. Er lud, als er von des Letzteren Absicht hörte, der nördlichen Spitze von Dänemark einen Besuch zu machen, den ganzen Stab zu einem Frühstück in der Stadt Skagen ein.

Eines Morgens in aller Frühe setzten wir uns in Marsch, Jeder von uns mit je zwei Pferden. Begleitet wurden wir von einer Schwadron 8. Husaren, von denen wir die Hälfte auf dem halben Wege, bei Aalby, als Etappen stehen ließen, während wir mit den besten Pferden der Schwadron den Weg nach Skagen fortsetzten,

der von nun an einer Wüste glich. Nur lange Stangen, die aus den ewig wechselnden Sanddünen hervorragten, bezeichneten den Weg nach dem Ziele des Rittes. Tief im Sande wühlten die Pferde, und der wie ein Munitionswagen gestaltete vierspännige Küchenwagen des Prinzen machte tiefe Furchen in dem nachgiebigen Boden.

Endlich hatten wir von einer hohen Düne aus den unvergeßlichen Anblick auf das am Horizonte sich verlierende Meer. Rechts die Ostsee in ruhigem Azur liegend, links die Nordsee in grauer Unruhe weiße Schaumwellen schlagend, zwischen beiden sich vorstreckend die lange Sandzunge des Kaps Skagen. Unten an deren Wurzel lag das Städtchen Skagen, fast so alt wie die Dünen selbst, so verloren wie ein Leuchtschiff im einsamen Meere.

Dunkle Gerüchte hatten über dasselbe einen solchen Schauer von Novellen verbreitet, daß selbst die Dänen uns warnten, den Einwohnern zu trauen; sie sollten vom Strandgut und der Beute leben, die die gierige See ihnen häufig genug in den Schooß würfe. Ja, im Kirchengebete sollte sogar für „reiches Strandgut" eine bittende Strophe eingelegt sein.

Natürlich wurde die Stadt umstellt und auf einen Wink des Generals von den flinken Husaren gleichzeitig besetzt, die sofort am Rathhause eine Wache zu bilden hatten. Vor der Stadt lag das dänische Kriegsschiff „Slesvig" auf der Rhede, offenbar benachrichtigt von dem Unternehmen, denn es hatte Dampf auf. Einer unserer Herren kam auf den glücklichen Gedanken, den Küchenwagen des Prinzen, der von Weitem einem Geschütz ähnlich sah, an der Düne entlangfahren und blicken zu lassen, da die Nähe von Feldkanonen seit Eckernförde den Dänen nicht mehr angenehm war. Die Sache hatte den gewünschten Erfolg: der Dampfer, offenbar unwillkommene Kollisionen fürchtend, setzte sich langsam in

Bewegung und verschwand nach und nach in der Nordsee, jedoch nicht ohne die feierliche Aufhissung der österreichischen und preußischen Kriegsflaggen auf dem hohen Signalmast bei Skagen erleben zu müssen. Drei kräftige Hurrahs für die beiden verbündeten Herrscher begleiteten diesen Akt der Besitznahme.

Alles ging nun zu dem schmalen Sandstreifen, der Nord- und Ostsee trennt. Einen Fuß von der Nordsee, den andern von der Ostsee bespült, tauchte ich meinen Säbel, der von den Wogen des Potomac und Rappahannock, von den wilden Gewässern des Monocacy bei Gettysburg und von der See der Bermudas wie des Bahama-Archipels genäßt war, in die beiden hier sich vereinenden Meere.

Das liebenswürdige, im Städtchen hochverehrte Pfarrhaus war für den Stab als vornehmstes Quartier bezeichnet und in Beschlag genommen worden. Statt der biederen Predigerfrau aber hantirte der würdige, dicke, prächtige Koch des Prinzen in den Pfannen der Küche herum, und bald war ein einfaches aber delikates Frühstück servirt, dem nach dem strapaziösen Ritte wacker zugesprochen wurde.

Während wir bei Tische saßen wurde uns erzählt, daß ein alter Matrose sich vor der Thür befände, der die preußische Rettungsmedaille trage. Er wurde hereingelassen, erzählte in gutem Deutsch, das auch der Pastor sprach, daß er für die lebensgefährliche Rettung einer preußischen Brigg aus größter Gefahr jene Medaille erhalten habe. Da der Pastor berichtete, daß es dem alten Burschen schlecht ginge, so wurde sofort eine Tellersammlung veranstaltet, die in der Stimmung und bei der Stellung der zusammengekommenen Gäste natürlich eine so beträchtliche Summe ergab, daß wir die Sympathie der Bewohner uns im Fluge erobert hatten, wozu wohl auch die Gegenwart der schmucken Husaren im Städtchen beigetragen haben mag.

Der Pastor lachte, als ihm von den merkwürdigen Fabeln erzählt wurde, die über Skagen umliefen; er meinte, die Skagener seien so gute, wenn nicht bessere Christen als viele ihrer gutbeleumundeten Nachbarn; die Legende vom Kirchengebet aber sei eine alberne Mythe.

Nachdem wir uns alle in das Kirchenbuch eingetragen hatten, machten wir uns auf den Heimweg, begleitet von zahlreichen Bewohnern. Da meldete plötzlich Jemand, daß der Husarenleutnant N. vermißt werde und nicht aufzufinden sei. Natürlich wurde sofort umgekehrt, in breiter Front ausgeschwärmt und die Gegend nach der Stadt zu abgesucht. Großes Gelächter! Dort lag der vom Reiten und der Mahlzeit ermüdete, übrigens sehr schmucke Offizier friedlich entschlummert im Sande, umstanden von Schönen der Stadt, die nicht gewagt hatten, den rauhen Krieger zu wecken.

In bester Laune wurde der Rückweg angetreten, der dadurch noch eine Illustration bekam, daß der dicke Küchenchef, des Reitens müde, sich auf einen requirirten leichten Wagen gesetzt hatte, der die leeren Kisten trug. Trotz seiner von uns redlich bewunderten Balancirkünste warf der Wagen an einer hohen Düne doch um, und Chef und Kisten rollten um die Wette den sandigen Abhang hinunter, ein Anblick, der den ernstesten Hypochonder außer Fassung gebracht hätte. In der Nähe unserer Etappe sprengte ein Husar, ein Westfale, mit der erregten Meldung an den General heran: „Excellenz, wir haben soeben ein Dampfkiff zusammengeschossen!“ Und wirklich hatte bei Aalby ein dänischer Dampfer einen Landungsversuch offenbar in der Absicht unternommen, uns den Rückweg von Skagen abzuschneiden.

Die auf Wache stehenden Husaren hatten aber dem in Aalby zurückgelassenen Registrator, einem Jägerunteroffizier, Meldung gemacht. Dieser, mit einigen abgesessenen Husaren in den Dünen versteckt, hatte die Boote auf Schußweite herankommen lassen und ihnen nun eine

solche Ladung in ihr Gefährt gesandt, daß sie schleunigst Kehrt machten und auf ihr Schiff zustrebten, das denn auch selbst eiligst die offene See suchte.

So erreichten wir ohne Unfall Frederikshavn, um eine schöne Erfahrung des Lebens reicher. Ich aber schrieb später einmal den Ritt in der Form der alten Legenden in altdeutscher Mundart nieder, eine Dichtung, die beim Prinzen Albrecht großen Beifall fand. Der hohe Herr, den wohl jeder Soldat, der mit ihm in nähere Berührung kam, verehren mußte, hat bis an sein Lebensende durch Einladungen, Geschenke und allerlei freundliche Aufmerksamkeiten mir seine Huld bewiesen.

Der Stab des Generals Vogel v. Falckenstein. Diese Waffenruhen in Feindes Land, in denen man wenig Arbeit hatte, hatten durch die fröhliche Kameradschaft, die nun einmal unserer preußischen Armee eigen ist, auch ihre lichten Seiten. Um einen Begriff von unserem Leben zu geben, ist es nöthig, eine kurze Skizze unseres Hauptquartiers zu entwerfen.

Wenn ich an dieses denke, geht mir heute noch ein frohes Gefühl durch die Nerven, denn wir waren ja nicht nur auf gemeinsame Arbeit angewiesen, sondern auch gesellig auf einander gestützt, da wir im fremden uns übelgesinnten Lande bei monatelangen Waffenstillständen uns gegenseitig nicht nur ertragen, sondern sogar unterhalten mußten, was übrigens auf das Meisterhafteste durchgeführt wurde. Die Herren, die dieses lesen, werden verzeihen, daß ich sie hier persönlich vorführe.

Unser Kommandeur war der hochgebildete, kunstsinnige und energische, interessante General Vogel v. Falckenstein. Wenn ich die herrliche Persönlichkeit mir vergegenwärtige, muß ich mich stets über die Geschichtschreiber verwundern, die aus dem genialen General einen Kommißsoldaten machen wollen, der an

„Velleitäten“ hinge. Einige Beispiele mögen dieses Thema beleuchten:

Als ich mich bei ihm meldete, sagte der General nur: „Wir werden hier mehr amerikanische wie preußische Kriegführung machen.“ Als er hörte, daß im Feldzuge einer der Hauptleute langsamen Schritt drillte, gerieth er geradezu außer sich.

Einst sagte er mir: „Sie gewannen mein Herz, als Sie Ihren Vortrag über den amerikanischen Krieg mit den Worten begannen: »Meine Herren, wenn Sie glauben, objektive Geschichte zu hören, irren Sie sich, ich bin mit Leib und Seele Südländer gewesen; ich kann nur für eine Seite mich ganz erwärmen!«“

Ein strebsamer General bat ihn, während des Waffenstillstandes einer Manöverübung beizuwohnen, trotzdem ich dem mich fragenden Herrn dringend abrieth, dem alten Herrn Gelegenheit zu scharfer Kritik zu geben. General v. Falckenstein, wenn auch ärgerlich, konnte nicht gut ablehnen und erschien, allerdings schon in gereizter Laune. Das Manöver stellte einen Sturm gegen supponirte Schanzen dar, die aber so schlecht markirt waren, daß die Truppen sie verwechselten, eine allgemeine Verwirrung entstand und der Anmarsch von Neuem wiederholt werden mußte. Eine endlose Kritik folgte. Zum Schluß bat sich General v. Falckenstein das Wort aus und sagte etwa Folgendes: „Manöver sind immer unnatürliche Dinge, sie werden zur Karikatur, wenn zu ihnen noch große Suppositionen gemacht werden, aber wenn die Erklärung vor dem Manöver noch einmal solange dauert als das Manöver selbst und die Kritik noch länger als die Erklärung, dann werden sie einfach Unsinn!“ Sprach's und ritt von dannen.

Als ich eines Tages vom Urlaub zurückkam, war das Hauptquartier um zwei Meilen verschoben, mein Gepäck lag noch im alten Quartier, es war schon Dämmerung, und ich mußte mich an dem Abende noch melden.

Es herrschte zwischen dem General und seinem Stabe, wenn nicht strenger Dienst war, auch in Bezug auf Anzug der zwangloseste Ton. Nur bei Meldungen verlangte er strengstens die Anlegung des Helmes. Ich war in Mütze und mein Helm weit weg im Dorfe, ein anderer nicht aufzutreiben und ich in recht arger Verlegenheit. Ich sah deshalb durch das Parterrefenster des Quartiers in das Vorzimmer, in der Hoffnung, eine Ordonnanz zu finden, bemerkte zu meiner Freude den Helm des Generals oben auf einem hohen Spinde stehen und beschloß nun, trotzdem der seinige gelben, meiner weißen Beschlag hatte, in der Schummerstunde mich mit der fremden Feder zu schmücken. Den Diener Sr. Excellenz bat ich um ein Glas Wasser, um ihn los zu werden, und benutzte dessen Abwesenheit, um mir einen Stuhl an das hohe Spind zu stellen und den Helm herunter zu langen. Dann ließ ich mich anmelden, ließ den Helm halb hinter dem Rücken spielen, so daß der alte Herr, der danach sah, ihn als solchen auf der Schattenseite meiner Person erkennen konnte. Nach gemachter Meldung ließ ich mit einem geschickten Schwunge den Helm wieder nach vorn fliegen und empfahl mich mit einer schnellen Verbeugung. Den Diener draußen schickte ich nochmal nach Wasser, da mir kein geistreicherer Gedanke einfiel, applizirte schleunigst das geraubte Gut wieder an seinen Platz, stellte den Stuhl zurecht und ging meinen Weg heimwärts.

Als ich sieben Jahre später auf die gütige Einladung des alten Herrn mich von den Folgen meiner Verwundung in Dolzig erholte, sagte er zu mir eines Tages: „Lachen Sie nicht, Scheibert, aber mich verfolgt noch immer eine mysteriöse Geschichte. Sie kamen eines Tages von Urlaub, gingen in Mütze an meinem Fenster vorbei, verließen mein Haus in Mütze und doch haben Sie sich bei mir im Helm gemeldet. Ich habe Wilhelm gefragt, ob Sie einen Burschen bei sich gehabt hätten. „Niemand ist da gewesen!“ antwortete er. „Aber er hat sich doch im

Helm gemeldet?" Wilhelm wußte nichts. Ich ging wohl sechs Mal vor die Thür und wieder hinein. Nun erklären Sie mir, wie hing die Geschichte zusammen?" Als ich ihm ehrlich meinen leichtsinnigen Streich bekannte, sah er mich erst ganz verdutzt an, brach dann aber in ein herzliches Lachen aus. „Wenn's Ihnen aber mißlungen wäre?" sagte er drohend. „Excellenz, der Soldat, der sich vor dem Mißlingen fürchtet, kann ja nie eine Attacke riskiren," warf ich ein und hatte damit den alten Herrn ganz besiegt.

Sein Stabschef war der Major Graf Wartensleben, der stets bereit war, bei Spiel und Jagd sich ganz und voll zu betheiligen. Er war bekanntlich die leitende Hand im Jura-Feldzuge, Mitarbeiter am Generalstabswerk, später kommandirender General des III. Armeekorps und lebt nun auf seinem Gute Carow. Ihm zur Seite stand der launige, heitere und stilgewandte Hauptmann Graf v. Hardenberg (jetzt in Potsdam weilend), der ein belebendes Element im Stabe bildete. Die beiden Söhne des Generals, Egbert (damals im österreichischen Regiment Ramming) und Max v. Falckenstein, waren die aufmunternden Geister, voller Humor und witziger Einfälle. Letzterer war ein mir besonders sympathischer Offizier, dessen hohe Gaben und edle Gesinnung bekannt sind. Leutnant v. Lorck von den Garde-Husaren war der Hofmarschall des Hauptquartiers, der alle Jagden, Ausfahrten, Ritte, Korsos ꝛc. auf das Geschickteste arrangirte. Ferner gehörten der 1870 gefallene Oberstleutnant v. Scherbening von der Artillerie und von Seiten des Ingenieurkorps meine Wenigkeit zu dem Stabe.

Später kam dazu der liebenswürdige Leutnant v. Maliszewski, der durch sein bedeutendes musikalisches Talent die Abende belebte. (Er war zuletzt Kommandeur des 101. Regiments in Mannheim.)

Dem Stabe attachirt war als Civilgouverneur Prinz Karl zu Hohenlohe-Ingelfingen (der bekannte einstige Landrath in Lublinitz), ein aufgeweckter, witzsprudelnder Gesellschafter, der in lebhaftestem Kontraste zu dem pedantischen und selbstbewußten Geheimen Staatsrath v. Halbhuber, von österreichischer Seite, stand, der schließlich sich mit dem General v. Falckenstein aus dienstlichen Rücksichten ganz entzweite. Ihm zur Seite standen die Regierungsassessoren (Leutnants der Reserve) Graf d'Haussonville, zuletzt Regierungspräsident in Kassel, jetzt gestorben, und Graf Hue de Grais, zuletzt dieselbe Funktion in Potsdam bekleidend.

Von diesem Stabe sagte mir einst der alte General, daß er noch nie in solch anmuthender Gesellschaft gewesen sei. „Im Dienste", setzte er hinzu, „wart Ihr wie die Bulldoggen, die man auf eine Arbeit hetzt. Da war Temperament in der Sache!"

Um unser Leben im Waffenstillstande zu beschreiben, sei ein beliebiger Tag herausgenommen. Wir bewohnten gemeinsam ein Hotel erst in Randers, später in Aarhuus. Für die Verpflegung mußte auf hohen Befehl die Stadt sorgen. Morgens trank man seinen Kaffee auf der Stube. Um 9 Uhr war Vortrag beim General, der sich durch Kürze und gedrängte Fassung auszeichnete. Um 10 Uhr war gemeinsames Frühstück, bei dem Lorck die Tagesordnung aufstellte, etwa mit der Meldung beginnend: „Meine Herren, es ist zwei Meilen von hier ein großes Volk Kormorane aufgespürt. Um 11 Uhr ist Abfahrt, alle Wagen sind à la Daumont bespannt. Jagdzeug mit Schrot Nr. 8 ist mitzunehmen. Die Burschen sind bereits benachrichtigt!" Zur bestimmten Stunde standen die Wagen vor der Thür. Jeder von uns hatte sich ein Gefährt zugelegt, in welches die Reitpferde eingespannt wurden. (Ich hatte mir einen schönen Hamburger Jagdwagen besorgt.) Dann wurden die Vögel per Wagen

umkreist und vorsichtig angepirscht. Doch die schlauen Thiere hatten uns zu früh entdeckt und sich davongemacht. Es wurde deshalb eine Fahrt durch die herrlichen Wälder angesetzt, die uns um 4 Uhr nach Hause brachte. Um 5 Uhr war Diner, mit der Minute beginnend. Wehe dem unglücklichen Gaste, der eine Minute zu spät kam. Zu Tische hatte der General stets Gäste, auch gab es öfter frische Austern. Deren Erwerb war folgendermaßen entstanden:

Als Feldmarschall Wrangel im Februar nach Rendsburg kam, sandte er den Grafen R. nach Tondern, um zu sehen, was dort los sei. Als dieser nach Beendigung seines Rittes meldete, daß eine große Austernbank dort läge und daß der Direktor fragen ließ, was mit den 80 000 Stück geschehen solle, welche jährlich als Frohn an den König von Dänemark geschickt werden müßten, sagte er in seinem beliebten Berliner Dialekt: „Graf R., der König von Dänemark, der bin ich, die Austern werden an mir abgeliefert!“ Und so geschah es. Als ich einige Monate später den Liim Fjord rekognoszirte, sah ich dort Anlagen, die offenbar auf Austernbänke hindeuteten, und erfuhr, daß von der Direktion 30 000 Stück jährlich nach Kopenhagen bestimmt gewesen seien. Auf meine dahingehende Meldung sagte der alte General v. Falckenstein, in scherzender Weise den Feldmarschall wörtlich kopirend: „Diese Austern werden an mir abgeliefert!“ Als großem Austernfreunde waren mir die beiden Geschichten besonders sympathisch.

Bei Tische herrschte eine ungezwungene Unterhaltung, und die Neckereien flossen unaufhörlich hin und her. Anstifter waren die jungen Mitglieder des Stabes. So erhielt der gemüthliche Intendant, der sich fürchterlich darüber ärgerte, daß das Hofmarschallamt des Prinzen Friedrich Karl ihn für dessen Küche zu interessiren suchte, beim Kaffee das Telegramm: „Mit den Hammel-

rücken und Fasanen für die Küche des Prinzen Friedrich Karl ist energisch vorzugehen! Hofmarschallamt.“ Die Gereiztheit des kleinen dicken Herrn über die schreckliche Zumuthung an ihn, den militärischen Beamten, amüsirte den General, der am Stile des Befehls die Quelle desselben schon längst gemerkt hatte, auf das Köstlichste. Ein anderer in seinem Quartier weilender Kamerad, der gern den Diplomaten spielte und auf seine Verbindungen stolz war, bekam nachts auf seinem Dorfe ein aus beliebigen Zahlen zusammengestelltes Telegramm mit einer mysteriösen Unterschrift. In den Zahlen prangte ein „A. O. IV. Cl.“ Der Gefoppte reiste zur Dechiffrirung mit dem Telegramm von Quartier zu Quartier, bis er bei uns in Aarhuus landete, zum großen Amüsement des alten Herrn, der wieder sofort die Wichtigkeit der Urkunde und wohl auch deren Verfasser errathen hatte.

Nach Tisch wurde geplaudert, mit den Kameraden in der Garnison, meist Garde-Husaren und Elisabethern, musizirt, geturnt, gescherzt oder ein gemüthliches L'hombre bei uns in der Stube gespielt, nach dem gemeinsamen Abendbrot meist innerhalb des Stabes angenehme Unterhaltung gepflogen.

Unser Bureau war ganz im Stile des Hauptquartiers gehalten. Die erste Einrichtung desselben bestand darin, daß die Karikaturen, die wir im Laufe der Monate eingeliefert hatten, an den Wänden angenagelt wurden; da waren alle Mitglieder des Stabes vertreten, vom Chef hinab bis zum jüngsten Leutnant. Ueber mich waren zwei Bogen gesündigt: „Das Leben Scheiberts des großen Bommlers. Ohne Worte!“ Niemand blieb ungerupft, und manche Kameraden mögen sich gewundert haben, wenn sie im Bureau Erkundigungen einzogen. Der General ergötzte sich so über jedes gelungene Bild, daß der Registrator ihm häufig einen Stuhl hinschob, damit der alte Herr sich gemächlich auslachen konnte. Vier Zeichner waren unter uns vorhanden, die die Bilder lieferten.

Mir passirte in dieser Zeit eine recht komische Geschichte. Ein auch beim General wenig beliebter Oberst aus Berlin, ein Vorgesetzter von mir, meldete während des Waffenstillstandes plötzlich seinen Besuch in Aarhuus an. Er wurde vom General auf das Zuvorkommendste empfangen, und ich bemühte mich, ihn bestens zu amüsiren, da ich ja Pferde und Wagen hatte. Der Oberst reiste dann nach Norden, um sich unsere Leistungen am Lüm Fjord, die freilich sehr gering waren, anzusehen. Als wir nach einigen Tagen eines Abends in der Gaststube des Hotels an langer Tafel, ich dem General gegenüber sitzend, uns unterhielten, empfing ich ein Telegramm: „Ich komme um 7½ Uhr mit der Bahn. N. N., Oberst." Ich sagte: „Excellenz, das heißt soviel als: Hole mich mit deinem Wagen ab!" denn die Station lag eine Viertelmeile vor der Stadt. Der General lachte und sagte: „Sie wollen Ihren Herrn Oberst bloß umschmeißen!" Ich remonstrirte natürlich lebhaft; er aber blieb dabei und bot sogar eine Wette an, daß ich solch ein bösartiger Charakter sei. Nach scherzhaftem Hin- und Herreden ging ich und machte mich mit meinem Wagen auf den Weg. Es war stockfinstere Nacht und die Chaussee, nur von kleinen Bäumchen begrenzt, kaum zu erkennen. Da ich nicht nur sehr flotte Pferde hatte, sondern es mir auch darauf ankam, dem Oberst zu imponiren, orientirte ich mich öfters rückwärts an den Laternen der Stadt und an anderen Kennzeichen, um sicher den Heimweg zu finden. Nachdem auf der Station der Oberst sich auf den hohen Sitz neben mich gesetzt hatte und Bursche und Koffer auf den kleinen Quersitz rückwärts geladen waren, fuhren wir wie die Windsbraut davon. Anfänglich ging es brillant. Auf einmal aber hob sich meine Seite, die des Oberst senkte sich, und in der nächsten Sekunde kollerten sich der Oberst, meine Wenigkeit auf ihm, der Bursche sowie der Koffer chaotisch auf der Straße herum, während die Gäule mit

dem umgestülpten Gefährt davonrasten. Der Erste, der laut wurde, war der Oberst, der über seine Rippen stöhnte und dann rief: „Meine Perücke, meine Perücke, ich erkälte mich zu Tode, wenn ich die nicht habe!“ Wir harkten nun mit den Fingern im Sande, dann hörte ich meinen Burschen etwas am Knie abklopfen und den Oberst schüchtern fragen, ob das Ding das Gesuchte sei. „Jawohl!“ rief er und stülpte sich die sandige Maske auf das Haupt. Nachdem wir auch unsere Mützen gefunden, hinkten wir dem Wagen nach, der schon nach einigen hundert Schritten gegen einen Baum festgefahren war. Die geringen Beschädigungen waren bald reparirt, der Oberst bestieg trotz der gemachten Erfahrung noch einmal das unheilvolle Vehikel, und ohne Unfall fuhren wir in das Hotel hinein, bei dessen Flurlampe ich mit Schrecken sah, daß des Obersten Uniform mit einem röthlichen Lehmüberzuge bedeckt war. Ich rieth ihm, sich erst in meinem Zimmer ein wenig säubern zu lassen, ehe er sich unten bei Excellenz meldete, der noch an der Tafelrunde säße. „Nein, ich will zeigen, daß ich auch ein Abenteuer erlebt habe“, meinte er, und ehe ich es hindern konnte, betrat er den Saal und rief dem General zu: „Excellenz, Leutnant Scheibert hat mich soeben umgeschmissen!“ Nie in meinem Leben habe ich, selbst bei Helmerding nicht, eine so großartige Wirkung auf die Lachmuskeln erlebt als in diesem Augenblick. Der alte Herr konnte sich kaum fassen, Andere krümmten sich, und ich schoß schleunigst aus dem Saale, um draußen zu mir zu kommen, während der Oberst ganz verdutzt über den Eindruck war, den sein einfacher Ausspruch auf die Versammlung ausübte. Es war ein Moment so drolliger Komik, daß ich mich kaum erinnere, je wieder so erschütternd gelacht zu haben. Ich ersah am nächsten Tage, daß eine Chausseereparatur das Loch verursacht hatte, in das ich in der Dunkelheit gerathen war; die Kameraden aber blieben dabei, daß ich mit eigener Lebensgefahr meinem Oberst hätte einen Streich spielen wollen.

Eine verfehlte Eroberung. Zu einem der Schwabenstreiche, die wir jüngeren Mitglieder des Stabes von Frederikshavn aus vollführten, regten ein paar Tage später die beiden stets unternehmungslustigen Söhne des kommandirenden Generals an, indem sie den Vorschlag machten, die Inselgruppe Hirtsholmen, die man in dem Kattegat liegen sah, mit dem Degen in der Hand zu erobern. Natürlich war Alles bald Feuer und Flamme für dieses Unternehmen. Eine kleine Yacht, wie sie die Fischer benutzten, wurde dazu gechartert, und eine Anzahl der Herren vom Stabe des Prinzen Friedrich Karl zu der Fahrt eingeladen.

Am nächsten Morgen, als der große Eroberungszug beginnen sollte, hatte sich der dänische Kapitän des Kutters mit seinem Jungen unsichtbar gemacht. Das sollte uns jedoch nicht abhalten, da einmal die Herren sämmtlich am Hafen erschienen waren, auch aus drei Handtüchern und mit Tinte eine prächtige preußische Kriegsflagge, in deren Mitte der schwarze Adler prangte, hergestellt war. Meine Wenigkeit, des Segelns völlig kundig, übernahm das Steuer und gab zweien der Herren Anweisung über die Segelführung, dann stachen wir in See und hielten bei gutem Mittelwinde mit vollen Segeln auf die Insel los, auf der man deutlich die Spitze eines Kirchthurmes hoch in die Wolken ragen sah. Ein österreichischer Offizier führte das Großsegel, ein Garde-Husar die Fock; frohe Sangesweisen ertönten, und lustig spritzten die blauen Wellen der Ostsee gegen den Bug der prächtig dahinsausenden Yacht.

Als wir etwa ein Drittel des Weges zurückgelegt hatten, erschien plötzlich hinter dem Städtchen dicker Rauch, der uns verdächtig vorkam, und bald zeigte sich am Horizont ein Kriegsdampfer, der die Insel verließ, alsbald die Richtung auf uns zu nahm und vollen Dampf machte. Die Lieder verstummten, einige Tapfere sprachen von Entern; ich aber sagte: „Herr Oberst

v. Bernuth, Sie sind der Aelteste auf dem Schiffe, befehlen Sie, daß wir entern, oder daß ich kehrt mache?" „Ums Himmels Willen kehrt!" rief der Gefragte, „wenn ich hier etwas zu sagen habe! Wie können wir mit unseren acht Säbeln einen mit Geschütz armirten Dampfer entern wollen, der lacht uns ja aus!" „Ganz meine Meinung", sagte ich, drehte der Yacht die Nase durch den Wind und ließ nun vor der Brise mit raumer Schoote das kleine schnelle Fahrzeug laufen, was es wollte. Natürlich kam der Dampfer sichtlich näher und näher, trotzdem auch wir schöne Fahrt machten. Die Sache begann recht peinlich zu werden, denn acht Mitglieder hoher Stäbe und die beiden Söhne des Generals v. Falckenstein wären ein netter Fang gewesen. Ich hatte bei dem sehr klaren Wasser bemerkt, daß sich längs des Ufers eine Sandbank von etwa 2 Meter Tiefe hinzog, an diese schlängelte ich mich heran und hielt uns immer am Saume derselben, damit uns der Dampfer, selbst wenn er uns beschoß, nicht zu folgen vermöge. Als er fast auf Schußweite heran war, stoppte er zu unserer großen Ueberraschung plötzlich ab und nahm einen anderen Kurs an. Als wir verwundert nach der Ursache forschten, rief Einer: „Meine Herren, wir kommen aus der Scylla in die Charybdis. Der Alte hat eine Batterie auffahren lassen, um den Dampfer zu verscheuchen!" — „Na, der Empfang zu Hause", dachte wohl Jeder von unserem Stabe.

Am Hafen glücklich angelangt, „halste" ich mit Hülfe meiner uniformirten Crew hochelegant in den engen Hafeneingang hinein und brachte die Yacht mit einem kurzen Schlag in den Wind an das Bollwerk, wo der General uns erwartete, allerdings mit jenem Ausdruck im Gesicht, welcher schweres Ungewitter erwarten ließ. „Du mußt voran, Scheibert!" so raunte man mir ins Ohr, und ich gestehe, daß ich gerade nicht übergroßen Schneid hatte, als ich sagte: „Excellenz, wir haben einen dummen Streich gemacht!" „Aber einen recht dummen!" erwiderte

er. Als er aber seine beiden gesunden Sprossen wiedersah, auch bemerkte, daß sich auch würdigere Leute der Armee bei dem kecken Unternehmen betheiligt hatten, er überdies Alles liebte, was gegen den gewöhnlichen Strich ging, waghalsig und originell war, so verwandelte sich seine üble Laune sehr schnell in das Gegentheil, und er war abends ebenso heiter und gut gelaunt, wie er fast stets zu sein pflegte, wenn etwas glücklich abgelaufen war. Das glückliche Hirtsholmen blieb aber in den Händen der Dänen.

Der Rückmarsch. Als im November 1864 der Feldzug zu Ende ging, wurde noch auf besonderen Wunsch des Königs den Kameraden der Oesterreichischen Armee ein solennes Fest gegeben, das Rittmeister v. Michaelis in seiner unnachahmlichen Weise mit wenig Mitteln und doch glänzend arrangirte.

Leider vermochte ich an diesem nicht theilzunehmen, da der Rückmarsch der preußischen Truppen befohlen worden war. Dieser konnte in Jütland in aller Breite stattfinden, mußte jedoch in Schleswig und Holstein durch die Quartiere der bundesstaatlichen Exekutionstruppen (Sachsen und Hannoveraner) gehen. Das Verhältniß zu diesen war, dank den ehrgeizigen Bestrebungen des Ministers v. Beust, ein höchst peinliches geworden; Seine Majestät hatte deshalb befohlen, daß, um alle unnöthigen Reibungen zu vermeiden, das Korps des Generals v. Falckenstein (als Nachhut), sich auf die Benutzung nur einer Hauptstraße beschränken solle. Wenn man die Marschkolonne beliebig lang hätte ziehen können, wäre es möglich gewesen, die Truppen leidlich unterzubringen; leider war aber für den Heimmarsch ein bestimmter, sehr kurzer Zeitraum gegeben, so daß mathematisch zu berechnen war, daß alle Ortschaften überfüllt werden mußten, wenn der Marsch in dieser Form überhaupt geleistet werden sollte.

Da Graf Wartensleben wegen Todesfalles beurlaubt war, Graf Hardenberg an Gelenkrheumatismus im Lazareth lag, so wurde mir die Anordnung zur Durchführung des Rückmarsches anvertraut. Ich machte den General auf die Schwierigkeiten aufmerksam, die er selbst zu gut kannte. Als ich nach unsäglicher Mühe endlich meinen Marschplan fertig hatte und ihn dem General vorlegte, war er vollständig einverstanden. Ich aber hatte von vornherein die Ueberzeugung, daß sich mancherlei Unzuträglichkeiten, die sich freilich nicht vermeiden ließen, aus meinem Marschplane ergeben und die Betroffenen sagen würden, daß man nun an Scheibert wieder sehen könnte, was daraus wird, wenn Leute sich mit Dingen befassen, die sie nicht verstehen. Er lachte und sagte: „Scheibert, wer ein großer Mann werden will, muß vor allen Dingen lernen, mit Anstand auf sich schimpfen zu lassen."

Wie oft sind mir, trotzdem ich kein großer Mann geworden bin, diese Worte ins Ohr geklungen; weidlich wurde schon auf dem Marsche im harten Winter und in den Massenquartieren auf mich raisonnirt, auch später habe ich Aehnliches ertragen müssen.

Der kurze Aufenthalt in Schleswig bot uns u. A. das herrliche Quartier in Ahrensberg beim Grafen Schimmelmann mit den liebenswürdigen Komtessen und einer prächtigen Fasanenjagd; ferner in Altona den höchst angenehmen Aufenthalt beim Bankier Donner.

Schwer wurde wohl allen Mitgliedern des Stabes das Auseinandergehen, und treue Kameradschaft hält die Ueberlebenden bis heute verbunden.

Viertes Kapitel.

Weitere Kriege.

1866 und 1870/71.

1. Feldzug 1866.

Vor dem Kriege. — Gegen Oesterreich 1866. — In Böhmen. — Bau einer Elb-Brücke bei Pardubitz. — Brückenbau über die March. — Cholera. — Rückmarsch. — Friedensdienst.

Vor dem Kriege. Als der Stab aus dem Feldzuge 1864 im Dezember zurückkam, zog er als „letzte Rate" im Dezember durch das Brandenburger Thor ein. Außer einigen Zuschauern und Straßenjungen empfing uns Niemand. Berlin war düppelmüde! Uns war es recht!

Der König befahl den Stab zu Tisch. Es folgte nachher die Cour, in der er an Alle einige gnädige Worte richtete. Unserm vielgeliebten Chef gaben wir Mitglieder des Stabes im Hotel de Rome ein in jeder Hinsicht gelungenes Abschiedsfest, das mit Wehmuth getränkt war, da die guten Waffengenossen sogleich nach allen Himmelsrichtungen auseinanderstoben. Ich erhielt die 1. Pionier- (damals Pontonier-) Kompagnie des Pionier-Bataillons Nr. 5 in Glogau; der Fürst Radziwill glaubte mir damit einen großen Gefallen zu erweisen, weil ich dort in der Heimathstadt meiner Frau lebte, auch meine ganze Jugendzeit in jener Truppe gedient hatte. Mir war es

nicht angenehm, trotz der Verehrung für meine Schwiegereltern, trotz der Trefflichkeit des Bataillons. Ich hatte zu viel von der Welt gesehen, um mich in den engen Verhältnissen einer kleinen schlesischen Stadt wohl zu fühlen. Wenn ich mich auch glücklich im Hause und in dem mich sehr ansprechenden Dienste fühlte, so empfand ich die freie Zeit als eine Last, da die Garnison damals wirklich nur wenig Anregungen bot.

Meine Frau überraschte mich schon wenige Wochen nach dem Einzuge mit dem freudigen Ereignisse der Geburt meines ältesten Sohnes, dem im Laufe der Jahre noch vier Söhne (ein fünfter starb als Kind) folgen sollten. Generalfeldmarschall Graf Wrangel hatte mir schon bei meiner Verheirathung angeboten, Pathenstelle bei dem ersten Kinde übernehmen zu wollen. Er beglückte uns bei der Taufe mit einem freundlichen Telegramm und liebenswürdigen Briefe. Wir wohnten außerhalb der Stadt bei lieben Freunden, die uns gegen geringe Miethe in den Villen bezw. Häuschen ihres herrlichen Parkes bei Glogau reizendste Unterkunft und liebe Gastfreundschaft gewährten. Es war der Kommerzienrath Bauch, mit dessen Familie wir noch heute in freundschaftlichem Verkehre stehen. Dieses Heim bildete auch ein beliebtes Rendezvous für die netten Familien des Bataillons.

Schöne Lichtpunkte in diesem Dasein waren für mich die Fahrten nach Berlin. Prinz Albrecht Vater war so liebenswürdig, mich Jahr für Jahr zu einem seiner größeren Feste nach Berlin zu zitiren, bei denen er mich mit so viel Liebenswürdigkeit überhäufte, daß ich heute noch dankbar seiner gedenke.

Schon wenn er mich die Treppe im Palais hinaufsteigen sah, erheiterte sich sein Gesicht, und er empfing mich damals recht übermüthigen Menschen mit einer Fluth drolliger Anreden, die ich in demselben Tone erwidern durfte.

Einst war zum Schluß des Balles, der sehr prächtig war, da die Majestäten seit vielen Jahren zum ersten Male beim Prinzen offiziell erschienen, nach dem Cotillon eine Tour eingelegt, die gewissermaßen dem Gastgeber den Dank bildlich darstellen sollte. Als die Reihen der Tänzer und Tänzerinnen an den Prinzen, der am Ende des Saales stand, heranchassirten und drei graziöse Verbeugungen machten, trat der Prinz schnell hinter mich und drückte mir leise die Hand gegen den Kopf; ich merkte, was er wollte, und erwiderte die drei Huldigungen mit dreifachen tiefen Dankverbeugungen, meine Arme ausbreitend, als wenn ich Allen meinen Gruß entböte.

Natürlich kam es zu einer kleinen Scene. „Man wisse, daß ich ein übermüthiger Mensch sei; dies aber übersteige alle Grenzen." Ich suchte zum Amüsement des Prinzen mit meiner Schlagfertigkeit mich, so gut es ging, durchzuschlagen, aber zuletzt gerieth ich doch so arg ins Gedränge, daß der Prinz mir lachend zu Hülfe kam und zu einem der Herren sagte: „Sie haben vor einem anständigen Kameraden eine Verbeugung gemacht, das wird Ihnen wohl nicht leid thun!"

Auch Prinz Carl lud mich zu solchen Festen ein, Prinz Alexander zu Tische; ebenso erhielt ich von Letzterem meist eine Einladung in seine Loge im Opernhaus, wie er mich überhaupt mit allerhand Aufmerksamkeiten überhäufte.

Dem Minister v. Bismarck empfahl ich mich nach der Cour beim Könige und wurde ziemlich kühl entlassen, was mich nach dem lebhaften Düppeltage einigermaßen wunderte; doch kam mir bald darauf Herr v. Keudell zur Treppe nachgegangen und sagte: „Der kurzsichtige Minister hat Sie offenbar nicht erkannt, und es würde ihm wehe thun, wenn er Ihnen nicht ordentlich die Hand gedrückt hätte!"

Sobald Keudell mich als den „Düppelführer" vorstellte, war Bismarck von reizender Liebenswürdigkeit;

er lud mich ein, ihn an einem Abende zu besuchen, wo er ganz en famille sei, ich müßte auch seine Frau kennen lernen. Die beiden Söhne waren damals halberwachsen, die Tochter eben aus dem Backfischalter heraus. Ich verlebte ein paar sehr genußreiche Abende in dem trauten Kreise, in den ich als Fremdling hineintrat. Als nach 1870 der Minister als Fürst-Reichskanzler sehr umschwärmt war, zog ich mich ganz von ihm zurück, weil man mich etwa für einen „Streber" hätte halten können; ein Verdacht, den ich stets gescheut habe.

Daß ich solche Abende aber ausnutzte, um meine Anschauungen zu erweitern, kann man einem jungen Menschen nicht verdenken, der viel gesehen hatte, aber in Glogau in die engen Fesseln einer Kleinstadt gedrängt war.

Der alte Feldmarschall Wrangel hatte mich, wie schon früher gesagt, lieb gewonnen und lud mich jedesmal, wenn ich nach Berlin kam, zum Mittagessen ein, das überaus einfach war. Ich konnte ihn nicht mehr erfreuen, als wenn ich ihm zum Nachtisch eine sogenannte Ballade vorsang, eine Improvisation, mit der ich, wenn die Stimmung eine erregtere war, fast immer Erfolg hatte.

Gegen Oesterreich 1866. Wie ein Feuer durchlief der Ruf: „Es ist mobil!" das ganze Preußenland. Bei den Pionieren bringt dieser Ruf noch ein besonderes Stück Arbeit mit sich, da aus einer Kompagnie neben den Komplettirungen noch mehrere neu geschnitten werden mußten. Ich hatte die Pontonkolonne mobil zu machen, 288 neu ankommende Pferde unterzubringen, zu versorgen, fast 50 Fahrzeuge zu beladen und, was das Mühevollste war, die Pferde anschirren zu lassen mit Geschirren, welche seit vielen Jahren oben auf dem Boden des Pontonwagenhauses gehangen hatten und aus ihrem Schlummer nur alle zwei Jahre dadurch geweckt worden waren, daß sie bei der sogenannten Lumpenparade gezählt wurden. Wer einen solchen, dem langjährigen Nichtsthun gewidmeten

Train einmal mobil gemacht hat, weiß, was das bedeutet. Endlich war der Tag gekommen, an welchem Pferde und Trainsoldaten alle angelangt waren und mit dem Train Probe gefahren werden sollte. Der Inspekteur Oberst Eichstaedt, ein sehr peinlicher Herr, der dies erfahren hatte, gab den Befehl, daß um 3 Uhr der Vorbeimarsch des Trains auf dem Exerzirplatze vor ihm stattfinden solle. Ich ließ ihm durch meinen Kommandeur mittheilen, daß das kaum möglich sein würde. Er ließ sagen, er hielte, wie befohlen, um 3 Uhr auf dem besagten Platze. Vergebliche Mühe!

Von 1 Uhr ab begann das Anschirren der Pferde an die sechsspännig zu fahrenden Wagen, welch erstere natürlich nicht zum Ziehen zu bewegen waren, da bekanntlich den Pferden das Fahren zu vier oder sechs erst an leichten Fahrzeugen angelernt werden muß. Sobald aber ein Pferd wirklich anzog, geriethen auch die durch das jahrelange Liegen schon morschen Geschirre in Gefahr, durch das Zerren, Bocken und Schlagen der übrigen zerrissen zu werden. Der entstehende Knäuel löste sich in hülflose Gruppen auf, und erst ganz allmählich gelang es, die ganze Geschichte einigermaßen in Zug zu bringen und „im Zuge zu halten". Von den Kümmernissen, die die Formirung einer solchen, erst bei der Mobilmachung aufzustellenden Kolonne nun einmal mit sich bringt, war mir jedenfalls nichts erspart worden.

Endlich rückten wir aus:

Hauptmann Scheibert als Führer.

Premierleutnant Cogho (jetzt Hauptm. a. D.)	bei der Kompagnie.
Sekondleutnant Grieben (jetzt Generalmajor z. D.)	
Sekondleutnant Jannal (a. D.)	
Reserve-Assistenzarzt Dr. Dohrenberg	
Reserve-Premierleutnant Hartwig (Rendant aus Lüben)	Train.
Reserve-Premierleutnant Reimann (Rittergutsbesitzer)	

Es war am 25. Mai, am Geburtstage meiner zum Besuche anwesenden jungen Schwägerin Klara, meiner jetzigen Frau, als wir frohen Muthes bei herrlichstem Wetter an unserem Heim in Bauchs Garten (Villa Gronefeld) vorbeimarschirten und von unseren Lieben Abschied nahmen.

Meine Trainsoldaten waren alte Kavalleristen, die nun mit schmerzlichem Neide ihre jungen Nachfolger sich im Felde tummeln sahen, während sie als „Pontonfahrer" Trainknechtdienste versahen. Ich war mit ihnen zufrieden, bis auf einen Widerstand, von dem ich später berichten werde. Meine braven Schlesier kennend, hatte ich übrigens heimlich einen ganzen Sack „Kaffee" und einen Hut Zucker auf einem der Wagen unterbringen lassen.

Die Märsche waren für die schweren Wagen, die nur auf guten Landwegen zu bewegen sind, nicht geschickt ausgewählt, und die uns angewiesenen Dörfer so klein, daß wir meist gezwungen waren, zu biwakiren, was den Pferden, die übrigens bald ihre Lektion lernten, viel Abbruch that.

Eines Tages kam der Führer meines Trains, ein sehr tüchtiger Reserveoffizier, ganz blaß vor Erregung in mein Quartier, mir mittheilend, daß einige Trainfahrer Verdrossenheit an den Tag legten. Grund sei die Mißstimmung, daß sie als Fahrer eingezogen seien, während der junge Nachwuchs sich fröhlich in der Reiterei herumtummelte; außerdem hätten die Pioniere sie mit dem Spitznamen „Trainknechte" schwer verletzt.

Eine eindringliche Ansprache brachte die „Pontonfahrer" zu Ehren, und ich habe seitdem nie bessere Leute kommandirt, als diese Trainsoldaten, die sich während des ganzen Feldzuges tadellos führten.

Auf einem der Märsche holte mich ein Adjutant des Generalkommandos ein — wenn ich nicht irre Leutnant v. Winterfeldt — und sagte, daß der alte Steinmetz sich sehr für mich interessire und ich mich nicht wundern solle,

wenn er mich einmal zum Frühstück einlüde. Ich erwiderte, daß bei den traurigen Biwaks dies mir eine sehr angenehme Unterbrechung sein würde. Kaum war ich in meinem Quartier angelangt, als ein paar Armeegendarmen mich aufsuchten und meldeten, daß der kommandirende General mich auf seinem Durchmarsche zu sprechen wünsche. Ich stellte mich also hoffnungsfreudig auf der Landstraße auf und sah den alten Herrn mit seinem ganzen Stabe herantraben. Ich meldete mit gewisser Genugthuung mich als Führer der Pontonkolonne. Aber statt der erwarteten Einladung wurde ich in folgender Weise begrüßt:

„Herr Hauptmann, wie kommen Sie in drei Deibels Namen dazu, im Kriege die Achselklappen Ihrer Leute rollen zu lassen?"

„Es ist der ausdrückliche Befehl meines Kommandeurs!"

„Ich habe aber gerade das Gegentheil befohlen!"

„Ich weiß nur, daß mir befohlen wurde, die Achselklappen der Leute rollen zu lassen!"

„Aber wenn der kommandirende General das Gegentheil befiehlt?"

„So habe ich nur dem Befehle meines direkten Vorgesetzten zu gehorchen!"

Das leuchtete dem alten Herrn auch ein. „Ein nettes Frühstück!" lachte ich den Adjutanten zu, die ich fast alle persönlich kannte. Ein anderes aber habe ich nie zu sehen bekommen.

Nur Wenige wollten an den Krieg glauben. Als ich einst einen mir befreundeten General vorbeireiten sah, hielt ich ihn mit der Frage an, ob es denn wirklich „los" ginge? „Meine Herren," redete er die versammelten Offiziere an, „es wird nichts! Die Sache wird so kommen: Wir marschiren an die Grenze, dann wird »Das Ganze halt« geblasen, darauf besteigen sämmtliche Monarchen die Zinken des Riesenkammes

und es wird ein gemeinschaftlicher großer Parademarsch in Böhmens Ebenen ausgeführt, zu dem die sämmtlichen Kanonen aller Staaten den Takt knallen. Der älteste Feldherr kommandirt: „Parademarsch in Nationalitätsfront, Rumänien geradeaus, mit Nationalitäten rechts schwenkt, Marsch!“ Und mit den Worten: „Dann ist's alle!“ ritt der joviale Herr davon.

In Böhmen. Nach einigen Tagen schon saßen wir in dem Engpasse von Nachod und hörten den Donner der Geschütze, ich voll Besorgniß, daß ein Rückschlag unser ganzes Korps ins Verderben bringen müsse, weil der ganze meilenlange Paß durch die Trains vollständig verrammelt, ja verbarrikadirt war. Da ich die einzige bewaffnete Truppe führte, so gelang es mir, Ordnung zu schaffen und eine ausbrechende Panik, welche am nächsten Tage die meisten Trains ergriff und bis Glatz zurückpreschen ließ, an diesem Marschtage noch energisch im Keime zu ersticken.

Wir marschirten nach dem Biwak vor Nachod am nächsten Tage nach Eipel. Dort erhielt ich den Befehl, eine Brücke zu sprengen. An Stelle des dabei verbrauchten Pulverfasses wurde ein mir von einem österreichischen Bahnhofsbeamten freundlich angebotenes Fäßlein herrenlosen Ungarweins in den Pulverkarren geschoben. An diesem Tage tobte südlich von uns die Schlacht bei Skalitz.

Dann marschirten wir weiter nach Königinhof zu, und ich bekam am 2. Juli den Befehl, im Morgengrauen heimlich eine Brücke über die Elbe, weit vor unseren Vorposten, bei Schurz, zu schlagen. Ich war bereits heranmarschirt und hätte bei dem ziemlich starken Nebel den Bau gewiß glücklich zu Stande gebracht, da auch die Uferverhältnisse sehr günstig waren, doch kam leider ein Gegenbefehl. Wir schlugen dann später die Brücke, um einen großen Umweg zu ersparen, und blieben bei Schurz im Biwak.

Ich hatte den Grundsatz, niemals ein unbewohntes Dorf zu belegen, da damit sofort Unordnung in die Truppe einreißt und die Leute sich zu leicht dem Plündern hingeben, eine des preußischen Soldaten unwürdige und die Disziplin äußerst schädigende Nachgiebigkeit. „Wenn es Euch gelingt, die Bewohner (Tschechen) ins Dorf zu locken, werden wir dort Quartier machen", sagte ich den Leuten. Es dauerte auch nicht acht Stunden, da war das ganze Dorf bevölkert, das Vertrauen der Bewohner völlig hergestellt, und wir hatten nicht nur fleißige Hände, welche uns die Mahlzeiten zubereiteten, sondern wurden auf dem Rückmarsche sogar mit Jubel begrüßt, als wir in dasselbe Dorf wieder einzogen.

Die Schlacht bei Königgrätz war geschlagen, auf dem Marsche hörten wir den Donner der Geschütze. Wir sollten nachfolgen, acht Munitions- und andere Kolonnen nebst unserem Pontontrain waren den Befehlen eines Stabsoffiziers untergeordnet, der trotz unseres Drängens uns nicht das Ziel des Marsches angab, sondern sagte: „Ich werde die Spitze führen, die anderen sieben Kolonnen bleiben in der Fühlung!" Der Mann war natürlich noch nie im Felde gewesen. Schon bei der zweiten Marschstunde war der Zug völlig durchbrochen, ich, als letzter, marschirte hinter ein paar Munitionskolonnen, die so wenig wußten wie ich, wohin. Plötzlich bogen sie ab und theilten mir mit, daß sie als sicher gehört hätten, das Marschziel sei „Horitz". Da ich so viel vom Kriege verstand, daß unsere Armee sich südlich geschlagen hatte, Horitz aber nördlich liegt, so ließ ich sie ziehen — sie sind erst nach Wochen wieder zu den Ihren gelangt, ebenso wie einige andere der armen Kolonnen, — und ich arbeitete mich über das mit Todten und Verwundeten reichlich besäte Schlachtfeld, immer nach Süden strebend, hinweg. Erst in der Nacht — wir waren seit früh 6 Uhr auf den Beinen — erfuhr ich zufällig durch einen des

Weges kommenden Adjutanten, daß Nedelist wohl das Ziel meines Marsches sein dürfte. Wir hatten eben einen ungangbaren Hohlweg durch das Einpacken österreichischer Tornister in die Geleise gangbar gemacht und waren mit unsäglicher Mühe auf einem Felde bei Maslowed angekommen, als mir gegen 11 Uhr nachts meine sämmtlichen Offiziere meldeten, Pferde und Leute seien nicht mehr im Stande, sich auch nur einen Schritt weiter zu bewegen, weshalb nichts übrig bliebe, als an Ort und Stelle zu biwakiren und am nächsten Tage die kurze Strecke nachzuholen, statt in finsterer Nacht einen noch nicht einmal als richtig feststehenden Biwakplatz zu erreichen.

Ich ließ Alles eine halbe Stunde verpusten, die Pferde hatte ich bei großen Stockungen unterwegs aus dem Freßbeutel etwas fressen lassen, sagte den Leuten, daß ich einen Sack Kaffee habe, so daß, wenn sie weiter marschirten, jeder morgen eine große Portion bekäme, weckte ihren Patriotismus, machte einige scherzhafte Bemerkungen und sagte schließlich, daß ich unter allen Umständen, komme was da wolle, in der Nacht Nedelist erreichen müsse. Mit allen Mitteln suchte ich die Kompagnie neu zu beleben, so daß sie unter Anspannung der letzten Kräfte sich wieder in Bewegung setzte. Endlich, endlich, nach unsäglichen Anstrengungen — allerdings lange nach Mitternacht — kamen wir bei Nedelist an, wo die todmüden Leute ein flüchtig zugerichtetes Biwak bezogen. Natürlich wurde nicht gekocht, nicht abgeschirrt, nur die Gäule bekamen zu saufen und zu fressen.

Bau einer Elb-Brücke bei Pardubitz. Und welch ein Glück war es, daß ich nicht nachgegeben hatte, daß ich, obgleich mich keinerlei dienstliche Verordnung traf, und ich nicht den geringsten Befehl erhalten hatte, in der Nacht nicht irgendwo zurückgeblieben

war. Am frühen Morgen kamen zwei Adjutanten aus dem Hauptquartier angesprengt und überbrachten mir den Befehl, sofort zwei Brücken zur Verfolgung über die Elbe bei Pardubitz zu schlagen, da die große Holzbrücke verbrannt sei. Ich ließ anspannen, meine Leute auf die Pontons sitzen und trabte in flottem Gange durch die Korps hindurch bis an die Brückenstellen, die ich nach der Erkundung durch vorausgeschickte Offiziere an zwei Stellen sofort in Angriff nehmen ließ. Ich muß erwähnen, daß meine Rekruten noch nicht pontonnirt hatten, ich daher auf dem Marsche jeden Dorfteich ausgenutzt hatte, um sie gehörig anzulernen. Die tüchtigen und ganz trefflich berittenen Offiziere Premierleutnant Cogho und Leutnant Grieben theilten in vollem Galopp die auf den Pontons sitzenden Leute schon während des Marsches in die verschiedenen Bautrupps ein, und als das erste Hacket am Strome vorfuhr, flogen auch schon Balken und Bretter herunter, um sofort zum Brückenschlage verwendet zu werden. Eine Stunde später sandte der General v. Kleist einen Offizier zu mir, mit dem Ersuchen, ihm 12 berittene Unteroffiziere mit Stangen und Leinen zu senden. Da ich mitten in der wichtigen Arbeit war und fast die ganze Zweite Armee sehnlichst auf den Augenblick wartete, über den Fluß setzen zu können, so hatte ich nur einige Train-Unteroffiziere verfügbar, die ich auch abschickte. Bald kam der General selbst, mir sagend, daß er ausreiten wolle, um nach dem Wortlaute des Reglements eine „Brückenstelle zu erkunden". „Nicht mehr nöthig, Herr General!", meldete ich dem Ankommenden, und mit freudigem Staunen sah der General, daß ich mit meinem Bau bald das andere Ufer erreicht hatte.

Sobald die Brücke fertig war, begann eine eigenthümliche Arbeit, nämlich das energische Regeln des Ueberganges, da Alles sich mit Gewalt über die Brücke drängen wollte. Ich ließ unnachsichtlich erst die zu der

vorn kämpfenden Kavallerie gehörigen Batterien, welche die Elbe nicht hatten durchschwimmen können, dann die Truppen passiren. Alle anderen, auch Stabswagen, wurden solange zurückgehalten, wobei ich den unverschämt werdenden Oberkoch eines hohen Herrn einfach einsperren ließ, bis auch sein Gefährt hinüber durfte. Er war so erbost, daß er über die Brücke — gegen mein Gebot — im Trabe fahren ließ, doch ereilte ihn sofort sein Schicksal, indem der zu hoch gebaute Wagen am anderen Ufer oben an der Rampe auf dem Damme umwarf, wobei sämmtliche Teller und Gemüse durcheinanderfielen bezw. entzweigingen. Gegen Abend, als der Zuzug zur Brücke nachließ, befahl ich meinen Leuten, auch diesem Unglückswurm beizustehen, der, nachher herzlich dankend, reu- und wehmüthig mich um Verzeihung bat.

Der Minister v. Bismarck mußte am nächsten Morgen den Fluß passiren. Er begrüßte mich mit freundlichen Worten, ging unter lebhaftem Gespräche mit mir zu Fuß über die Brücke und hatte die Güte, noch einige Zeit mit mir am Ufer zu plaudern.

Bei dem Kronprinzen, unter dessen Befehl unsere Armee stand, meldete ich mich, als er an der Brücke ankam. Er unterhielt sich in seiner leutseligen Art mit mir einige Minuten. Ich nahm die Gelegenheit wahr, ihm vorzustellen, daß ich doch unmöglich hinter der Armee die Brücke abbrechen und ihr folgen könne. Damit wäre ja jede rückwärtige Verbindung abgeschnitten. Ließe ich die Brücke stehen und marschirte mit nach Süden, wäre die Armee ohne Brückenmaterial. Wenn ich mit meiner Kompagnie nun gar an der Elbe bliebe, sei man ganz ohne Pioniere, wenn die Armee an irgend einen Fluß käme. Ich machte den Vorschlag, an Stelle der Pontonbrücke eine Pfahlbrücke bauen und dann nachfolgen zu dürfen, müßte aber für diesen Fall unterthänigst um bestimmte Marschroute und Befehle bitten, da ich sonst in die Irre gehen könnte. Der Kronprinz

und General Blumenthal fanden den Vorschlag zutreffend und versicherten mir, daß wir telegraphisch in Verbindung bleiben würden.

Ich machte mich sofort ans Werk. Da ich noch eine zweite Brücke geschlagen hatte, ließ ich von derjenigen, die die besten Zugänge hatte, den Oberbelag abnehmen, um das Skelett als Baugerüst zu verwenden. In Pardubitz hatte ich inzwischen große Bestände an Balken und Brettern vorgefunden, die mir treffliches Material zum Bau gewährten. Erst in Gemeinschaft mit der Garde-Kompagnie (die Golz führte), nachher allein — da diese abmarschiren mußte — baute ich eine 17 Fuß breite und starke Pfahlbrücke, die noch Jahre lang gestanden und sich nicht gerührt hat. Dank des praktischen Baugerüstes stand die Brücke nach 61 stündiger Arbeit fix und fertig da.

Da inzwischen auch die Marschroute seitens des Oberkommandos eingetroffen war, so wurden beide Pontonbrücken schleunigst abgebaut, das Material auf die Wagen verstaut und der Weg nach Wien zu angetreten, und zwar über Chrudim, Leitomischl, Trübau, Proßnitz, Kremsier, Napagedl und Straßnitz. Unsere Pferde litten schwer unter dem Mangel an Hafer, den sie nur frisch gemäht vom Felde zu fressen erhielten, was ihnen zwar gut bekam, ihnen aber keine Kraft gab. Da meldete mir beim Rendezvous ein Unteroffizier, daß sich in der Nähe ein österreichisches ganz gefülltes Hafermagazin befände, aber von einem Intendanturbeamten für die X. Division hartnäckig belegt sei. Trotzdem ließ ich die Vorräthe für unsere vor Freude jubelnden Pontonfahrer auf einige Tage komplettiren.

Brückenbau über die March. Von Straßnitz rückte ich sehr früh aus. Kaum war ich einige Meilen marschirt, als ich durch einen Offizier einen Brief des Generalleutnants v. Löwenfeld eingehändigt erhielt, der mich bei „Lee und

Allem, was mir sonst heilig" sei, beschwor, einen Umweg von etwa fünf deutschen Meilen zu machen und ihm bei St. Johann eine Brücke über die hoch angeschwollene March zu bauen, da die ihm zum Uebergange angewiesene Bockbrücke fortgerissen sei. Ich ließ die Leute, die schon vier Meilen in glühender Hitze marschirt waren, aufsitzen und fuhr bis tief in die Nacht hinein. Um 11 Uhr nachts kamen wir an den reißend rauschenden, angeschwollenen, uns gänzlich unbekannten Strom; ein mattes Mondlicht ließ kaum die Gegenstände erkennen. Trotz der starken Anstrengung des Tages wurde die gefährliche Aufgabe mit musterhafter Ordnung ausgeführt. Um 2 Uhr früh etwa war die Arbeit fertig. Die Leute waren aber so vollständig erschöpft, daß kein Feuer angezündet und kein Essen abgekocht wurde, sondern Jeder sich an der Stelle niederlegte und sofort einschlief, wo er seine letzte Arbeit verrichtet hatte. In aller Frühe rückte die Division über, der ich bis 10 Uhr Zeit gelassen hatte, dann wurde die Brücke abgebrochen und einem unglücklichen Zahlmeister mit drei Wagen, der kurz darauf drüben ankam, bedeutet, sich einen anderen Uebergang zu suchen.

Nach Verladung des Materials wurde nicht nur ein voller Tagemarsch gemacht, sondern auch der Umweg des vorigen Tages noch mit eingeholt. In dem Quartier wankte ich wie ein Betrunkener und warf mich, mit meinen Kräften völlig zu Ende, auf das Lager, doch hob ein endlich sich einstellender Schlaf die gesunkenen Kräfte, so daß ich am nächsten Morgen wieder frisch und munter war.

Cholera. Leider wurde der treffliche Dr. Dohrenberg abgelöst und durch einen auch von seinen ärztlichen Kollegen wenig geschätzten Arzt ersetzt. Es war dieses um so schlimmer, als die Cholera auch in die Reihen meiner fast übermäßig angestrengten Leute eindrang. Auf Rath des neuen Arztes hatte ich die ersten beiden Kranken sofort in das Lazareth geschickt, beide aber

ſtarben unterwegs. Nach dieſer Erfahrung machte ich mich ſtets in Begleitung eines meiner Offiziere zu den Kranken, pflegte ſie eine Zeit lang, zeigte den Leuten, wie ſolche Kranken zu behandeln ſeien, und verbot den Kameraden des Quartiers, die Kranken zu verlaſſen. Auf Märſchen nahm ich die Kranken auf Wagen mit und ließ ſie auch unterwegs auf das Sorgfältigſte verpflegen. Die Frucht war, daß bis auf Einen alle meine 30 bis 40 erkrankten Leute genaſen und nicht ein einziger Quartiergenoſſe ſich an den Kameraden angeſteckt hat. Ich dächte, dies ſollte für die neuen Choleraverordnungen zu denken geben. Mein neuer Arzt hatte eine ſolche Furcht vor der Cholera, daß er vor dem Lager der Kranken ängſtlich auszurufen pflegte: „Der hat die Cholera, der muß ſchleunigſt ins Lazareth transportirt werden!“

Sein Geſchick erreichte ihn. Als er durch ſein taktloſes und auffälliges Benehmen einen Sergeanten zum Disziplinarvergehen reizte, ſchrieb ich erſchrocken einen Privatbrief an den Chefarzt und bekam die tröſtliche Antwort wieder: „Der pp. X. iſt ſofort von Ihnen verſetzt. Uebrigens bitte ich, ihm die widerrechtlich angelegten Aſſiſtenzarzt-Abzeichen öffentlich abnehmen zu laſſen, da er lediglich Unterarzt iſt und keinen höheren Rang bekleidet als der beſagte Sergant.“ Ich erſparte dem jungen Manne die Demüthigung und dankte mit der ganzen Kompagnie dem Himmel, als er noch an demſelben Tage das Weite ſuchte. Als unſer früherer ausgezeichneter Dr. Dohrenberg wieder eintraf, wurde er von den glücklichen Pionieren aus dem Wagen gehoben und auf den Schultern im Triumph in ſein Quartier getragen.

Als wir im nächſten Dorfe eintrafen erhielt ich den Befehl, Alles vorzubereiten, um Truppen die March hinunter und dann über die Donau zu ſchiffen. Ich ließ zu dem Zwecke einige hundert Handruder anfertigen, welche ſo leicht zu handhaben ſind, daß nach kurzer Uebung die

eingeladenen Infanteristen mitrudern können, wodurch stellenweise die Geschwindigkeit des Transportes auf das Doppelte gesteigert werden kann. Um Näheres zu erfahren, wurde ich in das Hauptquartier des Prinzen Friedrich Karl nach Ebenthal beordert.

Wie groß aber war mein Erstaunen und meine Freude, als ich in dem Hofthor des Schlosses mit ausgebreiteten Armen, in Dragoneruniform, meinen alten treuen Freund und Kampfgefährten Heros v. Borcke erkannte, den ich zu Tode verwundet in Richmond zurückgelassen hatte. Der Abend verging im Austausch von tausend Erinnerungen. Den Prinzen habe ich nicht zu sehen bekommen, der Plan des Donauüberganges war vorläufig aufgeschoben. Bald trat ja der Waffenstillstand ein.

Rückmarsch. Auf dem Heimwege besuchte ich in Prag den zum Gouverneur von Böhmen ernannten General Vogel v. Falckenstein und verlebte in seiner Familie oben im Hradschin einen prächtigen Tag. Seine Familie war durch die schwere Verwundung seines Schwiegersohnes v. Simon in schwere Trauer versetzt, Letzterer lag auch im Schlosse. Als ich wieder herabkam, begegnete ich dem Prinzen Friedrich Karl, der mit General v. Blumenthal durch die Straßen fuhr. Seit Düppel hatte der Prinz sich nicht mehr um mich gekümmert, er ließ den Wagen halten, rief mich heran und fragte mich, woher ich käme? „Vom General v. Falckenstein," war meine Antwort, „den ich hier aufgesucht habe."

„Warum haben Sie mich nicht besucht?"

„Weil ich nicht die Ehre habe, unter dem Befehl Euer Königlichen Hoheit zu stehen."

„Seit einiger Zeit schneiden Sie mich überhaupt."

„Also der Hauptmann Scheibert schneidet Seine Königliche Hoheit den Prinzen Friedrich Karl von Preußen?" sagte ich, worauf er lachend zu Blumenthal sagte: „Er ist und

bleibt ein Dickkopf!" Uebrigens lud er mich ein, am nächsten Morgen sein Gast auf der Fahrt nach dem Schlachtfelde, in dessen Nähe ich in Quartier lag, zu sein. Die freundlichen Aufmerksamkeiten, die er mir dort und fortan stets zeigte, bewiesen, daß ich wieder gnädig bei ihm aufgenommen sei.

In jenen Tagen traf ich den Prinzen Albrecht von Preußen, der damals die Kavallerie der zweiten Armee führte. Als er mich sah, ritt er mit mir einige Schritte bei Seite und sagte mir: „Lieber Scheibert, ich habe bei eintretender Mobilmachung wiederholt den Antrag bei Seiner Majestät gestellt, Sie in meinen Stab zu bekommen, da Sie ja mit der Reiterei Stuarts gewirkt haben, leider ist es mir nicht gelungen!" Wieviel mal mehr mußte ich es bedauern, daß ich nicht dazu gekommen war; nicht nur meinetwegen, ich hätte nach meiner Ueberzeugung „vielleicht" Manches ändern können. So äußerte ich damals oft mein großes Bedauern, daß die Kavallerie, hinter der Armee marschirend, nicht zur rechten Zeit zur Verfolgung kommen könne, wenn wir ja Erfolge in einer Schlacht hätten. Und wie hätte die Reiterei wirken können, wenn sie, auf dem rechten Flügel über die Elbe gehend, auf den eiligen Rückzug der Oesterreicher gedrückt hätte.

Das Schicksal hängt oft an seidenen Fäden, die liegen aber glücklicherweise in einer höheren Hand! Mir aber haben diese Worte des Prinzen unendlich wohl gethan.

Von der trefflichen Disziplin in unserem Heere möge folgende Begebenheit, die auf dem Rückmarsche sich ereignete, zeugen. Ich hatte den Leuten streng verboten, irgend etwas Eßbares zu nehmen, das nicht bezahlt würde. In einem Marschquartier am Ruhetage kam eine Frau auf mich zu, mir klagend, daß aus ihrer Kammer zwei Schinken gestohlen seien. Mich ärgerte dies, und

ich theilte meiner Kompagnie beim Appell mit, daß mich dieser Schandfleck auf der bis dahin intakten Truppe tief geschmerzt habe, ich aber von einer Untersuchung Abstand nähme. Nachmittags war die ganze Kompagnie im Dorfe auf den Beinen, und der Feldwebel theilte mir mit, daß die Leute so wüthend über die That seien, daß sie den Unhold ans Licht ziehen und nach ihrer Art abstrafen wollten. Abends kamen die Leute vom Feldwebel begleitet vor mein Quartier, in ihrer Mitte zwei Trainsoldaten einer durchziehenden Trainkolonne führend, strahlend vor Befriedigung, daß die Ehre der Kompagnie unberührt sei, da man bei diesen die Schinken gefunden habe. Ich gestehe, daß dies einer der schönsten Momente war, die ich als Kompagniechef erlebte.

Ich kann hier noch hinzufügen, daß ich 1894, als ich von den Manövern in Ungarn zurückkam, mit einem Kaufmann aus Kremsier fuhr. Als ich ihm in der Nähe jener Stadt bemerkte, daß ich die Stadt kenne, errieth er, daß ich damals auch an der March gelegen habe. Sobald er die Gewißheit hatte, stand er ganz erregt auf und sagte, daß er seit dem Kriege leider jetzt erst das erste Mal Gelegenheit hätte, einen Offizier aus der feindlichen Armee zu treffen, was ihm deshalb so bedauerlich sei, weil es ihm die Gelegenheit geraubt habe, dem Danke und der Hochachtung Worte zu verleihen, die die ganze Gegend für die preußischen Truppen empfände. Er konnte die Manneszucht, das gesittete Betragen, zu dem leider das Benehmen seiner eigenen Landsleute hier und da im Gegensatz gestanden hätte, nicht genug rühmen. „Sie haben ein schönes Gedenken hier hinterlassen, und wir haben uns später nicht mehr gewundert, daß solche Armee stets siegreich ist!“ schloß er seine für unsere Truppen so ehrenvolle, fast begeisterte Anrede.

Der Rückmarsch brachte mir noch eine höchst eigenthümliche Situation. Das außerdienstliche Benehmen unseres Kommandeurs machte dienstliche Klagen noth-

wendig, die mir wegen Formfehlers auf Befehl des kommandirenden Generals zwei Tage Stubenarrest einbrachten, die ich auf Befehl meines Kommandeurs in Böhmen absaß. Meine Lage war eine eigenthümliche. Ich saß — ohne Degen — als Letzter in Feindesland auf einsamer Stube meinen Arrest ab. Da ich das Zimmer natürlich nicht verließ, so hielten mich schließlich die Tschechen für etwas verwirrt im Oberstübchen. Die Sache wurde, nachdem der Kommandeur versetzt worden war, später durch ein Kriegsgericht ausgetragen; ich wurde vom General v. Steinmetz schon vorher ganz entlastet.

Auf diesem Marsche erhielt ich die gerichtliche Benachrichtigung von der ersten Erbschaft, die ich in meinem Leben machte und auch hätte antreten können, wenn ich meine Namensunterschrift durch einen (preußischen) Notar hätte beglaubigen lassen. In der ersten heimischen Stadt Liebau eilte ich zum Rechtsanwalt, der mich nach Durchlesung fragte, ob ich das Aktenstück durchgesehen habe. Ich erwiderte ihm, daß ich dazu nicht Zeit gefunden habe, auch mir zuviel Zahlen darin ständen. „Nun", sagte er mir, „Sie haben den 120. Theil von 112 Thalern geerbt, die Beglaubigung der Unterschrift kostet 2 Thaler. Wenn Sie auf die Erbschaft verzichten, machen Sie 1 Thaler Profit!" Dies leuchtete mir ein.

Ich bestellte einige Tage vor der Rückkehr bei der Gattin in meinem mitten im Bauchschen Parke bei Glogau gelegenen Heim zum Einmarschtage ein Mittag für alle meine Offiziere und ließ heimlich dazu die Frauen der verheiratheten Herren einladen. Man kann sich die Ueberraschung und Stimmung denken, welche bei dem fröhlichen Mahle herrschte.

Unser Trainoffizier, der originelle Rittergutsbesitzer, jetzt Rittmeister Reymann, revanchirte sich durch ein höchst gelungenes Fest auf seinem Schlößchen. Böllerschüsse, Laubgewinde und Fahnenschmuck („Es lebe die Viehzucht!" stand auf dem größten der Banner) empfingen uns

schon im Dorfe; ein gutes Essen erwartete uns im Hause, der Abend aber wurde musikalisch verherrlicht. Da meine Offiziere alle Talent zur Musik hatten und der Rittmeister nur männliche Dienstboten engagirte, welche ein Instrument spielen konnten, auch der Pastor ein firmer Geiger war, so wurde, da Instrumente in Unzahl vorhanden waren, bald eine großartige Kapelle zusammengestellt, die uns bis zum frühen Morgen in lustiger Stimmung hielt. Damit und mit dem Auseinandergehen aller der treuen Mithelfer war die letzte Spur des Feldzuges verweht.

Friedensdienst. Nach dem Kriege begann wieder der regelmäßige Dienst, den ich mit großem Wohlgefallen, ja mit Passion getrieben habe, weil ich sah, daß man etwas Reelles förderte. Für den Soldaten giebt es keine schönere, ihn mehr anspannende Zeit als die des Kompagniechefs, so daß mir einst der Abschied von der Kompagnie, die ich fast sechs Jahre geführt hatte, sehr schwer wurde. Die Führung des Bataillons durch die trefflichen, diensteifrigen und vornehmen Kommandeure, die Majors v. Uthmann und v. Owstien, welch Letzterer leider im Feldzuge 1870 starb, war so ansprechend, daß es eine Lust war, unter ihnen zu wirken. Wir hielten in dem Bataillon gute Kameradschaft und hatten angenehme gesellige Verhältnisse innerhalb desselben.

1867 machte ich, ebenso wie es mir 1857 schon beschieden war, eine Generalstabs-Uebungsreise unter Oberst v. Krensky mit, welche allerdings den Vergleich mit der früheren unter dem genialen Oberst v. Schöler gemachten bei Weitem nicht aushielt. Doch erfrischen solche gemeinsamen Ritte unter gemeinsamer Arbeit und Erholung überaus und fördern das militärische Wissen wie kaum etwas Aehnliches es zu thun im Stande ist. Auch eine Festungsbelagerungs-Uebung bei Neiße unter Leitung des Generals v. Schweinitz brachte Abwechselung in das militärische Leben. Aus dieser Uebung möge ein drolliger Vorgang erwähnt werden.

Der General hatte mich an seine Person gezogen; ich mußte auch in seiner Suite sein, als er von einer Bastion aus die Sprengung von fünf Schachtminen leitete, die im Angriffsfelde angelegt waren. Hohe Gäste waren geladen, Alles voller Erwartung. Wie oft bei solchen Gelegenheiten mißrieth auch hier die Sache aus Uebereifer. Statt fünf sprangen nur zwei der angelegten Schachtminen mit furchtbarem Geknalle hoch in die Luft. Da weiter nichts erfolgte, ging der General, gefolgt von einem älteren Adjutanten und mir eiligst an die Stätte der Zündung. Wir standen an der Brustwehr und sahen in den bombensicheren Raum hinab, in welchem der die Zündung leitende Hauptmann May fungirte. Auf die Frage des Generals, warum nur zwei Minen explodirt seien, antwortete er: „Herr General, der Zündschwamm brennt noch, die Herren stehen gerade auf einem der Schächte!" Weiter hörten wir nichts, sondern waren in demselben Momente schon mit einer Eile auf dem Rückzug, wie sie die fatale Situation nöthig machte. Ich vermochte wegen des drolligen Anblicks, den dieser Rückzug darbot, kaum zu folgen. Der sonst so formelle General und sein meist etwas pedantischer Adjutant legten nämlich nicht nur eine scharfe Pace vor, sondern ergriffen auch einer nach dem andern die Spitzen der Pallisaden, die den gedeckten Weg sicherten, und schwangen sich mit einer Eleganz über die Hindernisse hinweg, die wirklich staunenswerth war. Natürlich gingen auch die drei Schachtminen nicht los.

Sehr lehrreich und kameradschaftlich recht anregend waren auch die beiden Pontonierübungen, die von dem Fachmann Obersten Braun und später von einem weniger orientirten Obersten in den Jahren 1868 und 1869 bei Graudenz bezw. bei Lauenburg geleitet wurden.

Tüchtig vorgebildet war nun die Kompagnie für jede Verwendung. Und diese sollte bald kommen.

2. Der Feldzug gegen Frankreich.

1870/71.

Mobilmachung. — Fahrt nach Landau. — Weißenburg und Wörth. — Transport in die Heimath. — In Glogau. — Besuch in Dolzig.

Mobilmachung. Noch war ich Kommandeur derselben Kompagnie in Glogau, als von Neuem der Kriegsruf erscholl. Ich hatte dank meines energischen Durchgreifens bei der Auffrischung des total verbrauchten Trains die Neubeschaffung der sämmtlichen Geschirre glücklicherweise in vollendeter Ordnung, als es wieder losging. Dennoch verursachte die Mobilmachung wieder eine Arbeit, welche Einen halb zur Verzweiflung bringen konnte. Meine Trainsoldaten waren nämlich durch ein Versehen statt nach Glogau nach Posen dirigirt worden, und so mußte ich, da die Pferde pünktlich eingetroffen waren, meine Pioniere, deren anstrengende Arbeit auf Stunden genau berechnet war, noch zum Pferdepflegen kommandiren und selbst Rittmeister spielen, da die Leute sich keinen Rath wußten. Ich kam in der Zeit weder Tag noch Nacht zur Ruhe und war zuletzt so überarbeitet, daß meine sonst so kräftigen Nerven diesmal völlig den Dienst versagten. Mit dem Ersatz für meine Kompagnie war ich auch nicht zufrieden, da ich von anderen Kompagnien Leute erhalten hatte, die meine Art nicht kannten und mir manchen Aerger bereiteten.

Fahrt nach Landau. Wir wurden Ende Juli 1870 mit dem ganzen Train in Glogau mit der Bahn eingeschifft. Unser Marschziel war Landau. Die Fahrt war nicht ohne Interesse. Noch ehe das Signal zum Abfahren vom Stationsvorsteher, neben dem ich als Letzter stand, gegeben war, fuhr durch ein Mißverständniß die Lokomotive an und verbog, da der Zug dicht an

einer Laderampe stand, die Angel der offenstehenden Thür, die zu meinem Abtheil führte. Der Zug hielt sofort, die Thür war aber nicht mehr zu schließen und wurde deshalb zu meiner großen Befriedigung nach außen zu fest angebunden. Dieser Umstand gab Veranlassung zu den amüsantesten Beobachtungen staatlicher Eigenthümlichkeiten, auf die das Interesse aller Offiziere, besonders des mitreisenden Kavalleriebrigadiers v. Hontheim, sich schließlich konzentrirte. Auf allen preußischen Stationen kam der oberste Beamte auf mich zu und stellte mir ebenso höflich wie bestimmt vor, daß das Offenbleiben der Thür gegen das Reglement sei. Ich zeigte ihm dann, daß die Angel verbogen und nicht grade zu machen sei. Man versuchte darauf wiederholt, die Thür zu schließen; da sich dieses jedesmal als unmöglich herausstellte, so ergab man sich und band die Widerspenstige wieder rückwärts fest. Auf allen Stationen in Sachsen wurden bei aller Höflichkeit sämmtliche Herren fuchswild: Die Thür müsse zu, es könne so nicht bleiben, es wäre gegen die schärfsten Bestimmungen. Sie rüttelten und schüttelten nun an der Thür und suchten sie sogar mit Gewalt zum Gehorsam zu bringen; diese aber blieb unnachgiebig gegen alle Bemühungen. Zuletzt beschlossen die Beamten, der Wagen müsse ausgewechselt werden. Da ich ihnen aber zeigte, daß dazu die Zeit nicht ausreiche, setzte sich schließlich unter allgemeinen Protesten der Zug in Bewegung und glitt mit der verbrecherischen Thür von dannen. In Bayern dagegen zeigte sich gerade das entgegengesetzte Bild. Auf keiner der vielen Stationen, weder am Main noch später in der Pfalz, hat auch nur ein Beamter sich die Thür überhaupt angesehen; unbehelligt und ungefragt fuhren wir überall ein und aus. Im Großherzogthum Hessen geschah Alles genau ebenso wie in Preußen, so auch am Rhein; man machte auf die Vorschriftswidrigkeit aufmerksam und ergab sich in das Schicksal, als man das Unabänderliche der schrecklichen Begebenheit einsah.

Bekannt ist ja der Enthusiasmus, mit welchem wir in allen Theilen Deutschlands, sei es bei Tag oder bei Nacht, begrüßt wurden, und wir waren doch fast der hundertste Zug.

Hinter Bamberg sah ich, wie ein Pferd laut wiehernd neben dem Zuge einherlief. Als ich zum Coupé hinausblickte, winkten mir die Leute aus den hinteren Waggons zu, daß es eines unserer Pferde sei. Ich gab das Haltesignal, der Zugführer machte ein bedenkliches Gesicht und antwortete auf meine Frage, wieviel Verspätung er verantworten könne:

„Zehn Minuten, Herr Hauptmann, aber in der Zeit laden Sie doch das Pferd nicht auf!"

„Da kennen Sie meine Pioniere schlecht!" antwortete ich und befahl, sofort eine Rampe zu bauen. Im Umsehen waren zwei Balken und eine Anzahl Bretter heruntergeworfen und gegen den Waggon als Rampe zurecht gelegt; das Pferd wurde von einigen findigen Trainsoldaten bald eingefangen, theils willig, theils mit Gewalt in den Wagen getrieben, die Bretter verladen, und in wenigen Minuten setzte sich der Zug wieder in Bewegung. Wunderbarer als die schnelle Erledigung der Hereinschaffung war der Umstand, daß das Pferd bei dem Herausspringen aus dem allerdings noch nicht in voller Fahrt befindlichen Zuge sich auch nicht im Geringsten beschädigt hatte.

Zu meiner Kompagnie gehörten der Premierleutnant v. Schnehen, Leutnant Kade, die Fähnriche Seher und Clausius. Zum Train: Premierleutnants der Reserve Becker (später Landrath in Neidenburg) und Götze, sowie der Dr. Kleist, Assistenzarzt der Reserve.

In Landau wurden wir nach 40stündiger Fahrt ausgeschifft und hatten etwa 3/4 Meilen zu marschiren, um in die Stadt zu gelangen. Vor uns marschirte eine Kompagnie Bayern, die sich unterwegs am vaterländischen Naß wohl tüchtig erfrischt hatten. Dies kam bei dem schwül-

heißen Tage den Leuten sehr zu Schaden, denn die Kompagnie wurde, trotzdem schon eine Anzahl Wagen mit Tornistern und Maroden der Truppe folgten, immer dünner, bis schließlich nur ein kleines mattes Häuflein in Landau einmarschirte, während der Rest trotz des kurzen Marsches sich in den Gräben erholte. Meine von einem Manöver sehr marschgewohnten Leute zogen nicht nur vollzählig, sondern auch in strammer Haltung in die Stadt ein. Die Folge war, daß am nächsten Mittage zwei bayerische Landtagsabgeordnete und ein Pastor aus Landau anfragten, ob es mich störe, wenn sie dem Appell zuschauten. „Im Gegentheil!" war meine Antwort. Nachher kamen die bayerischen Herren mit dem liebenswürdigen Pastor, bei dem ich (in Nußdorf) im Quartier lag, zu mir und sagten, daß sie nach den Bildern, welche die beiden einmarschirenden Truppen dargeboten hätten, herbeigekommen wären, um etwas von dem preußischen Dienst zu sehen. Sie wären von der Exaktheit, mit welcher meine Leute die Bewegungen gemacht hätten, ganz entzückt; hätten aber gehört, daß in Preußen diese Präzision nur durch die Fuchtel erreicht würde; sie wären daher um so erstaunter, als sie sich überzeugt hätten, daß die Leute ihren Hauptmann sogar verehrten. „Ach", sagte Einer, „wie oft haben wir über den preußischen Kuckuck und dessen Drill gespottet. Nun die Franzosen uns hier fast auf die große Zehe treten, wünschten wir, unsere Armee wäre auch so stramm erzogen!" Ich habe die Herren aber getröstet und sie über die Kriegstüchtigkeit ihrer eigenen Truppen belehrt.

Die nächsten Märsche waren für die gesammte deutsche Infanterie sehr nöthig, denn die gänzlich untrainirten Reservisten hielten die Strapazen nicht aus, und es lag eine solche Anzahl Maroder in allen Gräben, daß der Divisionskommandeur in heller Verzweiflung Halt über Halt machen ließ, nur um die Truppen wieder einiger-

maßen vollzählig zu bekommen. Erst allmählich gewöhnten sich Muskeln, Lunge und Nerven an die gleichmäßige Strapaze des Marschirens, und die Korps haben gezeigt, daß sie schon in den nächsten Wochen wieder vollständig kriegstüchtig waren.

Weißenburg und Wörth. Auf dem Marsche nach Weißenburg hörten wir den Kanonendonner, und Telegraphenbeamte berichteten, daß es halbwegs gut stände. Wir marschirten in der Reserve auf. Als ich nach dem Bahnhof Weißenburg vorrückte, bot sich mir ein schmerzlicher Anblick. Auf der Chaussee, die von Altenstatt heraufführte, lag ein starkgebauter Stabsoffizier, in welchem ich meinen Hausgenossen und Freund Oberstleutnant v. Gronefeld erkannte, einige Schritte weiter sein Adjutant v. Neumann, der eben erst Majoratsherr geworden war. Gute Freunde, mit denen ich manchen frohen Abend verbracht, manchen gemüthlichen Skat gespielt, lagen hier leblos längs der Straße. Das Bataillon (58er) war beim Herausmarschiren aus Altenstatt vom Feuer der zahlreich umherliegenden Zuaven, die außerdem einen massiven Kirchhof besetzt hatten, überrascht worden. Auch der Sturm auf den Geißberg hatte manchem lieben Kameraden und Freunde das Leben gekostet.

Den Bahnhof fand ich voller Bayern, die dort herum hausirten. Ich jagte sie fort und brachte Ordnung in die Umgebung des Biwaks. Nach einiger Zeit meldete mir mein Arzt, daß der Restaurateur und sein Junge verwundet im Keller lägen. Ich ließ sie verbinden und ihren Verwandten in der Stadt durch einen Boten Nachricht geben, welche die beiden Unglücklichen abholten. Die Belohnung blieb nicht aus. Nach einiger Zeit erschien der Verwandte des Wirthes und überbrachte uns eine so große Anzahl Flaschen fiskalischen Sektes, daß die Offiziere und Mannschaften einen köstlichen Abendtrunk

hatten; allerdings wurde der Sekt aus Kochgeschirren getrunken.

Nach einem scheußlichen Biwak, in welchem, wie mein Feldwebel berichtete, ich der Einzige der Kompagnie gewesen sei, der trotz des Regens im Kartoffelfeld friedlich durchgeschlafen habe, statt am Feuer herum zu trampeln, marschirten wir nach Preuschdorf.

Wir bezogen ein Biwak südlich des Dorfes und wurden am frühen Morgen schon durch Kanonendonner geweckt; allmählich entwickelte sich, wie mein schlachtgewohntes Ohr heraushörte, eine volle Schlacht. Wir Pioniere waren wieder vergessen. Da ich wußte, daß die Sauer in unserer Front sei, und mich an die Vorschriften des „grünen Buches" erinnerte, das ausdrücklich betonte, daß der Führer einer Pionier-Kompagnie auch ohne besonderen Befehl sich an dem Gange der Schlacht nach bestem Wissen betheiligen solle, so ließ ich meinen Train, mit dem ich mich durch berittene Unteroffizier-Relais in Verbindung hielt, stehen und marschirte mit der Kompagnie auf den Kanonendonner zu.

Bald traf ich auf unsere Truppen und auf meinen mir seit lange und herzlich befreundeten Bataillonskommandeur, den prächtigen Major v. Owstien. Er warnte mich, mich unnütz Gefahren auszusetzen. Als ich ihm aber die Sauer zeigte und die Vorschriften in Erinnerung brachte, gab er nach und ließ mich ziehen. Bald kamen Offiziere und klagten über die traurige Beschaffenheit der Brücke, die innerhalb der Stadt Wörth über die Sauer führe und einer Verstärkung bedürfe. Ich ließ, um den Stoß der Räder der vorgehenden Artillerie auf den schwachen Brückenbelag zu mildern, innerhalb der Stadt Fensterladen und Thüren abnehmen und eine neue Schale herstellen. Da eine Anzahl Kugeln unter die Arbeiter sausten, wurde die Arbeit anfänglich etwas wild geleistet und verdarb offenbar mehr, als sie nützte, da die übergehenden Pferde sich beinahe die Beine brachen.

Immer dichter schlugen die Kugeln ein, und der kommandirende General v. Kirchbach, der meine Ankunft recht willkommen hieß, gab mir Befehl, einen Theil der Leute zu detachiren, um die Häuser der Stadt zu räumen, aus denen offenbar geschossen würde, und Alle erschießen zu lassen, welche mit der Waffe in der Hand angetroffen würden. Ich ließ die Franzosen, die meine Leute fanden, abführen. Es hatte sich jedoch inzwischen herausgestellt, daß die Schüsse nicht aus den Häusern, sondern von den noch zum Theil besetzten Weinbergen kamen. Die Bayern waren bekanntlich auf unserem rechten Flügel nicht gleichmäßig mit vorgegangen, und die Franzosen hatten sich infolgedessen auf einer vorspringenden Höhe (nordwestlich von Wörth) wieder festgesetzt, von wo aus sie in die Stadt hineinschossen. Dieses war vom Generalkommando erkannt worden, und es handelte sich darum, diese einzelne Höhe wieder zu nehmen. Da ich in dem Augenblicke die einzig verfügbare Truppe führte, so wurde einer der Adjutanten, Leutnant v. Hennigs (von den 11. Ulanen, jetzt Inspekteur der 2. Kavallerie-Inspektion) im Auftrage Kirchbachs mit der Frage zu mir geschickt, ob ich bereit sei, einen Angriff auf die Weinberge zu machen. Mit Freuden sagte ich zu, erhielt eine Anzahl führerloser Infanteristen zur Verfügung und ließ, da die Brücke noch hergestellt werden mußte, Freiwillige zum Angriff vortreten. Etwa 64 Mann (keiner der vielen Polen, die ich hatte, meldete sich) traten vor, und mit ihnen ging ich, geführt von Leutnant v. Hennigs, der mich bis an den Fuß der Höhe brachte, in Schützenlinie, in die ich die Infanteristen eingereiht hatte, gegen die Berge und auf die Terrassen vor. Als wir oben ankamen, überschütteten uns die Franzosen aus einem gegenüberliegenden Nußbaumholze auf etwa 100 m mit solchem Feuer, daß ich die Leute sich niederlegen hieß. Ich selbst erhielt drei Schuß, einen leichten Streifschuß am Ohr, einen schmerzhaften Prellschuß gegen den Oberschenkel und einen, der

mir surrend den Säbel aus der Hand riß und meine Hand erschütterte, so daß sie ein wenig blutete. Meine Leute wurden arg mitgenommen, ein Drittel getödtet oder verwundet. Wir hatten aber den Feind vom Rande des Weinberges zurückgetrieben und dadurch die Stadt Wörth und deren Zugänge von dem feindlichen Feuer befreit.

Während des Feuerns meldete mir ein junger Reserveleutnant der Infanterie, daß man von der rechten Flanke aus den Feind der Länge nach fassen könne, dort läge einer meiner Unteroffiziere (Henschel) mit einigen Pionieren. Auf dem Wege dorthin mußte ich, wenn ich nicht zu viel Zeit mit Hinunter- und Heraufsteigen der zum Theil gemauerten Terrassen verlieren wollte, ein Stückchen über das bestrichene Feld gehen. Da die Masse von Gewehrkugeln hoch über mich hinwegsauste, mußte ich glauben, daß die meisten Franzosen noch das hohe Visir aufhätten, und ging deshalb getrost vorwärts. Als ich etwa 40 Schritte gemacht hatte, erhielt ich plötzlich einen Schlag in den Unterschenkel, der mich sofort zu Fall brachte, da offenbar der Knochen getroffen war. Ich lag mitten auf dem Acker und war als einziger Gegenstand den feindlichen Kugeln ausgesetzt, die fortwährend um mich her sausten oder einschlugen. Mitten in diesem Feuer kamen zwei tapfere Leute, ich glaube es waren 46er, aus der Deckung hervorgeprellt, trugen mich trotz meiner Mahnung, sich nicht dem Feuer auszusetzen und mich ruhig liegen zu lassen, mit dem Bemerken, sie könnten es nicht länger mit ansehen, eine Strecke zurück, ließen mich in eine Grube nieder, in der ich gedeckt war, und eilten dann in ihre Stellung zurück. Wer die Braven waren, habe ich nie ermitteln können. Als ich aus einer Ohnmacht, die mich infolge des großen Blutverlustes befallen hatte, aufwachte, war das Gefecht hier verstummt, meine Leute umstanden mich, rieben mir die Stirne mit zerdrückten halbreifen Weintrauben und steckten ebensolche in meinen Mund. Eine

Bataillonsfahne wehte über mir. Das Vordringen der Bayern auf unserem rechten Flügel hatte den Feind zum Zurückgehen gezwungen. Leider war Unteroffizier Henschel mit seinen drei Mann gefallen und ein Drittel meiner Leute schwer verwundet. Schnell hatten die Pioniere aus Weinbergsstangen eine Tragbahre konstruirt, und nun kam einer der schönsten Momente meines Lebens. Die Pioniere, die ich fast sieben Jahre und in zwei Feldzügen geführt hatte, drängten sich um die Ehre, mich ein Stück tragen zu dürfen, viele weinten, andere küßten mir die Hände, da Niemand glaubte, daß ich mit dem Leben davonkommen würde, weil ich schrecklich aussah; ich hatte nämlich in der Grube in meinem Blute gelegen und war ganz von demselben bedeckt.

Transport in die Heimath. Meine Leute trugen mich nach Wörth, wo ich in einer engen Stube mit noch acht Leidensgefährten auf dem Stroh auf der Diele lag. Mein Bursche, der brave Neumann, jetzt ehrsamer Bahnhofsassistent, versorgte uns mit Wasser, dem Einzigen, dessen wir für den Magen und die brennenden Wunden bedurften. Neben mir lag ein Pionier Adam, der durch die Brust geschossen und als unrettbar aufgegeben war. Dieser hat merkwürdigerweise später nach völliger Heilung den Rest des Feldzuges noch mitgemacht. Wir schwammen buchstäblich im Wasser. Gegen Mittag kamen Johanniter in die Stadt und erlösten uns von dem Aufenthalt. Mein guter Doktor hatte sich's nicht nehmen lassen, mich zu verbinden, hatte aber den Schuß für einen Fleischschuß erklärt und mich nicht geschient, wodurch ich nicht nur heftige Schmerzen auszustehen hatte, sondern auch die Heilung verzögert wurde. Man schaffte mich nach Sulz, und zwar auf einem Leiterwagen über zwei Meilen Pflaster, die ich heute noch schmerzlich verspüre, wenn ich daran denke. General v. Kirchbach traf mein Gefährt, stieg auf dasselbe, nahm meine Hand, fuhr ein Stückchen mit und sagte mir

einige freundliche ermuthigende Worte. In Sulz nahm sich eine barmherzige Schwester (sacré coeur) meiner freundlichst an. Am nächsten Tage wurde ich nach Mannheim mit der Bahn transportirt. Vom Bahnhofe holten mich auf der Tragbahre vier brave freiwillige Krankenträger ab. Leider waren sie von so verschiedener Größe, daß ich die halbe Stunde, welche der Transport nach dem Schlosse des Grafen Oppendorff dauerte, mich krampfhaft festklammern mußte, weil ich auf einer schiefen Ebene lag. Da sie falschen Tritt hielten, stand ich solche Schmerzen aus, daß ich sie schließlich bat, einen Augenblick abzusetzen. Ein Schwarm Neugieriger begleitete mich, und eine alte Frau rang über mir die Hände und rief: „Der sterbt, der sterbt!", was mich trotz meiner fatalen Lage zum Lachen brachte.

In Mannheim lag ich mit Offizieren vom 1. Garde-Regiment, speziell mit dem Kompagniechef der Leibkompagnie, Hauptmann v. Redern, zusammen, mit dem ich sehr anregende Unterhaltungen pflog, da unsere Anschauungen sich in vieler Beziehung deckten. Graf Götz v. Berlichingen besuchte uns jeden Morgen, und die trefflichen Schwestern des Niederbronner Klosters pflegten uns ausgezeichnet. Ich unterhielt mich besonders gern mit der Oberin, einer erfahrenen Dame. Eines Abends war sie etwas verzagt und erzählte mir, daß ein Oberst in so schrecklicher Weise an Blutvergiftung gestorben sei, daß die armen Mädchen ganz verstört seien. Ich sagte: „Spielen Sie einen lustigen Tanz und lassen Sie die Mädel ordentlich herumspringen, dann werden sie wieder Muth bekommen". Am anderen Morgen berichtete mir die gute Frau sehr vergnügt, daß das Mittel Wunder gewirkt habe. Professor Dr. W., der berühmte Operateur, sagte, als er meine Wunde sah: „Knochenschuß!" — „Nein, Fleischschuß!" meldete ich. „Wer hat Ihnen das gesagt?" — „Der Arzt, der mich verband." Lächelnd nahm er meinen Unterschenkel und bewies mir

durch Augenschein, daß der Knochen entzwei sei. „Sie müssen ja nette Schmerzen ausgestanden haben!“ meinte er, was ich ihm auch zugeben durfte.

Ende August ließ ich mich in einen Gipsverband legen, um nach Hause zu fahren. Meine Frau mit den drei Jungen wohnte mit meinem Vater (damals Schulrath in Breslau) in Altwasser bei Waldenburg in Schlesien, wo mein verwittweter Bruder Pastor war. Als ich auf dem Dampfschiff in Mannheim anlangte, schickte mir Frau Generalin Job v. Witzleben, die uns schon in den letzten Tagen mit freundlichen Aufmerksamkeiten überschüttet hatte, mein ganzes Verbandzeug in einem herrlichen Blumenkorb als Abschiedsgruß.

In Mainz kam ich abends spät an. Ein junger Leidensgefährte, der mit mir fuhr, wurde von Verwandten abgeholt, mein Bursche irrte vergeblich in den Straßen der fremden Stadt umher, um mir eine Unterkunft zu verschaffen. Meine Wunde war angeschwollen, und der Gipsverband verursachte mir Qualen. Als wir Beide nicht mehr aus noch ein wußten, erschien plötzlich ein älteres Ehepaar und fragte mich, wo ich unterkommen wolle. „Wo ich ein Unterkommen finde!“ war meine Antwort. „Wollen Sie bei uns vorlieb nehmen?“ — „Mit tausend Freuden und herzlichem Dank!“ war meine Antwort. Bald lag ich bei dem menschenfreundlichen Rechtsanwalt auf bequemem Lager, von einem ausgezeichneten Arzt behandelt, der meine Wunde wieder in normalen Zustand brachte.

„Wir haben oft auf Bismarck und die Preußen geschimpft,“ sagte der Alte, als ich meinen Dank abstattete, „und wir wollten unsere Reue über unseren Irrthum gern durch die That beweisen“. Nach liebevoller Pflege wurde ich auf den Dampfer geschafft, wo mir die freundliche Aufmerksamkeit des Kapitäns ein stilles Plätzchen hinten im Salon anwies, von dem aus ich die herrlichen Rhein-Ufer, nach denen ich im Stillen mich so manches Mal

gesehnt hatte, nach allen Seiten bewundern konnte. Es war meine erste Rhein-Reise.

In Köln lag ich in einem großen Gasthofe. Da trat plötzlich ein Herr ein mit einem Kästchen voll Schneideinstrumenten, stellte sich als Belgier und Professeur de la chirurgie vor, mit der Absicht, meine Wunde zu untersuchen und mir beizustehen. Ich lehnte ab, der Mann wurde immer zudringlicher, meine Nerven waren von den Strapazen der letzten Tage auch nicht gerade ruhiger geworden, genug, ich drohte ihn zu „erschlagen", wenn er nicht augenblicklich das Zimmer verließe, worauf er schleunigst den Rückzug antrat. Vielleicht habe ich einen Menschenfreund beleidigt, damals dachte ich an diese Möglichkeit nicht.

In Magdeburg besuchte mich der alte prächtige Rath Balan und bestätigte ein Gerücht, bei dessen Verkündigung ich meinen Burschen ausgelacht hatte, daß eine große Schlacht bei Sedan gewonnen und Napoleon gefangen genommen sei.

Ich war von den Anstrengungen und dem ewigen Reizen meiner Wunde mit heißem (Lokomotiv-) Wasser, welches allein im Stande war, sie im Gips zurückzuhalten, ins Fiebern gerathen und vollständig herunter, als ich in einem nach Hering duftenden Gepäckwagen auf einer Matratze liegend, in Leipzig abends eintraf. Ein großartiger Lärm verkündete uns, daß man dort im Freudentaumel über Sedan sei. Kaum hielt der Zug, so öffneten sich die Wagenthüren und einige zwanzig Köpfe guckten in den Raum, jeder etwas Anderes fragend oder proponirend: „Wünschen Sie den Doktor? Chokolade? Beefsteak? Wein? Tasse Bouillon? Sekt?" ꝛc. So rief Alles wohlmeinend durcheinander. Mein braver Bursche sagte: „Meine Herren, der Herr Hauptmann bedarf nur eines, das ist Ruhe. Er fiebert und ist fürchterlich matt von dem langen Transport!" Sofort wichen die Herren zurück. „Ja — aber", sagte der kecke Pionier, „meine Herren,

warum fragen Sie mich nicht? Ich muß ihn pflegen und wenn Sie mich stärken, erquicken Sie auch den Herrn Hauptmann!" — Großes Bravo! — „Nun, was wünschen Sie denn?" fragten die offenbar belustigten braven Leipziger. „Nun," sagte er, „einer der Herren sprach ja wohl von Sekt, den habe ich noch nie getrunken!" „Eine Flasche für den braven Pionier!" erschallte das Kommando, und mit bestem Danke nahm der junge Soldat die Flasche und ein Glas in den Waggon und eilte dann, mir heißes Wasser zu besorgen. Inzwischen hatten freiwillige Leute sich an meine Lowry gemacht und erwiesen mir die gar nicht genug zu würdigende Wohlthat, mich nach dem Eilenburger Bahnhofe zu schaffen, ohne mich den schrecklichen Qualen des Transportes auf Tragbahren auszusetzen. Als wir weiterfuhren, öffnete unter meiner Anweisung der brave Bursche die Flasche und trank voller Entzücken den sprudelnden Saft. „Herr Hauptmann, das muß einen Todten gesund machen," rief er, „bitte stärken Sie sich damit!" Ich lehnte ab und bat ihn, auf der nächsten Station meine Ankunft nach Altwasser telegraphisch zu melden und zu bitten, auf den Stationen heißen Kamillenthee (für meine Wunde) bereit zu halten. Mit Schaudern denke ich heute noch an die Folgen dieser Bitte. Keine Station konnten wir passiren, ohne daß nicht die weichherzige Frau oder das Töchterchen des Bahnhofsinspektors an meinen Waggon traten, um mir, schön servirt, mit Zucker versehen, ein Täßchen Kamillenthee anzubieten. Meine angeborene Höflichkeit gegen liebenswürdige Weiblichkeit machte es mir unmöglich, den Leutchen einen Trunk abzuschlagen, und über ein Dutzend Tassen Kamillenthee, die ich wenigstens zur Hälfte leerte, wanderten in meinen zuletzt ganz empörten Magen. In Altwasser schlug die Stunde der Erlösung. Ich wurde von meiner Frau und den Kindern herzlich begrüßt und in dem gemüthlichen Pfarrhause meines trefflichen Bruders einquartiert, wo ich

die Meinen und meinen Vater um mich hatte, auch manche nette Besuche von Mutius, Zedlitz-Kynau und anderen befreundeten Herren und Damen erhielt. Dr. Fliegel aus Waldenburg nahm sich mit selbstloser Aufopferung trotz des weiten Weges und des kalten Winters meiner auf das Hochherzigste an.

In Glogau. Weihnachten war ich mit den Meinen im eigenen Heim. Da Glogau ein großes Gefangenenlager war, las ich, darum gebeten, für die Kommandantur die Briefe der gefangenen Franzosen, um etwaige Einvernehmen 2c. zu ergründen. Diese Durchblätterung der Briefe machte mich auf einen Zug der Franzosen aufmerksam, daß alle 200 bis 300 Briefe, die ich täglich bekam, fast dasselbe sagten. Wenn einer schrieb: Diner, si-si, là, là; souper si-si, là, là! so hatten wenigstens vier Fünftel der Schriftsteller dieselbe Wendung gebraucht. Ich habe nicht einen originellen Brief in meine Hände bekommen.

Im März machte ich die ersten Gehversuche an Krücken. Im April genoß ich den Landaufenthalt bei Graf Kaiserling, dessen Gemahlin, geborene v. Dönniges, später eine berühmte Novellenverfasserin wurde, auch gab mir deren junge Schwester weiteren Unterricht in der spanischen Sprache, die ich im Lazareth zu Mannheim zu lernen begonnen hatte. Im Mai ging ich nach Mittel-Falkenhayn, wo ich bei der interessanten, lebhaften und allbeliebten Frau Wendelstaedt Erholung und die gelinde Bewegung fand, die ich suchte. Die liebevolle Aufnahme, nicht nur im gastlichen Hause der alten Dame, sondern auch des ganzen Schönauer Kreises, hatte in mir oft den Wunsch erweckt, dort einmal länger zu weilen, ein Wunsch, der mir vom Schicksal später in weitester Ausdehnung gewährt worden ist.

Besuch in Dolzig. Eine angenehme und liebe Erinnerung bleibt mir die Einladung des alten Generals

Vogel v. Falckenstein, des großen Führers der Main-Armee, bei ihm auf dem Schlosse mich von meiner Verwundung zu erholen. Die Tage, die ich dort zubrachte, waren inhaltvolle. Gern tauschte ich mit dem weitblickenden Staatsmanne politische Gedanken aus, wobei er trotz meiner Jugend mir gern Gehör schenkte. Ein anderes Mal erzählte er von dem Mainfeldzug, den er mir in vielen Einzelheiten erklärte, sprach von seinen sonstigen reichen Erfahrungen oder ließ mich von Amerika berichten. Besonders gern vertiefte er sich in die Gebiete der Kunst, in denen er völlig heimisch war. Der Kirchenbau, besonders wo es Wiederherstellung oder den Ausbau alter Kirchenbauten galt, verdankte ihm bekanntlich manchen guten Rath, so daß König Friedrich Wilhelm IV. ihm seiner Zeit die oberste Aufsicht über die damals im Wiederaufblühen begriffene Kunstschule der Glasmalerei übertrug. Ueberaus anregende Wochen verlebte ich in dem gemüthlichen und geistvollen Hause, in dem ich später auch in der Familie des Sohnes Max so manchen köstlichen, wahrhaft erquicklichen Tag verleben sollte.

Fünftes Kapitel.

Platzingenieur.

1872—1878.

Posen. — Bad in Tirol. — Minden. — In der Schweiz. — Abschied. Cüstrin.

Posen (1872). Ich trat im Frühjahr 1872 wieder in den Dienst, und zwar schickte mich der mir wohlgewogene Chef des Ingenieurkorps, der spätere Kriegsminister v. Kameke, zur Fortifikation nach Posen. Völlig gesundend in tüchtiger Arbeit, in wahrhaft idealer Wechselbeziehung zu dem mir innig befreundeten Ehepaar Oberstleutnant Daun, meinem Vorgesetzten, sind mir die Posener Tage eine überaus liebe Erinnerung, und dies um so mehr, als der mir befreundete Stab des Generalkommandos mich in persönlich angenehme und militärisch fördernde Kreise brachte.

Bad in Tirol. Da mein zerschossenes Bein eine Badekur gebot, so ging ich auf Anrathen des Arztes nach Hall am Inn bei Innsbruck und sah zum ersten Mal in meinem Leben die im Mai tiefbeschneiten Bergriesen von Tirol. Die strenge Kur in dem primitiven, aber reizend gelegenen Salzbade Heiligkreuz bei Hall brachte mich sehr schnell auf die Beine. Das Bad war originell. Der Wirth, ein früherer Fuhrmann, war ein Bruder des Bischofs Gasser; der seltsame Kauz fühlte sich halb Kirchenfürst in seinem Hause, halb war er Fuhrknecht

geblieben. Er hatte mich miserablen „Ketzer“ nur aufgenommen, wie ich später merkte, weil er eben Ueberfluß an leeren Wohnungen hatte.

Ich machte auf den Rath des Arztes je nach der zunehmenden Stärkung der Muskeln immer größere Fußtouren in die wunderbar schöne Umgegend. Ich besuchte das Hallthal, Innsbruck, den Achensee, das Oetzthal und unternahm schließlich in Gemeinschaft mit dem bekannten Alpenschriftsteller Dr. Noë, dessen Frau und Nichte sogar einen schwierigen Uebersteig über das Timbler Joch nach dem Passeyer Thal im tiefsten Schnee. Selten ist mir ein Aufstieg schwerer geworden, da es meinem Fuße fast zu viel zugemuthet war, doch machte der Uebergang über reißende Waldbäche auf den vielfach durchlöcherten Schneebrücken, welche die Natur gebaut hatte, und der Anblick der Bergmassen auf mich einen gewaltigen Eindruck; ebenso der prächtige Tiroler Führer. Es war Sonntag, der Führer hatte sich bereit erklärt, uns bis an den letzten Aufstieg, den Noë kannte, zu bringen, da er rechtzeitig zur Messe in Sölden zurück sein mußte. Als wir uns trennten, sagte der Doktor zu dem Führer: „Also, Sie lassen uns mit zwei Frauen hier im Schnee und in der Wildniß stecken, nur um die Messe zu hören? Was ist christlicher, uns hier in Gefahren sitzen zu lassen, oder in der Kirche zu beten?“ Dem Manne wurde die Entscheidung offenbar nicht leicht. Dann aber erhellte sich sein Gesicht: „Ich werde für Jeden von Ihnen ein Ave Maria beten“, sagte er, „das ist sicherer als meine Leitung!“ und in ein paar Sätzen war er aus unseren Augen verschwunden. Der Mann mußte wohl Recht haben, denn wir kamen, obgleich wir Stufe auf Stufe uns mit den Stöcken im Schnee graben mußten, ohne Fährlichkeiten endlich auf dem Passe an. Leider verhinderte der Nebel jede Aussicht.

Dafür war der Abstieg um so eigenartiger. Der Doktor band den Damen ihre Paletots so um die Hüften, daß

sie mit den Füßen in einem völligen Sacke saßen, dann steckten wir Männer unsere Hosen in die Stiefel und nahmen unsre Ueberzieher, den Kragen in die Hand fassend, rittlings zwischen die Beine. Nun nahm der Doktor das Fräulein fest an der rechten Hand und gebot mir, auch seiner Frau Hand fest zu fassen und genau den Spuren zu folgen, die er zurückließ. Nun setzten wir uns hin und segelten auf unseren natürlichen Schlittenkufen die Abhänge des Gebirgsstockes in einer Geschwindigkeit hinunter, die mit einer Hörnerschlittenfahrt im Riesengebirge zu vergleichen war. In rasender Fahrt, oft streckenweise Bogen in der Luft beschreibend, sausten wir auf dem halbfesten Schnee dieselbe Strecke in wenigen Minuten hinab, zu deren Aufstieg wir fünf Stunden gebraucht hatten. Wir gelangten schließlich in das Thal und zwar in ein Quellgebiet ohne Weg und Steg, aus dem uns bald ein von Weitem herbeigewinkter kleiner Ziegenjunge glücklich in das erste Häuschen, eine gemüthliche Tiroler Kneipe am Rabenstein, hinunterführte. Die braven Tiroler, die alle den Doktor kannten, waren so entzückt darüber, daß die „Madlis" ohne Führer in so früher Jahreszeit (Mitte Juni) das Joch überstiegen hatten, daß sie sich förmlich in Liebenswürdigkeiten überboten; die Frauen borgten den Damen warmes Zeug, um das ihre zu trocknen, und die Männer führten uns den Schuhplattlertanz und allerlei lustige Schnaken vor, um uns zu amüsiren, so daß wir uns dort außerordentlich wohl fühlten. Der Gang durch das herrliche Passeyerthal im Frühjahr, mit den unzähligen stürzenden Wasserfällen, welche im Sommer versiegen, war mehr als eine verdiente Belohnung für die Anstrengungen. Wir erreichten über das Hofgut Andreas Hofers von Passeyer aus, das wir uns natürlich gründlich besahen, das paradiesische Meran, wo wir einige Tage uns am herrlichen Klima in unbeschreiblich schöner Gegend erholten, und trennten uns im Etschthal am Lobensteiner Schloß

beim Glase perlenden Weines. Ich kehrte über Bozen mit der Bahn nach Hall zurück.

Ich hatte nur noch einige Bäder zu nehmen, und das Haus meines Wirthes füllte sich immer mehr. In demselben Grade aber steigerte sich sein Widerwillen gegen die Anwesenheit eines Ketzers in seinem geheiligten Hause, in dem alle Morgen von zwei Geistlichen, mit denen ich mich übrigens sonst gut angefreundet hatte, die Messe gelesen wurde. Eines Mittags stand er auf und las den Brief einer Tirolerin vor, in welchem sie bejammerte, daß sie, so krank sie sei, in seinem Hause wegen Ueberfüllung keinen Platz mehr finden könne. Dabei sah der Wirth mich scharf an. Ich stand auf und erklärte, daß es bei uns Gewohnheit sei, stets den Damen Platz zu machen; daß ich daher bereit sei, mein Zimmer zu räumen, nach dem nahen Städtchen Hall überzusiedeln und von dort aus den Rest meiner Bäder zu nehmen. Murmeln des Beifalls bei den Tirolerinnen, Grunzen des Wirthes über meinen Erfolg begleiteten meine Worte. Nach Tisch empfahl ich mich den Badegästen, auch den Tirolerinnen, die etwa vier Fünftel der Gäste ausmachten. Sie saßen am langen Kaffeetische auf der Terrasse, ihre malerischen Hüte auf dem Kopfe. Als ich herantrat, stand die dicke reiche Hofbäuerin, die Vorsitzende des Tisches auf, drückte mir die Hand und hielt mir unter dem Beifall der Frauen folgende höchst charakteristische Ansprache, die ich, des Dialektes unkundig, leider nur hochdeutsch wiedergeben kann.

„Herr Kapitän," sagte sie, „wir haben wohl gemerkt, daß der Gasser Ihnen nicht wohl will, aber Sie haben in nobler Weise sich aus der Affaire gezogen. Sie sind ein Preuße, sogar ein preußischer Offizier, und deshalb achten wir Sie hoch. Wir Tirolerinnen haben immer für Helden ein Herz gehabt, und Ihr Preußen habt sie alle verhauen, die Dänen, uns und nun die von uns so gehaßten Franzosen, und darum haben wir alle für jeden

preußischen Soldaten etwas übrig. Behalten Sie uns in gutem Andenken und dehnen Sie ihren Groll über den „tälschen" Gasser nicht auf uns aus. Leben Sie wohl, Gott behüte Sie."

Damit reichten mir alle die netten Tirolerinnen, darunter einige recht liebliche Frauen, ihre biedere Rechte und murmelten ihre Zustimmung zu den Worten der Hofbäuerin.

Als ich am Schlusse von 5 Wochen meine Rechnung bezahlte, hatte ich, eingeschlossen Trinkgelder, 42 Thaler zu entrichten, behielt daher zu meiner Freude einen erklecklichen Ueberschuß über die von mir angelegten Reisegelder in der Kasse zurück.

Ich beschloß darum, einen Abstecher nach Italien zu machen, nachdem ich die Nachricht erhalten, daß ich zum Platzingenieur von Minden ernannt sei. Ich besuchte den Garda-, Como- und Lugano-See, wobei mir nur in Como ein Abenteuer passirte.

Die italienischen Gasthofrechnungen hatten meine Kasse so in Angriff genommen, daß ich sparen mußte und auf Anrathen eines deutschen Droschkenkutschers, den ich zugleich für den nächsten Morgen um 5 Uhr an die nahe Piazza bestellte, in ein „Hotel di Capello", in welchem es sehr preiswürdig sein „sollte", einzog. Ich hatte für ½ Huhn und ½ vino rosso als Abendbrot nur 13 Lire zu bezahlen. Ich that es, sagte dem Hausknecht dabei, daß ich um 4½ Uhr geweckt sein müsse, daß er bei pünktlichem Wecken ein Trinkgeld erhalten, bei Vernachlässigung die Kraft meines Armes spüren würde.

Zufällig wachte ich 10 Minuten vor 5 Uhr auf, stürzte schleunigst in meine Kleider und bemerkte, zum Fenster hinaussehend, den Vetturino an der Piazza, der schon ungeduldig mit seiner Peitsche knallte. Als ich zur Zimmerthüre hinauswollte, fand ich sie verschlossen. Ich rief, schlug an alle Nachbarthüren — keine Antwort! Zerschlug Karaffe und Schüssel an der Pforte — Alles schwieg! Ich ging auf

den Balkon, rief die wenigen Passanten an: „La porta e chiusa, aprite la porta!“ Niemand nahm Notiz von mir, nur der Vetturino machte mir die Zeichen, daß es höchste Zeit zur Abfahrt sei, denn wir wollten den Dampfer erreichen, der von Capolago nach Lugano fährt. Da riß mir die Geduld. Ich ergriff den Nachttisch als Sturmbock, rammte mit ihm die Thüre und stürzte beim dritten energischen Anlaufe mit der zerbrochenen Pforte in den Flur hinein; ich sprang nun dem im Hemde stehenden aufgeregten Wirth zu Leibe, ihn mit einigen Hallunko infamio ꝛc. traktirend und tüchtig puffend, versetzte der dicken Frau, die auf mich loskratzen wollte, einen abwehrenden Hieb und hatte auf der Treppe trotz des wilden Laufes gerade noch Zeit, dem zu Hülfe eilenden dummen Hausjungen, der die Zeit verschlafen hatte, eine pommersche, gepfefferte Maulschelle zu appliziren; dann jagte ich, gefolgt von dem halbnackten Trio, welches eine Masse mir unverständliches Zeug schrie, nach dem Wagen, sprang mit einem Satze hinein und fuhr nun unter dem stillen Lachen des sofort auf seine Gäule einhauenden Kutschers, dem ich für seine Geistesgegenwart einige Lire in die Hand steckte, und den kreischenden Lauten des Capello-Personals davon. Die Thüre haben sie von meiner vergessenen Uhr bezahlen können.

Nach kurzem Aufenthalte in dem gastlichen Lugano fuhr ich in die Alpen, die königliche alte Straße von Bellinzona entlang über den St. Gotthard, bewunderte mit gehobenem Herzen zum ersten Male die herrlichen Gebirgsfürsten der Schweiz, durchfuhr den unvergleichlichen Vierwaldstädter See, besuchte einige Wochen das Wildbad im Schwarzwalde und fuhr über Mainz und von dort den majestätischen Rhein hinunter bis nach Köln.

Auf dem Dampfer lernte ich einen Deutschen kennen, der in England Ingenieur war. Plötzlich brach der sehr nette junge Mann mit den Worten los: „Verzeihen Sie, mein Herr, meine Dreistigkeit, aber Sie flößen mir Ver-

trauen ein. Ich bin in Mainz bestohlen worden und kann nicht mehr nach Herford kommen, wo ich nothwendigerweise heute Nacht ankommen muß; können Sie mir das Reisegeld dazu vorschießen? Hier ist meine Karte!" Ich sagte, daß ich selbst nur noch 3. Klasse zu fahren vermöge, daß wir aber zusammen 4. Klasse nehmen könnten, im Falle er durchaus zu Hause sein müsse. Mit unendlichem Danke wurde der Vorschlag angenommen, und wir pferchten uns in den „Stehsalon" ein. Als ich in Minden in den Bahnhof einfuhr, sah ich zu meinem Graus meine Beamten vom Fortifikationssekretär abwärts auf dem Perron aufgestellt, wie ich richtig errieth, zum Empfange des neuen Chefs. Glücklicherweise kannten sie mich nicht, und so war es mir möglich, heimlich dem Waggon zu entsteigen und, plötzlich seitwärts herankommend, ihnen in würdevoller Haltung meinen hohen Gruß zu entbieten.

Minden (1872 bis 1876). In Minden war die meiner harrende Arbeit keine große. Die Festung ging ein. Ich hatte eine schöne Dienstwohnung am Domplatze, an der Stelle, auf der heute die Post steht. Die Garnison bot die angenehmste Geselligkeit. Mit den sangeskundigen und liebenswürdigen Frauen der Majors Block und Köppen wurde eifrig musizirt, ebenso mit Major Kühne (Cello), dem bekannten Schriftsteller Johannes van Dewall, und Hauptmann Hartmann (Violine). Lebendigsten Verkehr hatte ich außerdem mit dem Pionier-Bataillon Nr. 10 und dessen ausgezeichnetem Kommandeur, meinem Freunde, dem damaligen Major (später Chef des Ingenieurkorps) Golz.

Schon früher hatten wir gemeinsame Arbeiten für die Berliner Revue geliefert, jetzt trafen wir mit unseren Ansichten über das Festungswesen wieder zusammen, Ansichten, die wir auf den entgegengesetzten Wegen gewonnen hatten, er im Kriegsministerium und hohen Stellungen, ich durch meine Kriegserfahrungen in Amerika

und im aktiven Dienste sowie durch meine steten Studien in diesem Fache.

Wir schrieben damals gemeinsam ein Promemoria, welches wir nur durch Umdruck vervielfältigen ließen und an die hervorragendsten Köpfe und Spitzen der Armee verschickten.

Auch mein später in die englische und französische Sprache übersetztes Werk über den „Bürgerkrieg in Amerika 1861 bis 1865"*) schrieb ich in meinen Mußestunden in Minden und zeichnete ebendort die Grundzüge meiner Auffassung des Festungskrieges und -Baues damals auf.

Mit dem nahen Hofe in Bückeburg unterhielt ich regen Verkehr und wurde von dem Fürsten, der mir sehr wohl wollte, bei meinem Abschiede mit dem Lippeschen Ritterkreuze 2. Klasse dekorirt. Zur Charakteristik meiner Beziehungen zu dem liebenswürdigen Hofe sei folgende kleine Episode eingefügt.

Es war ein Pflichtbesuch, den die Stabsoffiziere Mindens dem fürstlich lippeschen Hofe zu Bückeburg machten. Derselbe hatte aber manche recht angenehme Folgen, da die Diners sowohl wie die Abendrouts und Hofkonzerte nett und belebt waren. Die fürstliche Familie war liebenswürdig und ein Theil der höheren Beamten sehr umgänglich. Ich hatte das Glück, den Herrschaften wohl zu gefallen, und revanchirte mich, so gut es ging, mit meinem Humor. Eines Tages waren wir Stabsoffiziere in Minden zu einem Konzert befohlen, bei welchem der „Impresario" Ullmann mit einer Signora Monbelli auftrat, die nicht nur prächtig sang, sondern auch bildschön war und sich mit hoher Grazie selbst begleitete. Der Regierungspräsident war so entzückt, daß er fortwährend da capo rief und die schöne

*) Der Bürgerkrieg in den Vereinigten Staaten. Berlin 1874. E. S. Mittler & Sohn.

Spanierin aufforderte, mehr zu singen, was sie nach einem fragenden Blicke an den Fürsten und dessen Kopfnicken denn auch fleißig that, bis der Hofmarschall leise an den Enthusiasten herantrat und ihm ins Ohr flüsterte: „Halten Sie ein, Herr Präsident, jede Zugabe kostet Sr. Durchlaucht 50 Mark!“

Da das Personal des Konzertgebers nur aus drei Personen bestand und die Sängerin dem fürstlichen Paare sehr gut gefallen hatte, so wurde es vorgestellt und die Kameraden beeilten sich, besonders der schönen Sängerin einige artige Worte zu sagen. Sie radebrechte ebenso wie meine Gefährten ein wenig französisch, da sie von Natur andalusisch sprach. Ich hatte in der Zeit meiner Verwundung Spanisch getrieben, für den Fall, daß mein größter Wunsch in Erfüllung gehen sollte, je wieder einmal nach Amerika zu fahren. Ich kombinirte mir in einer Fensternische eine spanische Anrede zurecht und trat mit derselben keck vor die schöne Frau. Kaum hatte ich einige spanische Brocken herausgestammelt, als sie entzückt meine Hände faßte und in ihrem lebhaften Temperament auf mich einsprach, dem Entzücken Ausdruck gebend, endlich, endlich ihre Muttersprache wieder zu vernehmen. Trotz meiner betrübten Einrede, daß ich leider mit meinem Spanisch zu Ende wäre, sprudelte sie immer neue Ströme ihrer Freude hervor, von denen ich natürlich kein Wort verstand. Es war wirklich rührend, wie sehr die Tochter Hispaniens an ihrem Lande hing.

Allgemein aber war man höchlichst verwundert, wie schnell ich das Herz der Frau gewonnen hatte, und als sie noch einmal zum Schlusse mir dankbar die Hand gedrückt, traten Alle an mich heran, neugierig zu wissen, was ich der Diva so Göttliches zugeflüstert haben könnte. Nach einigem Sträuben gestand ich denn auch schüchtern ein, daß ich „j'aime vous!“ zu ihr gesagt habe; eine Ausrede, die noch lange Heiterkeit, besonders die des Fürsten erregte.

Ich erhielt in jener Zeit die Einladung, die vom General v. Stülpnagel geleiteten Kavalleriemanöver in Buxtehude mitzumachen. Das Promemoria, welches ich privatim über meine Eindrücke daselbst schrieb und dem Hauptmann v. Kähler überschickte, zog mir die Freundschaft des Generals Carl v. Schmidt, des Regenerators der Kavallerie, und eine Einladung zu den Kavallerieübungen bei Burg zu, deren Beiwohnung mir aber von meinem Vorgesetzten nicht gestattet wurde.

In der Schweiz. Auf die Einladung meines Jugendfreundes machte ich mit ihm eine Reise in die Schweiz. Von Luzern, wo wir eine herrliche Nacht am Fuße des Pilatus zubrachten, fuhren wir nach dem Axenstein, dessen Hotel wir einige Tage besuchten und Partien ins Muotta-Thal ꝛc. machten. Auch den Rigi bestiegen wir mit der Zahnradbahn. Unter unseren Begleitern befand sich ein junger Kaufmann aus Frankfurt a. M., der nur ein Bein hatte, aber so kräftig war und so frisch sich fühlte, daß er beschloß, den Herabstieg mit uns zu Fuß zu machen. Die Begleiter waren weit voraus; der junge Mann drohte vor Schmerz und Mattigkeit schon nach der kleineren Hälfte des Weges niederzusinken. Die Nacht brach herein. Da lud ich mir in unserer Verzweiflung den ziemlich starken Herrn auf meinen Rücken und trug ihn bis an den See nach Weggis hinunter, wo wir gegen Mitternacht ankamen, denn ich mußte auf den letzten Strecken den armen Lahmen wiederholt absetzen, da mich die Kräfte zu verlassen drohten. Wir nahmen ein Boot, und ich ruderte mit einem Fährmann den Erschöpften noch in derselben Nacht nach Brunnen, von wo wir per Wagen zu unserem Hotel hinauffuhren.

Von Axenstein aus begaben wir uns über Luzern, Alpnacht und den Brügen nach Interlaken, von wo wir die unvergeßliche Tour nach Lauterbrunn, Mürren, hinab ins Thal und am nächsten Tage über Wengern-Alp nach

Grindelwald machten. Von hier aus bestiegen wir das Faulhorn, ohne dort oben auch nur eine Spur von Aussicht zu erspähen. Deshalb gingen wir, nachdem ein sehr liebenswürdiger junger Russe (v. Grünewald) sich angeschlossen hatte, verstimmt ins Thal hinab.

Am Fuße des Faulhorn angelangt, merkte der Russe, daß er seine Geldtasche oben im Hotel hatte liegen lassen; deshalb beorderten wir unseren Führer, diese gegen eine anständige Entschädigung zu holen, während wir unten an den Felsen im Schnee seiner Rückkunft harrten. Da wurde unser Auge durch ein Schauspiel so gewaltiger Komik gefesselt, wie ich es kaum wieder erlebt habe. Wir sahen drei schwarze Punkte mit fabelhafter Geschwindigkeit auf dem glatten steilen Schneekegel des Faulhorn auf uns zu gleiten. Von Zeit zu Zeit machten die beiden hinteren Punkte ganz merkwürdige Sprünge in die Luft, und allmählich erst erkannten wir, daß es zwei in ihre Paletots gehüllte weibliche Wesen waren. „Um des Himmels Willen", rief ich, „unser Führer hat an ein paar unglückseligen Frauenzimmern das Experiment probirt, das Dr. Noë mit uns und unseren Damen am Timbler Joch ausgeführt hatte, das er durchaus nicht für möglich halten wollte!" In der That, so war es! Je näher die Punkte kamen, desto deutlicher sahen wir, wie die erbarmungswürdigen rundlichen Gestalten, die unser Führer fälschlicherweise nicht zu einem Paare und damit zu einem Systeme fest vereint hatte, trotz des Dirigirens mit den zusammengebundenen Beinen die gerade Richtung verloren, daher seitwärts rutschten und dann rückwärts über den Kopf weg nicht nur Kobolz schossen, sondern bei der rasenden Geschwindigkeit drei bis vier völlige Parabelcurven durch die Luft schlugen, bis sie wieder eine Zeit lang in Gang kamen.

Verwundert blickte der Führer auf uns drei Herren, die am Felsen sich vor Lachen krümmten, während die beiden Damen nach Verlust aller Löckchen, Chignons ꝛc.

hochroth von der merkwürdigen Gymnastik, die in dem ganz weichen Schnee keine lebensgefährlichen Folgen hatte, und zornentbrannt, ja außer sich hinter unserem Führer anlangten, der, stolz voranfahrend, nichts von den fabelhaften Turnübungen ahnte, die die beiden Fräuleins hinter ihm ausgeführt hatten. Die Zornesausbrüche der guten Seelen, zweier beleibten Französinnen, legten sich aber bald, als sie bemerkten, daß wir nahe daran waren, vor Lachen zu bersten. Sie stimmten denn, als wir ihnen schnell beisprangen, sie aus ihren Umwickelungen zu erlösen, nach einigen „mais fi donc! horrible!“ ꝛc. doch in die lustige Stimmung ein und begleiteten uns noch, nachdem sie sich ein halbes Stündchen erholt und mit Riechsalz ꝛc. gestärkt hatten, bis zur Scheidegg, gutmüthigerweise zugebend, daß sie allerdings wohl ein Schauspiel geboten hätten, gegen das alle Versuche der gewandtesten Clowns, Beifall zu haschen, Kinderspiele sein müßten.

Meiringen und Thun, wo wir einige Tage im Hotel verkehrten, bildeten die Fortsetzung dieser köstlichen Schweizer Reise.

Wir wollten nun eine Reisetour nach dem Rhone-Thal machen und nahmen gegen alle unsere Grundsätze dazu einen Wagen in Thun.

Wir hatten beschlossen, in Frutigen, wo wir nachmittags ankamen, zu rasten. Als wir dort eintrafen, fanden wir die Leute des Dorfes in schrecklicher Aufregung; besonders fiel uns diese auf, als wir vor dem uns bezeichneten Gasthause ausstiegen; die Wirthin und ihre Tochter rangen wie verzweifelt die Hände und vergossen heiße Thränen. Als wir nun den Grund erfragten, riefen sie: „Das Gewitter, das Gewitter kommt, und der Hauswirth ist verreist.“ Wir suchten sie zu beruhigen, doch sie zeigten immer auf den Berg. Da nahm uns ein kleiner Doktor des Ortes beiseite und sagte:

„Meine Herren, die Frauen haben allerdings Grund

zur Furcht; vor etwa acht Tagen ist bei einem ähnlichen Wetter eine Mure herabgekommen, die, sich quer durch das Dorf wälzend, Alles, was ihr im Wege stand, zertrümmert hat und dicht an unserem Gasthause vorbeigegangen ist."

Damit hatte er uns an den Südgiebel des Hauses gebracht, und nun erst konnten wir uns eine Vorstellung von dem Schrecken der Leute machen. Ein Steinbach, aus Felsstücken bestehend, die von den kleinsten Steinen bis zu Blöcken von einem halben bis ausnahmsweise ganzen Raummeter Inhalt sich abstuften, war in einer Breite von etwa drei gewöhnlichen Hausfrontbreiten quer durch den Ort herabgestürzt und hatte mehrere Häuser, so auch das Wirthschaftsgebäude des Gasthofs ꝛc., gänzlich zerstört. Dieser Felsbach oder besser „Mure" hatte in sich eine tiefe Rinne und bot einen wüsten Anblick dar. Die steingewürfelten Ufer des Felsbaches aber ragten weit über das Terrain hervor.

Wir gingen, da es stärker regnete, in den Gasthof hinein, und der Doktor erzählte uns in der Stube, daß die Ursache in der durch Wasserdruck bewirkten gänzlichen Auflösung eines Bergabhanges zu finden sei, den jeder starke Regen zum Abrutschen, man möchte fast sagen Abfließen, brachte. Die Männer des Dorfes und er selber hätten den rutschenden Berg näher untersucht und entdeckt, daß er noch sehr flüssig sei und der geringste Anlaß zu neuen Katastrophen führen könne; daher herrsche diese sehr erklärliche Erregung im Dorfe, und alle Männer hätten sich mit Stangen bewaffnet, um eventuell Steine wegzustoßen oder Bäche zu überspringen. Während wir noch über dieses Thema sprachen, hörten wir ein furchtbares Geschrei von Weibern, und ein Junge rief athemlos zur Stube herein: „Herr Doktor, der Berg, der Berg kommt herunter!"

Mit einem Satze waren wir vor der Thüre und standen am Abhange der Mure; furchtbar grollte der

Donner, aber zwischen den großen Pausen desselben traf ein immer stärker werdender Ton, etwa wie ein Bahnzug, der über die Brücke fährt oder wie ein schnellfahrender Lastwagen auf Steinpflaster anzuhören, unser Ohr, und unsere nach dem Berge gerichteten Augen sahen das Schreckgespenst in der tieferen Rinne der Mure sich herabbewegen. Erst schien es, als wenn ein schwarzer Schlammstrom in dem Felsbette heruntergeflossen käme; doch je näher der mit mächtiger Geschwindigkeit sich herabwälzende Strom heranstürzte, desto mehr verrieth das wahrhaft ohrenbetäubende Geräusch den wilden Charakter der Massen und desto deutlicher sah man, wie die Steinmassen, von unglaublicher Gewalt getrieben, fast schnell wie ein Eilzug herunterschossen.

„Wenn der Strom stockt, ist das Dorf verloren," sagte der Doktor, „dann sucht er sich Seitenausgänge und seine Wirkungen sind nicht mehr zu berechnen".

Wild jagte der Sturz herab, und die vom Himmel herunterkommenden Regenbäche gaben ihm neue Nahrung und unheimliche Triebkraft. Wir hielten es für klug, nicht länger an dem sehr gefährdeten Hause zu stehen, sondern gleich den Bewohnern des Dorfes die seitlichen Höhen zu suchen. Aber was ist da? Sucht dort nicht der Strom neue Bahn? Richtig! Dort stopft sich der Fall und über die Ufer quillt der Strom, vorerst schwarze Wassermassen ausschüttend, die sich am glatten Abhange vertheilen; schon waten wir bis an die halbe Wade in dickem Schlammwasser, doch ist der Strom nicht stark genug, uns fortzureißen, weiterhin überspringen wir einen schon in starkem Strudel sich füllenden Hohlweg, und ich ersteige, von meinen Freunden durch einen neuen Strom getrennt, einen benachbarten Hügel, wo eine geängstigte Schäferfamilie mich umstand, während ich von der Schwelle aus das Panorama betrachtete.

„Löst sich der ganze Berg auf einmal auf, wie bei Goldau, dann ist allerdings der ganze Strich um Frutigen

verloren," meinte der Schäfer, der den Berg gesehen, „allein der Regen scheint ja, Gott sei Dank, nachzulassen".

So war es auch; wenn auch der Donner noch stundenlang weitertoste und die elektrischen Entladungen an den Häuptern der Alpen noch nicht nachließen, so nahm doch die Stärke des Niederschlages sehr ab. Während der ganzen Zeit des Gewitters standen die Hügel umher voll Menschen, die ihr Vieh zusammengetrieben hatten, und es war jämmerlich mit anzusehen, wie die Leute die Hände in stummer Resignation gefaltet hatten oder auf die Knie gesunken waren, um die Jungfrau Maria um Schutz zu bitten. Endlich brach die Sonne durch die Wolken, und der Rutsch begann fast gleichzeitig zu stocken. Ich stieg deshalb wie die übrigen Leute zum Dorfe hinab. Doch bald kam mir der Schäfer mit einer Stange nachgerannt und rief:

„Ich will Sie nicht ertrinken lassen, mein Herr, ich werde Sie nach dem Dorfe bringen."

Genau glaubte ich den Weg zu kennen, aber wie hatte ich die Wirkung der Wasserkräfte unterschätzt! Wo ich eben noch über freies Feld gelaufen war, rasten bereits tiefe, mit Steinen gefütterte Bäche durch die Fluren, Wiesen waren in Sümpfe, Obstgärten in Steinwüsten verwandelt worden. Hier krochen wir auf Umwegen von Stein zu Stein, dort warf der geschickte Schäfer mit ein paar Zaunresten einen Laufsteg von einem Ufer eines Baches zum anderen, meist aber genügte ein herzhafter Sprung mit der Stange, die der Führer nach gemachtem Satze mir herüberwarf, um die vielen Wasserfälle und Läufe zu nehmen. Mit meinem Reisegefährten traf ich erst am Gasthause zusammen, welches zu allgemeinem Erstaunen unversehrt geblieben war. Wie durch ein Wunder war es erhalten worden, obgleich nur eines Meters Breite es von den Wuthauslassungen der Mure trennte, die sich mehr nach dem anderen Ufer ausgebreitet hatte, wo glücklicherweise keine Häuser standen.

Die Mure selbst war zum Stillstand gekommen, obgleich in ihr noch ein wildes Wasser hinabschoß; doch trotz dieses reißenden Stromes stürzten sich Hunderte von kräftigen Männern mit allen möglichen Werkzeugen in das Bette, um, gehalten von den am Ufer stehenden Weibern und schwächeren Leuten, vorerst den Lauf der Mure zu glätten, die schweren Blöcke zu entfernen und die leichteren Hemmnisse beiseite zu schieben. Sie glaubten dieser Vorsicht, die sie schon nach dem ersten Sturze beobachtet hatten, die heutige Rettung des Dorfes verdanken zu müssen, denn es waren heute nur Fluren und Gärten verwüstet worden und lediglich kleinere Gebäulichkeiten dem Felsstrom zum Opfer gefallen. Auch eine Laufbrücke wurde binnen wenigen Stunden über die weite Kluft der Mure hinweggespannt.

Ueber all' dieses wüste Chaos spannte ein durch die wassersatte Luft seltsam goldig gefärbter Abendhimmel seinen friedlichen Bogen aus und hüllte die hohen Firnen, sowie die näheren Felskegel, die Dörfer und Almen in einen so zauberischen Goldduft und in so farbensatte Tinten, wie ich es in den Hochalpen weder vor- noch nachher je gesehen habe.

Nur halb ausgezogen, suchten wir unsere Lagerstätten auf, denn ein sanft rieselnder Regen hatte sich zur Nacht eingestellt, und das dicht neben dem Hause kochende Murwasser sang uns ein warnendes Schlummerlied, daß der Feind noch wache. So sprang ich alle halbe Stunde einmal auf, weil ich die Wächter schreien zu hören glaubte: „Der Berg, der Berg!" fast neidische Blicke auf meinen Freund werfend, der trotz Mure und Sturz ruhig die Nacht durchschlummerte.

Unsern Wagen traten wir einer zu Thal fahrenden Gesellschaft ab, während wir deren auf der anderen Seite des Sturzes aufgehaltenes Gefährt engagirten. Doch kaum waren wir eine halbe Stunde gefahren, als ein Nebenzweig unseres Felsbaches dem Kutscher den

Weg gänzlich versperrte und uns zwang, das sonst als Grundsatz festgehaltene Reiten auf Schusters unermüdlichem Rappen wieder aufzunehmen.

Bald hatten wir den Gemmipaß erreicht und stiegen, des Wunderns und Erstaunens voll, an den steilen Felsstaffeln des Gemmi hinab zum Bad Leuk, wo das eintönige Thal der Rhone uns nach Martigny führte.

Hier besuchten wir Saxon les bains, weil ich noch niemals im Leben eine Spielbank gesehen hatte. Wir trafen dort einen Offizier von den 1. Garde-Dragonern, mit dem wir eine Tour zum Montblanc verabredeten und auch ausführten, indem wir über den tête noire nach Chamonix gingen, dort das unvermeidliche mer de glace besuchten, den mauvais pas entlang kletterten und den herrlichen Montblanc von unten täglich anschauten. Eine Fahrt nach Genf, Lausanne und Vevey, wo wir im herrlich gelegenen Hotel Monet einige Tage uns von den Strapazen erholten, und ein Besuch von Basel endigte diese prächtige Reise. Ich fuhr noch den Rhein hinab und von Köln nach Minden per Bahn.

Abschied. Hiermit komme ich zu dem Abschnitte meines Lebens, welcher mir nach meiner Erinnerung die schwersten Prüfungen auferlegte und schließlich zu dem Abschlusse meiner militärischen Laufbahn führen mußte. Zum Verständniß muß ich einige allgemeine Bemerkungen vorausschicken.

Das dienstliche Leben der Offiziere aller Waffengattungen setzt sich im Wesentlichen zusammen aus dem Ausbilden der Mannschaft, dem Führen derselben bei Uebungen und Manövern, zahlreichen theoretischen Studien und der hieraus erwachsenden eigenen Fortbildung. Erfolg oder Mißerfolg treten allmählich in die Erscheinung, denn in der Hauptsache wird in der Praxis gearbeitet, soweit von einer solchen im Frieden gesprochen werden kann, und unvermerkt gewinnt man mehr und mehr die Mög-

lichkeit, sein Können an dem Erfolge abzuwägen. Eine wohlgelungene Kompagnievorstellung, eine geglückte Führung im Manöver ꝛc. befestigen das Selbstvertrauen, das Gegentheil rückt den Cylinderhut näher — kurz: die Arbeit bringt gelegentlich eine Probe aufs Exempel mit sich.

Anders bei dem Korps, dem ich angehörte, dem Ingenieurkorps. Auf rein theoretischer Ausbildung aufgebaut, trat an Stelle von Ausbildung und Führung in den unteren Dienstgraden ein recht subalterner Dienst von Bureauarbeit und Bauüberwachung, oft endlose Abrechnungen mit Unternehmern und Handwerkern, gelegentlich unterbrochen durch Kommandos zu Lehranstalten oder auf viel verschlungenen Pfaden durch zeitweisen Uebertritt zur Pioniertruppe, bis sich der reine Ingenieur herauswuchs und mit ihm der Soldat immer mehr zurücktrat. Ich spreche von damaliger Zeit, denn heute ist glücklicherweise in dieser Beziehung Manches anders und besser geworden.

Aber auf einen erkennbaren Erfolg muß das Korps auch heute noch so gut wie verzichten. Jeden Stein, den wir einbauen, begleiten wir mit dem Stoßgebet: „Möge er nie zur Geltung kommen.“ Denn jede Vertheidigung einer Festung hat ein vorhergegangenes Unglück, d. h. eine Niederlage im Felde, zur Voraussetzung. Ein gütiges Schicksal hat uns auch nun bald ein Jahrhundert lang davor bewahrt, eine Festung vertheidigen zu müssen, ebenso aber auch einen Normalangriff auf eine solche im Sinne des Vollblut-Ingenieurs erspart. Damit fehlt uns so ziemlich jede Erfahrung, und wir sind auf das Studium fremder Kriege angewiesen. Zu meiner Zeit war Sebastopol das beliebteste Objekt, später ist es Plewna geworden, eines so wenig wie das andere auf unsere Verhältnisse übertragbar.

Schließlich blieb und bleibt für den Ingenieur die Theorie der Leitstern, oft wandelbar nach den ebenfalls

theoretisch aus fremden Kriegen gezogenen Erfahrungen sowie den ständigen Fortschritten der Technik, meist autokratisch geleitet von den sich leicht zu Vorurtheilen und Einseitigkeiten krystallisirenden Meinungen maßgebender Stellen, und dies Alles, weil nie eine Probe aufs Exempel möglich ist. Meinung steht gegen Meinung, und da der Höhere bekanntlich stets die richtigere hat, so thut der Niedere meist gut, gar keine zu haben. Auch hier spreche ich von einer vergangenen Zeit, aus der ich aber auch gern das Abschiedswort des Generals v. Falckenstein citire, welches er mir Ende 1864 bei meinem Ausscheiden aus seinem Stabe mitgab, indem er mir unter anderen sehr angenehmen Dingen sagte: „Ich habe mich bemüht, für Ihre Zukunft etwas zu thun, es war aber nicht möglich. Sie haben den Fehler begangen und sind Ingenieur geworden. Das widerstrebt Ihrer Natur. In jeder anderen Waffe wäre Ihre Karriere gesichert."

Unter den geschilderten Umständen konnte es kaum ausbleiben, daß ich auf Grund meiner im amerikanischen sowie in dreien unserer Feldzüge gemachten Erfahrungen gelegentlich über unser Befestigungswesen zu Ansichten gelangte, welche höheren Ortes nicht immer Anklang fanden. Der gemeinsam mit Golz ausgearbeiteten Denkschrift habe ich schon oben Erwähnung gethan. Sie erschien seinerzeit unter meinem Namen, aber noch heute muß es mir zur größten Genugthuung gereichen, daß gerade mein treuer Freund später für eine lange Reihe von Jahren zur Leitung des Ingenieurkorps berufen war. Desgleichen habe ich vieler durchweg hochstehender Gönner auch außerhalb des Ingenieurkorps zu gedenken, welche meinen Bestrebungen mit großer Theilnahme möglichst Vorschub zu leisten sich bemühten. Auch ohne sie hier mit Namen anzuführen, möchte ich mit diesen Zeilen meine stete Dankbarkeit verbinden, die mich bis zu meinem Ende nicht verlassen wird.

Hatte ich in Minden im Stillen gehofft, trotz meiner unverkennbaren Mißliebigkeit im Ingenieurkorps (oder vielleicht wegen derselben) nochmals in die Pioniertruppe versetzt zu werden, so sollte sich diese Hoffnung leider als trügerisch erweisen. Ich wurde „versuchsweise" als Platzingenieur nach Cüstrin geschickt. So war denn mein Geschick besiegelt.

Cüstrin 1876/77. Schneller fast, als ich vermuthen konnte, erfüllte es sich hier. Bald nach Antritt meiner Stellung wurde ich mit einem Berichte betraut über gewisse Aenderungen des Platzes auf Grund seiner heutigen strategischen Bedeutung. Mit dieser mich in höchstem Maße interessirenden Arbeit war eine große Ellenbogenfreiheit verbunden, und mit Vergnügen erinnere ich mich dieser wenn auch etwas kurz bemessenen Thätigkeit, der ich mit aller Hingebung oblag. Mein Eifer riß mich zu rückhaltloser Kritik mancher nach meiner Ueberzeugung verkehrten Anschauung hin. Diese Kritik fand keinen Anklang, worauf denn auch bald meine Verabschiedung erfolgte. Begreiflicherweise scheidet man unter solchen Umständen nicht ohne Bitterkeit, aber ich glaube, sie erfolgreich bald überwunden zu haben; jedenfalls bin ich bis heutigen Tages Soldat geblieben und habe mit Freuden den Beruf ergriffen, schriftstellerisch für diesen Stand thätig zu sein. Auch kann ich die Genugthuung nicht unterdrücken, die mir später durch mehrfache Anerkennung meiner damals vertretenen Meinungen zu Theil wurde. Was speziell meine Cüstriner Arbeit betrifft, so war es kein Geringerer als Moltke, welcher ihr gelegentlich im Wesentlichen zustimmte.

In Cüstrin lernte ich auch in der reellen Wirkung die Einflüsse der neuen fortschrittlichen Wirthschaftspolitik, die 1873 eingeleitet wurde und 1878 durch ein Machtwort Bismarcks ihr klägliches Ende erreichte, selbst auf militärischem Gebiet kennen. Unsere technische Oberleitung

hatte sich dem Manchesterthum angepaßt. Daß in der Arbeit als solcher ein sittlicher Werth steckt, war noch nicht erkannt worden. „Angebot und Nachfrage" waren zu Schiboleths geworden.

Damals gab es in den alten Festungen Verhältnisse, die in vieler Beziehung mustergiltig genannt werden konnten. Durch die jahrelange, sorgsame, ja peinliche Ueberwachung der Ausführung der bestellten Arbeiten hatte man allmählich einige hervorragende Handwerksmeister theils herausgefunden, theils herangebildet, die man für die Arbeiten festhielt, und mit denen man Preise vereinbart hatte, bei denen sie bestehen konnten, die bei der großen Ueberwachung aber keineswegs die Bäume in den Himmel wachsen ließen. Diese Meister genossen mit Recht in den entsprechenden Städten eines gewissen Ansehens, und es galt als Ehre, die Fortifikationsarbeiten übertragen erhalten zu haben. Plötzlich wurde das Verfahren geändert. Jede einzelne Handwerksarbeit wurde jährlich submittirt. Hier halfen keine Vorstellungen seitens gewissenhafter Platzingenieure, keine Eingaben der alten Gewerksmeister an hoher Stelle. An Stelle der bewährten Leute erschienen unbekannte Namen auf der Bildfläche, viele tüchtige Familien wurden hiermit ruinirt, die Männer in die Opposition getrieben, und die Fortifikationen ernteten oft nichts wie Aerger. Keine Abnahme geschah ohne Streit. Auch Bestechungsversuche an das Unterpersonal, die man ehedem gar nicht kannte, gehörten plötzlich zur Tagesordnung, was bei den großartigen Bauten in und um Cüstrin nicht zu verwundern war. In einem Falle führte die Entlarvung eines solchen Unternehmers zu dessen Selbstmord auf einem der halbfertigen Forts.

Sechstes Kapitel.

Privatdozent und Redakteur.

1879—1885.

1. In Stuttgart.

1877—1880.

Litterarische Thätigkeit. — Verkehr. — Die Söhne. — Besuch aus den Rebellenstaaten. — Begegnung mit dem Kronprinzen.

Litterarische Thätigkeit. Der Abschied von Cüstrin, wo wir in der kurzen Zeit des Aufenthalts eine Fülle von Liebe seitens der Kameraden und deren Familien genossen hatten, wurde mir nicht leicht, auch durch die erquicklichen Zeichen der Anhänglichkeit schwer gemacht. Ich sehnte mich weit, weit weg von meiner Mutter, der Armee, um erst gewaltsam alle die Wurzeln zu zerreißen, die mich an dieses Heim ketteten, um mich wiederzufinden, damit ich eine neue Laufbahn beginnen könne, da mir das Schwert weiter zu führen nicht beschieden war und ich damals den Tod mit Freuden begrüßt hätte, der mich meiner Ansicht nach allein über den Schmerz hinwegtragen konnte, den ich im Herzen trug.

Ich beschloß, nach Stuttgart zu gehen, wo ich bei dem großen litterarischen Treiben hoffte, mir mit dem Griffel oder der Feder so viel zu verdienen, um meine vier Söhne — der letzte (Friedrich) wurde uns in Cüstrin geboren, und zwar in dem Hause, in welchem Katte auf

den Tod vorbereitet wurde — erziehen zu können. Wir machten etwa ½ Jahr lang Station bei meinem alten Vater, der als Pensionirter (Geheimer Regierungs- und Schulrath) in Jannowitz im Riesengebirge lebte und innigen Antheil an der so unvermuthet abgebrochenen Laufbahn seines ältesten, von ihm sorgfältig erzogenen und zärtlich geliebten Sohnes nahm. Dann packten wir unseren geringen Hausrath auf und zogen getrost nach „Stuckert", einen Sprung ins Dunkle machend.

In kleiner Wohnung uns einnistend, mit mancher bitteren Noth kämpfend, begannen wir die neue Laufbahn.

Vielleicht auch angeregt durch das Promemoria, das, wie erwähnt, Golz und ich bearbeitet hatten, erließ das Kriegsministerium noch während meines Aufenthaltes in Cüstrin die Aufforderung zu einer Preisschrift an die Armee: „Grundzüge des Festungswesens und Festungskrieges".

Dieses Thema ergriff mich natürlich mit Leib und Seele. Schon in Cüstrin begann ich, trotz meiner sonstigen Arbeiten und der seelischen Stürme, mit heißer Passion die Arbeit, zu der ich ja meine ganze Dienstzeit über rastlose Studien gemacht und in Amerika, vor Düppel und in Cüstrin reiche Erfahrungen gesammelt hatte. Ohnedies war ich der einzige Offizier in der deutschen Armee, der eine Festungsvertheidigung im Kriege mitgemacht hatte. In der That war ein gewaltiges Material zusammengekommen, und überdies stärkte mit jedem Schritte, den ich in der Arbeit vorwärts that, sich bei mir die Ueberzeugung von der Richtigkeit meiner Ansichten.

Ich beschaffte mir, um nicht ins Blaue hinein zu arbeiten, einen detaillirten Plan einer soeben erst im Bau vollendeten französischen Festung und entwarf gegen diese Befestigung eine Anzahl Angriffe, von dem gewaltsamen beginnend bis zu dem förmlichen, allerdings nicht nach dem damals beliebten Schema, sondern nach den Grundsätzen des Feldkrieges unter Berücksichtigung des Einflusses der schwereren Waffen und der größeren Hindernisse.

Erklärlicherweise war diese Arbeit für mich ein gar nicht hoch genug zu veranschlagender Segen; sie hob mich über manche Tage bitterer Noth hinweg, ja sie war eine Erquickung in dem schweren, manchmal mich zu erdrücken drohenden Gram über die unerwartete Zertrümmerung meines Lebensschiffleins.

Andererseits klärte der Umstand, daß ich an einem realen Beispiele meine Theorien und Gedanken abmessen und an dem Gelände sowie an den Bauten einer wirklich gebauten Festung meine Ideen prüfen mußte, manches Uebertriebene und stieß mich in logischer Folge zu immer kühneren Schlußfolgerungen, je mehr ich in die Details des Angriffs und der Vertheidigung hineinstieg.

Die Theorien veröffentlichte ich später mit Erlaubniß des Kriegsministeriums unter dem Titel „Die Befestigungskunst und Lehre vom Kampfe".

Unter dem Motto „Mit Gott!" reichte ich die Schrift, wie vorgeschrieben, anonym ein, zu deren Beurtheilung eine Kommission aus Mitgliedern des Generalstabes, des Kriegsministeriums, des Ingenieurkorps und der Artillerie zusammengestellt war. Bei der Verschiedenheit der damals in den Zweigen der Heeresverwaltung herrschenden Ansichten über das Festungswesen waren die Meinungen weit auseinandergehend, und infolgedessen die drei Preise in gleiche Theile getheilt worden, so daß ich 1000 M. erhielt.

Nach Erscheinen des erwähnten Buches über die Befestigungskunst kamen die Angriffe von allen Seiten, offizielle und offiziöse, Niemand stand anfangs mir zur Seite, außer General v. Scherff, der in seinem klassischen Werke „Die Lehre vom Kriege" meine Anschauungen von gänzlich anderer Grundlage aus aufs Neue aufbaute. Später trat auch der bayerische General v. Sauer mit seinen Aufsätzen in die Front, bis er leider mit Brialmont einen meiner Ansicht nach „faulen Frieden" schloß. Auch französische Stimmen wurden in meinem Sinne laut.

Prinz Kraft zu Hohenlohe widmete mir eine zustimmende Schrift.

Nichts konnte mir angenehmer sein, als die zum Theil höchst unterwerthigen Angriffe, die man gegen mich losließ, schon weil sie mir immer neue Gelegenheit boten, die gefunden neueren Ideen in die Armee zu tragen. Hauptsächlich im Generalstabe fand ich eine moralische Unterstützung.

Einige Arbeiten, die ich für „Ueber Land und Meer" lieferte, hielten uns pekuniär über Wasser, dazu der Preis und die kleine Erbschaft, die wir von den von mir sehr geliebten und verehrten Eltern meiner Frau, welche 1879 bald nacheinander starben, erhielten.

Da die schriftstellerische Laufbahn mir nichts Festes bot, so folgte ich dem Rathe einiger junger Professoren des Polytechnikums, dort Vorlesungen über Militärwissenschaft zu eröffnen. Diese Herren waren Landwehr- bezw. Reserveoffiziere, an deren Zusammenkünften ich auch durch Vorträge regen Antheil nahm. Ich wurde auf meinen Antrag als Privatdozent an der Hochschule angestellt und hatte nach einem öffentlichen Vortrage über den „Einfluß der Faktoren Zeit und Raum auf die Kriegführung", der mir die Zuneigung meiner Herren Kollegen der Hochschule, auch des Generalkommandos, welches ihm beiwohnte, erwarb, einen ansehnlichen Kreis von Zuhörern; doch kosteten die Ehrenausgaben ꝛc. so viel, daß mir die Kollegiengelder kaum die Miethe einbrachten, so daß ich allmählich anfing, mich nach einer anderen Stellung zu sehnen; auch konnte ich, wie die meisten Norddeutschen, dem Wesen der Stuttgarter auf die Dauer keine Sympathie abgewinnen. Nur im Schachklub, den ich gründete, und der es auf über 70 Mitglieder brachte, fand ich Liebe und Anhänglichkeit, ebenso wie bei einer Anzahl gleichgesinnter, besonders norddeutscher und bayerischer Offiziere.

Ich schrieb in Stuttgart, um meiner ganzen Liebe, die ich einst für meinen Stand empfunden, vollen Ausdruck zu geben, das „Offizierbrevier", an dessen Bearbeitung ich eine seltene Freude empfunden habe. Was ich geplant und nicht habe verwirklichen können, weil meine Laufbahn da abschnitt, wo meiner unbescheidenen Meinung nach erst meine eigensten Fähigkeiten und die Früchte meiner Studien zur Geltung kommen konnten, das durfte ich nun wenigstens in der Phantasie entwickeln. Ich gab in dem Buche das wieder, was ich dem Sohne meines besten Freundes an das Herz legen würde, wenn ich den Auftrag hätte, ihn in die Offizierlaufbahn einzuführen. Da der Inhalt des Breviers einem vollen Herzen entquoll, so fand es auch Gegenliebe bei den Lesern, und hoffentlich nimmt mir der Dichter einiger zustimmenden Verse es nicht übel, wenn ich sein nettes, mich fast beschämendes Gedicht hier veröffentliche.

Es lautet:

Dortmund, den 4. Februar 1880.

Wenn abgestreift ich alles Ungeschlachte,
Wenn die Begeisterung je mein Herz entfachte,
Für geist'ge Anmuth mir der Sinn erwachte,
Zum „Gentleman" ich wurde, vornehm dachte,

Zuwider Alles wurde, was gemein ist,
Daß Kopf und Herz jetzt wieder rein ist,
„Bierhuberei" mir eine Pein ist,
Daß nicht mehr meine Rede bloßer Schein ist,

Das, edler Mann, verdank ich Dir,
Du gabst dazu den Schlüssel mir
Mit Deinem prächt'gen „Offizierbrevier".

Nimm freundlich auf d'rum diesen Herzerguß,
Ich weiß jetzt, wie man's machen muß!
Auch Kamrad R..... sendet frohen Gruß!

J.....,
Bergreferendar und Sommerlieutenant bei den Pionieren.

Ich schrieb nach der freundlichen Aufnahme, die mein oben bezeichnetes Buch fand, noch ein Brevier für Einjährig-Freiwillige und ein Unteroffizierbrevier.

In müßigen Stunden verfaßte ich mein Buch „Gentlemans Rauchbrevier", das dem Fürsten Bismarck so gefiel, daß ich ein eigenhändiges Dankschreiben von ihm erhielt.

Verkehr. In Stuttgart fand ich einzelne Personen, die mich besonders anzogen, vor Allen den Professor Dr. Weyrauch, jenen genialen, damals noch jungen Gelehrten, der nicht nur Hervorragendes in den Gebieten der Theorie der Baukonstruktionen leistete, sondern auch in seiner ehrenfesten Gesinnung viel zur Hebung des damals erst im Entstehen begriffenen Reserveoffizierkorps in Württemberg beitrug. Auch ich suchte durch eine Anzahl Vorträge, die besonders der Herzog Bernhard von Weimar gern besuchte, mich in derselben Weise nützlich zu machen.

Unter den Professoren der Hochschule interessirte mich auch der berühmte Aesthetiker v. Vischer, der (wegen einer seiner Dichtungen) sogenannte „Schartenmeyer". An seiner originellen „deftigen" Weise, zu sprechen, auch offen gestanden an der unumwundenen Art, in der er seine eigenen Landsleute wegen ihrer formlosen, der materiellen Seite des Daseins und dem Wirthshausleben sehr ergebenen Lebensweise geißelte, sowie an seinen oft geistvollen Bemerkungen fand ich ein großes Gefallen, das auch von ihm freundlichst erwidert wurde. Dieses Verhältniß fand, glücklicherweise erst am Schlusse meines Aufenthalts in Stuttgart, ein fast schnurriges Ende.

Wir hatten recht oft uns sehr lebhaft über Goethe unterhalten, animirt dadurch, daß ich zu Vischers Ergötzen — er war ein großer Verehrer des großen Dichters — unendlich viel an seinem Abgott auszusetzen hatte. Da gab es oft scharfe Gefechte, doch stets voll beiderseitigen Humors. Einmal jedoch kamen wir auf Torquato Tasso

zu sprechen. Ich machte mich über den Helden lustig, den er mannhaft vertheidigte. Schließlich sagte ich ihm, daß der sich zeigende Gegensatz tief in unserer beiderseitigen Weltanschauung gelegen sei. Tasso stelle ein rechtes Spiegelbild des unpraktischen, Schemen nachjagenden Schwaben, Antonio das des nüchternen, praktischen norddeutschen Charakters dar, daher seien wir beide, Repräsentanten so verschiedener Stämme, auch dort Gegner. Voll Feuer griff er den Gedanken auf, den er ganz in diesem Sinne verarbeitete, und dem er immer neue Gesichtspunkte abgewann; ich als thatenlustiger Preuße aber ging in eine Buchhandlung, erstand mir für je 25 Pfennige zwei Tassos, schnitt sie auseinander und klebte mit Auslassung der nicht hingehörenden Stellen, doch ohne auch nur ein Wort hinzuzufügen, die Verse wieder aneinander, nur statt Tasso „Schwab" und statt Antonio „Preuß" schreibend, während ich die anderen Personen als „Teut", „Klio" 2c. einführte. Vischer war überaus belustigt über diesen Einfall und nahm dankbar das Büchlein mit nach Hause. In der nächsten Woche war eine größere Festlichkeit in der Hochschule. Der Professor nahte sich mir, seine Schwiegertochter am Arme führend, und hatte eine feierliche Miene aufgesteckt, als ich ihn begrüßte. Er überreichte mir mit grimmem Ausdruck meine schöne Arbeit mit den Worten: „Das ist die blutigste Satyre, die je geleistet worden ist. Das scheidet uns für immer!"

Wenn es auch nicht ganz so schlimm wurde, so war seit jener Zeit doch eine nicht zu überwindende Erkältung zwischen uns eingetreten, die in der kurzen Zeit meines Aufenthaltes nicht mehr beseitigt werden konnte.

Die Söhne. Ich kam mit vier jungen Söhnen nach Stuttgart, von denen drei das Gymnasium besuchen sollten. Der alte Direktor Dr. Schmidt erklärte entschieden, keinen Schüler aufnehmen zu können, die Klassen

seien überfüllt, übrigens sei der Lehrgang in Nord- und Süddeutschland so verschieden, daß er auch für die Jungen sich keine Förderung verspräche 2c. Plötzlich fragte er, ob ich mit dem Schulrath Scheibert verwandt sei. Als ich ihm sagte, daß ich der älteste Sohn sei und mein Vater noch lebe, nahm er meinen ältesten Jungen auf den Arm, küßte ihn und sagte, ich möchte dieses meinem Vater mittheilen; es sei ein Zeichen der Hochachtung und Verehrung, das er ihm übermittle. Natürlich wurden alle Drei aufgenommen. Allerdings verloren sie, da man in Stuttgart im Lateinischen viel weiter als in Preußen war, damals ein bis zwei Jahre, und ebenso viel bei der Rückkehr nach Preußen, weil sie in Württemberg kein Wörtlein Französisch gelernt hatten. Das Gymnasium war übrigens wohl das beste, das die Kinder je besucht haben. Die Konzentration des Studiums auf ein beschränkteres Gebiet machte die Arbeit intensiver, und die trefflichen Persönlichkeiten der Lehrer brachten die Schüler dahin, daß sie eine Art hingebender Verehrung und Liebe für ihre Instrukteure faßten, während sie leider sehr entgegengesetzte Gefühle auf manchem Gymnasium Norddeutschlands hegten.

So sehr ich das herrliche Schwabenland liebte, das ich mit meinen Jungen bis in alle Winkel durchwanderte, so wenig Geschmack habe ich im Großen und Ganzen den Menschen abgewinnen können, bei denen z. B. in Stuttgart das eigentliche Familienleben bis auf wenige Kreise verloren gegangen war und dem Leben in öffentlichen Lokalen Platz gemacht hatte. Das schöne gesellige Treiben im Hause, mit Hausmusik in der Mitte der Seinen, hier und da auch verwandter oder sonst lieber kleiner Kreise, war dort zur Seltenheit geworden. Die Männer saßen abends in der öden Kneipe und tranken mit Behagen die „Nesenbacher" (Ausländern nicht sehr schmackhaften) Weinsorten. Dennoch stehen mir die Stuttgarter Jahre in freundlicher Erinnerung.

Besuch aus den Rebellenstaaten. Eines Tages erschien in meinem Hause Dr. Kratz, ein Deutsch-Amerikaner, der mir willkommene Grüße von meinen alten Freunden der Armee Virginiens brachte. Er selbst hatte sich als Chefarzt der West-Armee einen Namen gemacht. Wir waren bald Freunde, obgleich unsere Lebensansichten diametral gegenüberstanden, indem er völliger Atheist war. Ich kann jetzt verrathen, daß er es war, der mir den geschmuggelten Tabak aus Virginien brachte. Er machte mich mit sehr angenehmen Familien der Südstaaten, die damals Stuttgart bevölkerten, bekannt, und wir durchwanderten gemeinsam das schöne Schwabenland nach allen Richtungen. Er wurde auch die Veranlassung, daß ich damals beinahe nach Amerika übersiedelte. Unter Protektion meines Freundes, des Obersten Venable, hatte sich nämlich ein Konsortium zusammengethan, den Zuckerrübenbau in Virginien einzuführen, da die Untersuchung der dortigen Rüben einen merkwürdig großen Prozentsatz Zucker ergeben hatte. Ich sollte die erste Raffinerie in einfachster Herstellung bauen. Die Bedingungen waren so günstige, daß ich in meiner pekuniären Lage das Anerbieten mit Freuden ergriff, um so mehr, als ich nach den mir gemachten Mittheilungen sicher erwarten konnte, eine Anzahl neuer Aufträge zu bekommen, wenn der erste Versuch gerieth. Ich befaßte mich infolgedessen so lange mit der Fabrikation von Rübenzucker, bis ich sie mit ihren neuesten Verbesserungen vollständig beherrschte. Leider kam der große Geldkrach in Amerika zwischen Lippe und Kelchesrand, und ich wurde Europa erhalten.

Dr. Kratz erkrankte an einem bösartigen Gewächs, das ihm durch eine Operation entfernt werden mußte, die er nur wenige Tage überlebte. Er starb in Freiburg, und die völlig vereinsamte Wittwe, eine Amerikanerin, bat mich, als einzigen Freund ihres Mannes diesseits des Ozeans, ihr bei dessen Begräbniß zur Seite zu stehen.

In Ermangelung des Besitzes eines schwarzen Gehrockes oder gar eines Fracks kam ich in meiner noch guten Uniform nach Freiburg, wurde aber in einige Verlegenheit gesetzt, als die Frau mich dringend bat, am Grabe des so plötzlich Dahingerafften einige Worte zu sprechen, da Kratz gelobt habe, mit der Faust aus dem Sarge zu drohen, falls ein „Pfaffe" am Grabe erscheinen würde. Da sie mir zusicherte, daß nur sie, die beiden Neffen und der Bürgermeister als Standesbeamter dort sein würden, sagte ich zu. Doch wer beschreibt die Peinlichkeit meiner Lage, als sich der Platz plötzlich mit vielen Hunderten von Menschen füllte und ich erfuhr, daß gerade an jenem Tage der neue katholische Kirchhof nebenan eingeweiht würde und die Leute neugierig seien, wie das Begräbniß eines wilden Ketzers vollzogen würde. Das Klügste wäre wohl ein anständiger „Rückzug" gewesen. Ein solcher aber schien mir doch eine zu erbärmliche Lösung des Versprechens zu sein, und so trat ich denn, offen gestanden mit einigem Zagen, da ich in voller Uniform war, an das Grab, rühmte in wenigen kernigen Worten die Tugenden des tapferen Doktors und sagte dann: „Ich handle im Geiste der Hinterbliebenen, indem ich alle hier vor mir stehenden Gläubigen auffordere, die Hüte abzunehmen und ein stilles Vaterunser für die arme Seele zu beten." Während die Anwesenden nun das Gesicht in die Kopfbedeckung hinabbeugten, stieg ich mit der Wittwe und den zwei kleinen Neffen stillschweigend in den bereitstehenden Wagen und überließ der Versammlung, sich das Wunder meines Verschwindens zu erklären.

Begegnung mit dem Kronprinzen. Wieder hatte ich in Stuttgart Gelegenheit, die Huld der hohenzollernschen Prinzen zu erfahren, wie man überhaupt erst im Elend die tiefere Natur der Mitmenschen erkennt. In ihrer hochherzigen Weise zeigten die Prinzen, neben einer An-

zahl treuer Kameraden, daß sie in dem Offizier auch den Menschen geachtet hatten. Prinz Carl befahl mich als Dritten mit dem kommandirenden General v. Schachtmeyer und dem Gesandten v. Heydebrand auf den Bahnhof, lud mich zur kleinen Tafel ein und zeichnete mich geradezu auffallend aus. Ebenso suchte später der deutsche Kronprinz durch gewinnende Liebenswürdigkeit mich die schwierige Lebensstellung vergessen zu lassen, die ich jetzt einnahm.

Die Begegnung mit Letzterem war bezeichnend. Als Seine Kaiserliche Hoheit das XIII. Armeekorps im Jahre 1880 inspizirte, es war kurz vor meiner Abreise nach Berlin, gab der kommandirende General v. Schachtmeyer ihm zu Ehren ein Abendfest, zu dem auch ich eingeladen wurde. Ich sagte ab und antwortete dem erstaunten General auf seine Frage nach dem Grunde, daß ich als verabschiedeter Offizier mich genire, dem Kronprinzen vor die Augen zu kommen. „Aber er wird es Sie nicht merken lassen!" beruhigte der General. „Ja, Excellenz", gab ich zur Antwort, „ich habe mit Seiner Kaiserlichen Hoheit ein Jahr lang im Stabe des Feldmarschalls v. Wrangel viel verkehrt; ich würde mich daher schon verletzt fühlen, wenn er nicht recht freundlich zu mir wäre, und ich entgehe lieber solchen mir schon zu oft begegneten Verwundungen durch stilles Zurückziehen." „Nun", antwortete er mir, „auch darüber kann ich Sie beruhigen, der Kronprinz hat sich die Liste der geladenen Gäste vorlegen lassen und seine besondere Freude ausgesprochen, Sie wiederzusehen. Sie können deshalb gar nicht wegbleiben!" Auf dem Rout hielt mich dennoch eine gewisse Scheu in den Nebenräumen gebannt, bis mich der General, mich vor sich herschiebend, in den großen Saal zu treten zwang. Sobald der Kronprinz meiner ansichtig wurde, brach er das Gespräch mit der Frau v. Gottberg, welche bei dem unverheiratheten Korpskommandeur die Honneurs machte, ab und ging schnellen Schrittes auf mich zu, reichte

mir die Hand und erkundigte sich nach meinem Leben, meinen Absichten und Aussichten. Wie schön und gesund erschien mir der herrliche Fürstensohn, als er mich wegen meines dünner werdenden Haares (wir waren gleichen Alters) neckte. Wie bald nachher aber sollte schon das schreckliche Leiden die reckenhafte Gestalt zu Boden drücken! Nachdem der Kronprinz mich verlassen, ging er zu einer anderen Gruppe, und als diese in laute Heiterkeit ausbrach, wandte sich der hohe Herr an mich zurück und sagte: „Ja so geht's, Scheibert, wenn man von Ihnen einmal spricht, dann hat das Thema kein Ende!"

Als ich nach dem Souper mit dem mir befreundeten Adjutanten des Kronprinzen, v. Pannewitz, im Garten unter einen der Lorbeerbäume mich gesetzt hatte, um uns ruhig zu unterhalten, kam der Kronprinz an uns vorbei, blickte unter die Bäume, griff mich an die Brust, zog mich hervor, klopfte mir herzlich auf die Schulter und sagte: „Na, Pannewitz, da haben wir den alten Jungen endlich einmal wieder!"

Drei Tage darauf war ich schon wieder auf dem Wege nach der Heimath!

2. Redakteur in Hirschberg.

1880—1884.

Redakteur der „Post aus dem Riesengebirge". — Geselligkeit.

Redakteur der „Post aus dem Riesengebirge". Während ich in Stuttgart vergeblich mich nach einem festeren Amte, das mich ernähren konnte, umschaute, erhielt ich überraschend aus Jannowitz ein Schreiben von meinem Vater mit der Frage, ob ich geneigt sei, die Redaktion eines kleinen neu zu gründenden politischen Blattes in seinem

Wahlkreise mit einer Zulage von etwa 1800 Mark zu übernehmen. Mit Freuden schlug ich ein, schon um meinem bald 80jährigen Vater nahe sein und in den mir sympathischen Kreisen Hirschberg und Schönau wirken zu können.

Ich übergehe die Nöthe und oft fast humoristischen Sorgen, mit denen das Blatt „Die Post aus dem Riesengebirge", dessen Kopfmarke ich selbst zeichnete, das Licht der Welt erblickte, die aufreibende Arbeit, es zu füllen, da ich täglich nicht nur den Leitartikel, das Lokale und sonstige Berichte schrieb, sondern als „Mädchen für Alles" tagaus tagein die ganze Redaktion versah, also auch die Ausschnitte aus fremden Zeitungen aussuchte und zusammenstellte, das Feuilleton besorgte, die Annoncen sammelte ꝛc.

Die sogenannten Hülfsquellen, welche uns regierungsseitig zugingen an „Korrespondenzen" und „Leitartikeln", waren unbrauchbar. Die dort gebauten Leitartikel verstand mein Lesepublikum theils gar nicht, theils waren sie so lauwarm und in so bureaukratischem Stile gehalten, daß sie ihre beabsichtigte Wirkung verfehlten. Die kleinen Redakteure, die gewissenhaft ihre Blättchen leiteten, waren alle auf ihre eigenen fünf Finger und Nerven angewiesen. Ich habe in den vielen Jahren nur einen Leitartikel brauchen können, das Andere wanderte, wenn auch die Leiter sehr stolz auf ihre Leistungen zu sein schienen, einfach in den Papierkorb.

Obwohl ich eine erdrückende Arbeit hatte, da ich, bisher der Politik fast völlig fremd, eine Masse politischer, wirthschaftlicher und sozialer Werke studiren mußte, um nur einigermaßen orientirt zu sein, so habe ich die Arbeit mit wahrer Freude geleistet. Vorgearbeitet hatte mir mein Vater dadurch, daß er, selbst früh in das politische Leben verstrickt, mich von Jugend auf in die Interessen des Staatslebens hineinzog und seine lebhafte Korrespondenz mit mir, besonders in der Zeit meiner Ver-

wundung, mit dem Austausche sozialer und wirthschaftlicher Pläne füllte.

Geselligkeit. War mir manchmal der Kopf etwas wirre, so sorgte die liebenswürdigste Nachbarschaft dafür, mich durch unzählige Aufmerksamkeiten wieder zum Menschen zu machen. Bald stand der Wagen des Herrn v. Küster-Lomnitz, jetzt allverehrten Landraths des Hirschberger Kreises, der unermüdlich liebenswürdig war, mich in die Geheimnisse der Verwaltung einzuführen, oder des leider zu früh verstorbenen Barons v. Rotenhan-Buchwald, des ebenfalls heimgegangenen Prinzen Reuß, des Geheimraths Becker-Maiwaldau, des Herrn v. Küster-Hohenliebenthal (beide ebenfalls schon verstorben) oder des Herrn v. Lösch-Cammerswaldau vor meiner Thür, um mich in der entzückenden Gegend spazieren zu fahren, mit mir eine Partie Whist, Piket oder dergl. zu spielen, zu pirschen oder mich sonst zu zerstreuen. An jene Familien sowie an die Hirschberger, unter ihnen an das gastfreie Haus der beiden wohlthätigen Fräulein Schmidt, die mir durch doppelte Theilnahme zu ersetzen suchten, was mir die Gegner anthun „wollten", aber nicht angethan „haben", da an meinem dicken pommerschen Felle die Redepauken und Preßartikel gemüthlich abprallten, erinnere ich mich mit herzlicher Dankbarkeit.

Fast größeren Erfolg als mit meiner politischen schweißtreibenden Arbeit hatte ich mit Gründung eines konservativen Klubs, in dem die gesinnungstüchtigen Herren der Stadt und alte Militärs ihre Unterhaltung und eine Partie vorfanden. Einige brave Werkmeister Hirschbergs, besonders der ehrenwerthe Meister Wendlandt, und einige gutgesinnte kleinere Kaufleute standen mir treu in dem Streben zur Seite, die Liebe zu Thron und Altar aufrecht zu erhalten.

Ich kann nicht umhin, bei dem Verweilen in jenem

Abschnitte meines Lebens eines hervorragenden Charakters besonders zu gedenken, dem ich manche köstliche Anregung und dessen Hause ich viele schöne Stunden des Genusses verdanke. Es ist dieses der leider heimgegangene damalige Landrath des Hirschberger Kreises, Prinz Heinrich IX. Reuß, ein weitblickender Geist, ein Aristokrat nach Gottes Willen.

Da wir nicht nur gleich alt waren, gleiche Gesinnungen hegten, wenngleich wir manchmal uns wegen politischer Ansichten auch tüchtig zausten, da wir gleichen Passionen huldigten, ja uns zeitweise sogar so ähnlich sahen, daß wir oft verwechselt wurden, so hielten wir in jenen drei Jahren einen regen Verkehr aufrecht. Der hochbegabte Prinz besaß, nicht etwa nur meiner Ansicht nach, alle Eigenschaften zu hohen staatsmännischen Aemtern. Seiner vornehmen Natur aber widerstrebte es, sich unten populär und oben unentbehrlich zu machen. Desto treuer hingen seine Freunde an ihm.

Unser Verhältniß giebt folgender Briefwechsel wieder. Ich hatte, nachdem er mir zur Equipirung meines Sohnes einen Beitrag angeboten hatte, mein Büchlein „Wahrer Adel" geschrieben, das ich ihm mit folgenden Versen widmete:

An den Prinzen Reuß.

Geduldig haben Sie das Manuscript gelesen,
Drum sei dies Schriftchen Ihnen gern geweiht — — —
Ich hoffe Sie sind ganz genesen
Und zu Piket, Schach, Whist und Plaudern gern bereit — —
Die Schrift empfehl' ich Ihrer Gnade,
Der Nachsicht und erlauchten Huld;
Wird's viel gekauft, 's ist nicht unser Schade
Denn mit dem „Adel" zahl' ich meine „Schuld"!
„Ach", rufen Sie, „welch' weißer Rabe!
Im Lesen, Zahlen, überall — »Geduld«!
Hier schimpft er aufs »Kartell«, auf »weiche Knochen«,
Dort nennt er jeden Gegner einen »Lump«;

Und hat er endlich mal ein sanftes Wort gesprochen,
Beim Zeus, trau' ihm der Teufel, thut er's nur zum Pump.
Und dieser Kerl schreibt über »Wahren Adel«?
Der selber Hohn dem Idealismus spricht?
O Thellow!*) bleib' bei deiner Nadel,
Ein »Ritter«, alter Junge, bist du nicht!"

Der Prinz antwortete darauf:

O Thellow! Ritter ohne Furcht und Tadel,
Dank für das Buch, die Widmung, das Gedicht!
In jeder Zeile bringt der „Wahre Adel"
Goldechte Worte. — Freilich, einem Wadel-
Strumpfträger blauen Bluts behagt's wohl nicht.
Doch mir gefällt's; ich freu' mich an dem straffen
Trompetenton, so rücksichtslos — so wahr!
Das ist der rechte Pfeffer für die schlaffen
Geölten Gecken und verlumpten Laffen
Und sticht dem tollsten »Schusterkerl«**) den Staar!
So drück' ich denn dem trefflichen Verfasser
Die muskulöse, schwiel'ge, braune Hand
Und wünsche ihm von ganzem Herzen, daß er
Stets bleiben mög' ein echter Schusterhasser
Und ganzer Mann — wie ich ihn stets erfand!

Heinrich IX.

Eine Quelle der Erquickung für Jung und Alt meiner kleinen Familie war die Nähe des am Bober reizend gelegenen Jannowitz, wo mein Vater sich unmittelbar an dem Flusse ein gemüthliches und räumliches Wohnhaus erworben hatte, in dem er mit der allverehrten „Tante Knüppel" uns stets ebenso gern aufnahm, wie wir dorthin pilgerten. Musik, Schach und Gänge in die malerische Gegend machten die Stunden, die wir dort zubringen durften, zu köstlichen, da auch meinen vier lebhaften Knaben der nahe Bober, die Wälder und Felspartien unendlichen Stoff zum Austoben darboten.

*) Othello war ein Kneipname, den ich früher trug.
**) Norddeutscher Spottausdruck für „Streber".

Besonders nett war es, wenn wir Geschwister: mein Bruder Karl, damals Pastor in Lampersdorf,*) meine Schwester Adelheid und mein Bruder Johannes, (jetzt auch Major z. D.) uns dort trafen und den gemüthlichen Kreis vervollständigten.

Für mich war die Anwesenheit des Grafen Wilhelm von Stolberg-Wernigerode (starb 1897), der mein kommandirender General gewesen war, in hohem Grade interessant. Gern erzählte er mir von seinen Erfahrungen als Landrath 1848, von seinen Zügen 1866, als er mit seinem kleinen selbständigen Detachement Oberschlesien sicherte, oder er machte mir von seinen Erlebnissen 1870/71 an der Spitze der 2. Kavallerie-Division Mittheilungen. Da wir in unseren militärischen und politischen Ansichten völlig harmonirten, so waren für mich die Zusammenkünfte in hohem Grade erquicklich und dieses um so mehr, als auch der alte Herr sich — wie ich hörte — freute, wenn ich ihn in seinem Heim aufsuchte und wir in meist recht lebhaftem Gespräche unsere Meinungen austauschen konnten.

Die Zeitung brachte es trotz meiner Mühe und Arbeit nie über 1000 Abonnenten. Da aus Furcht vor dem Herrscherstabe der Semiten auch fast Niemand zu inseriren wagte, so fehlte dem Blatte bald die Hauptlebenskraft, der „Nervus rerum“. Da überdies beschlossen worden war, dem damals schon vorspukenden politischen Kartell beizutreten, dem ich feindlich gegenüberstand, so lösten sich allmählich die geschäftlichen Bande, wenn auch Gott sei Dank nicht die feineren moralischen, nicht die der Freundschaft und Anhänglichkeit innerhalb der prächtigen Gesellschaft in den Kreisen von Hirschberg und Schönau.

Ich gab die Zeitung an eine Druckerei ab und lebte ein halbes Jahr als „Baron“ theils zu Hause, theils bei

*) 1887 verstorben.

meinem Freunde Emil Becker-Maiwaldau, dem ich einen nicht schwindelfreien Treppenaufstieg auf die 90 Fuß hohe Felsklippe des Forstberges (eines der Falkenberge) baute. Wer von den Lesern in die Gegend kommt, versäume nicht, dieses Wunderwerk meiner Hand, aber noch weniger die herrliche Aussicht vom obersten Podest aus anzustaunen!

Sehnsüchtig schaute ich nach einem neuen Arbeitsfelde aus und fand dieses, von treuen Freunden unterstützt, als militärischer Mitarbeiter an der „Kreuzzeitung".

Siebentes Kapitel.

Kreuzzeitung — Berlin.

1885—1902.

Berlin. — Manöver. — Weitere Thätigkeit. — Im eigenen Heim.

Berlin. Im Frühjahr 1885 wurde ich auf militärische Empfehlungen hin als militärischer Mitarbeiter an der Kreuzzeitung, für deren Schöpfung sich mein Vater schon erwärmt und für deren Haltung ich stets die größten Sympathien hatte, angestellt. Die Leser jenes Blattes wissen, wie wenig oder viel ich in dieser Stellung geleistet habe.

Auch militärisch hatte die „Kreuzzeitung" während der Zeit meiner Mitarbeiterschaft manche Kämpfe durchzufechten. Ich möchte nur zweier Sachen Erwähnung thun: der Beschuldigung der „Kriegstreiberei" zu Ende der 70er Jahre sowie der Kämpfe um die Länge der Dienstzeit.

In Bezug auf erstere wurden völlig verfehlte Kombinationen in der Presse aufgestellt, auf die ich hier nicht weiter eingehen, sondern von denen ich nur berichten will, daß der „Treiber" kein anderer als der General-Feldmarschall Graf Moltke selbst war; der aber nicht etwa, wie die Gegner durchblicken ließen, durch Hinterthüren eine energischere Handhabung der politischen Macht des Reiches anregte,

sondern frei und offen, besonders aber innerhalb der konservativen Fraktion, seine schweren Bedenken äußerte, daß die Fortdauer der Rüstungen an den russischen und französischen Grenzen unseren Nachkommen einst theuer zu stehen kommen könnten.

Was die zweijährige Dienstzeit anbetrifft, so hatte ich schon am Ende der 50er Jahre, bestärkt durch Voigts-Rhetz, meine Feder der Abwehr dieser von den radikalen Parteien damals stark urgirten Neuerung der „Berliner Revue" zur Verfügung gestellt und später die Frage stets mit gespanntem Interesse verfolgt.

Es hieße Eulen nach Athen tragen, wollte ich hier den ganzen Streit noch einmal auseinandersetzen; wissen doch unsere Infanterieoffiziere nur zu wohl, was die Einführung der verkürzten Dienstzeit bedeutete, gegen die sich Wilhelm I. als Prinzregent und König selbst in eigenhändig geschriebenen Leitartikeln so entschieden ausgesprochen, gegen die sein Minister Roon sich mit der ganzen Kraft seiner Beredsamkeit und Energie gewehrt hatte; die uns die Reihen der Armee mit Reservestaffeln füllt; die den Ersatz des Ausbildungspersonals, dieses gleichzeitig fast überlastend, immer schwieriger macht; die der Armee durch die gesetzliche Streichung des dritten Dienstjahres einen wirksamen Sporn nimmt, um die Dienenden zum Eifer anzufeuern, und die die Kompagnien eines Stammes altgedienter Leute beraubt. Jeder wußte überdies, daß, einmal eingeführt, die verkürzte Dienstzeit nie wieder rückgängig zu machen war.

Ich sage es wahrlich ohne Anmaßung, daß kaum Jemand in der Armee die Tragweite der Maßnahme nach ihrer negativen Seite hin aus unmittelbaren Eindrücken zu beurtheilen vermochte, als ich, den das Schicksal in einen Krieg versetzt hatte, in dem zwei Armeen gegeneinander fochten, die mit Milizen den Krieg begannen und Hunderttausende in den Lazarethen und in unnützen Kämpfen hatten liegen lassen, weil die

Leute untrainirt in die Feldzüge geschickt werden mußten. In allen feindlichen Begegnungen sah ich bei den Aufmärschen zu den Gefechten die offenbare Unsicherheit in den taktischen Bewegungen, und immer klang mir die Klage des Fachmannes R. E. Lee in den Ohren, wie sehr er Ausbildung, Disziplin und die Sicherheit in den taktischen Formen vermisse.

Man kann sich daher leicht vorstellen, mit welchen Gefühlen ich am 3. September 1892 das Reichskanzleramt betrat, als Graf Caprivi mich telegraphisch von Wannsee zu einer Unterredung nach Berlin aufforderte. Er hatte die Absicht, mich zum Dirigenten des offiziösen Preßstimmungsapparates für seine Militärvorlage zu machen. Ich lehnte höflich, aber sehr bestimmt jedes Mitthun ab. Es fanden sich ja, wie die Mitwelt weiß, andere und bessere Federn genug bereit, hier willige Dienste zu leisten. Das Eine aber steht fest, daß in militärischen Dingen noch selten in der offiziösen Preßmaschine — von der „Kölnischen Zeitung" bis zu dem „Berliner Tageblatt", ebenso von den meisten militärischen Blättern — mit solcher Kraft gearbeitet worden ist, wie bei Behandlung dieser Vorlage.

Ich will das Thema nicht weiter ausspinnen, kann aber nur sagen, daß schon der Gedanke an jene Tage mich mit einem Gefühl des Schmerzes erfüllt. „Der Sprung ins Blaue," wie ihn Verdy treffend nannte, wurde mit einer Kühnheit gemacht, die einer besseren Sache würdig gewesen wäre.

Anmuthiger wurde das Unwesen in jenen Tagen nicht durch das „liebevolle" Interesse, das die damalige liberale Presse an meinem Verhältnisse zu dem Grafen Waldersee nahm, mit dem mich schon frühe Jugendbekanntschaft verband, dessen hohe militärische Gaben und vielfache Erfahrungen, dessen selten scharfer Blick für alle Vorgänge der äußeren Politik und dessen edler, lauterer Charakter mich stets anzogen. Da auch er mich gern

plaudern hörte, tauschten wir oft unsere militärischen Ansichten aus. Da wir in vielen, besonders innerpolitischen Dingen nicht übereinstimmten, so war die manchmal unsere Heiterkeit erregende Aufmerksamkeit der liberalen und offiziösen Blätter ꝛc. völlig deplacirt.

Manöver. Um mich militärisch auf dem Laufenden zu erhalten und die Berichte für die „Kreuzzeitung" zu schreiben, wohnte ich von 1885 bis 1897 den sämmtlichen Kaisermanövern, freundlichst unterstützt von den Herren der Heeresleitung, bei. Alle diejenigen, die solche Fahrten nicht mitgemacht haben, besonders in jener Zeit, in der man sich um diese Sache militärisch wenig kümmerte, können sich kaum eine Vorstellung von den Strapazen solcher Berichterstattung machen. Bei der Ueberfüllung der Ortschaften war der Gebrauch des Reitpferdes meist ausgeschlossen, bei der der Straßen die des Wagens fast illusorisch; die eigenen Beine, kombinirt mit Bahnfahrten, (zu den offiziellen hatte man damals nicht einmal Zutritt) waren die Beförderungsmittel, mit denen man, wenn man Glück und Kombinationsgabe hatte, an dem Hauptpunkte der Handlung anlangte. Was nebenher geschehen, was z. B. die Kavallerie geleistet, war in Nebel und Räthsel gehüllt. Todmüde suchte man abends diesen oder jenen Bekannten der Leitung, wenn man Glück hatte, ihn einen Augenblick unbeschäftigt oder „nicht eingeladen" zu treffen, auf und bekam „möglicherweise" einige Bemerkungen, aus denen man ganze Töpfe Weisheit sog, oft noch belagert von Leidensgefährten, die man auch noch sättigte. Das einzige Erheiternde war das Treiben der Herren, die im Kontrakte von „one penny a line" arbeiteten und nun durch geschickte Wasserbeimischung aus dem „Nichts" ganze Romane spannen. Hatte man Glück und mit seinem Wagen das Heim rechtzeitig erreicht, so war man todmüde um 10 Uhr nachts so weit, daß man den Be-

richt absenden und dann zu Abend speisen konnte, oft war es weit nach Mitternacht geworden.

Früh ehe die Sonne aufging, saß man wieder auf dem Wagen oder gondelte auf Schusters Rappen durch die Gauen, um vor den Truppen den Stand der Hauptaktion zu erreichen. Müde ging man ins Zeug und kroch noch abgespannter abends ins Bett. Die Erschöpfung war so groß, daß ich eines Tages (im Jahre 1894) als ich hintereinander die Manöver bei Trier, Metz, Straßburg und München begleitet hatte, auf meiner Reise nach Ungarn unterwegs von einem so heftigen Fieber erfaßt wurde, daß ich in Zell am See ins Hotel getragen werden mußte. Ich schüttelte jedoch in 16 Stunden die Sache gewaltsam ab und machte dann die ganzen Manöver bei Güns in Ungarn in voller Frische mit.

In Oesterreich-Ungarn. Diese Reise führte mich hinüber zu den mir werthen Tagen, die ich in der Nachbar-Armee zubringen durfte. Weniger meine Verdienste als Schriftsteller, als wohl die warmen Empfehlungen unseres Generalstabes an den Chef des österreich-ungarischen, Feldzeugmeister Freiherrn v. Beck, sowie die wohl dringliche Befürwortung meines Freundes, des Prinzen Reuß, an seinen Vetter Prinz Heinrich VII., der damals Botschafter in Wien war, ebneten mir die Wege in die Armee. Ich war Gast des Erzherzogs Albrecht, so daß ich nicht nur Wohnung, Wagen und Verpflegung an seinem Tische fand, sondern auch persönlich von ihm 1892 „an der Wild“ und 1894 bei Güns in Ungarn in so erquickender und rührender Weise empfangen und versorgt wurde, daß ich mit wahrer Freude mich stets der schönen Zeit erinnere, die ich in der Mitte der liebenswürdigen Kameraden zubringen durfte. Mit dem mir zugetheilten Mentor und Begleiter, dem vielbelesenen, treuen Manne und hervorragenden Schriftsteller, dem jetzigen General Auspitz, hat mich seitdem sogar eine dauernde herzliche Freundschaft verbunden.

Die „Eiserne Krone“, die mir zeigte, daß auch ich dort in freundlichem Andenken blieb, ruft mir die freundliche Aufnahme und die interessanten Manöver alljährlich wieder ins Gedächtniß.

Weitere Thätigkeit. Der Schlag, den die Kreuzzeitung und mit ihr die Partei im Jahre 1895 erdulden mußte, schlug auch tief in mein Privatleben ein. Ich hatte den verunglückten Chef hoch geachtet und als Politiker verehrt, auch mich trefflich mit ihm gestanden. Um so schauerlicher wirkte der tiefe Fall, auch dessen Mißverstandenwerden von vielen Seiten, auf mich ein, so daß, abgesehen davon, daß die Kündigung meiner Stellung und damit das Aufhören der Zulage die Laufbahn meiner vier Söhne in Frage stellte, ich schmerzlichste Monate durchlebte. Meine treuen Kollegen Kropatscheck und v. Niebelschütz, sowie der jetzige Präsident des Abgeordnetenhauses J. v. Kröcher, halfen mit Rath und That meinen Muth aufrecht erhalten.

Alles kam rechtzeitig ans Licht, ehe größeres Unheil geschehen war. Das Steuer gelangte glücklicherweise in die Hände des jetzigen hervorragenden Leiters, der zum Segen des Blattes und der Partei noch recht lange rüstig an dieser schweren Stelle erhalten bleiben möge.

Mein Verhältniß zu der Redaktion und zugleich die Art des Verkehrs in ihr beweist die mich sehr wohlthuend berührende, unverdiente Zuschrift, die ich im Jahre 1899 in Abwesenheit des Chefs erhielt. Sie lautete:

„Hochzuverehrender Herr Major, allverehrter lieber Mitarbeiter! Am morgigen 1. Oktober sind 50 Jahre verflossen, seit Sie in den militärischen Dienst getreten sind. Bei aller Würdigung Ihres bescheidenen Sinnes, der Sie auf eine Feier dieses Erinnerungstages verzichten heißt, da Sie dem aktiven Heere nicht mehr angehören, können wir es uns doch nicht versagen, Ihnen, der Sie durch

raſtloſe, bewunderungswürdige Mitarbeit an der Kreuzzeitung ſozuſagen ein Stück von uns geworden ſind, ein beſcheidenes Zeichen herzlichſten Gedenkens (Blumenarrangement) darzubringen. Möge Gott, der Sie, gleich Ihrem zum patriotiſchen Vorbilde gewordenen Herrn Vater, ſo treu geführt hat, Sie auch fernerhin gnädig behüten und Sie Ihren Lieben, dem Vaterlande und uns noch recht lange in gewohnter Friſche des Geiſtes ꝛc. erhalten.

Im Namen der Kollegen der Kreuzzeitung.
Dr. E. W. Heffter."

Im eigenen Heim. „My home is my castle". Aus ihm will ich nur verrathen, daß dort mit meinen vier Söhnen (zwei Paſtoren, einem Offizier und einem Techniker, die alle vier Streichinſtrumente ſpielen) ſehr viel, oft zum Wehe unſerer Nachbarn, muſizirt und eben ſo viel in Malerei aller Art gefrevelt wurde und noch gefrevelt wird.

Da ich geborener Stettiner bin, ſo wurde ich auch von Jugend auf zu einer paſſionirten Waſſerratte herangebildet, wohnte in Berlin daher zehn Jahre lang Sommers am Wannſee, wo ich eine ganze Flottille kleiner Boote beſaß, mit denen Ausflüge bis zur Oſt- und Nord-, ſowie zum Müritz-See gemacht wurden, über deren Verlauf unſere illuſtrirten „Logbücher" den etwa Neugierigen gern Auskunft geben würden.

Da ich den Leſern meine erſte Verbindung mittheilte, ſo muß ich auch berichten, daß mir der Tod im Jahre 1896 meine geliebte, treue Lebensgefährtin entriß und ich ſpäter der verwittweten Schweſter meiner verſtorbenen Frau die Hand reichte, die mein Heim mit ihren drei Töchtern bereicherte. —

Bald nachdem ich mich in Berlin im Nordweſten niedergelaſſen hatte, übernahm ich den Vorſitz über den konſervativen Verein in Moabit und wirkte bis zum

Jahre 1895 lebhaft an der Berliner Bewegung mit, stets, wie man aus meinen Anschauungen wohl folgern kann, auf der äußersten Rechten stehend.

1887 gründete ich in kleinstem Maßstabe unter mancherlei Nöthen und Sorgen den evangelischen Missionsverein Moabit, dem ich bis 1897 einen Theil meiner Arbeit widmete. Er ist seitdem ohne mein Zuthun gewachsen und weiter gediehen, so daß er jetzt mit Gottes Hülfe ein eigenes großes Heim besitzt, in dem 13 Schwestern, Kinderbewahranstalten, Vereine und Versammlungen ihre Unterkunft finden. Crescat, floreat!

Neben der mich erquickenden Arbeit an der Kreuzzeitung schrieb ich eine Anzahl vielfach mittelmäßiger militärisch-populärer Schriften, die meist illustrirt herauskamen. Großen schriftstellerischen Werth haben diese Bücher nicht, athmen aber wenigstens patriotischen Geist und Achtung vor der Religion. Einem wirklichen Drange des Herzens sind nur meine drei Breviere, meine Arbeiten über die Befestigungskunst, eine anonyme Schrift und das Büchlein „Wahrer Adel" entsprungen; die übrigen schrieb ich zur Erhaltung meines Hauses. Ich hatte nun einmal das Schwert mir erwählt und habe es nur gezwungen mit der Feder vertauscht, die mich ernähren mußte.

Eins aber kann der Mensch nur ganz sein und ich war und bin es noch:

Mit Leib und Seele Soldat!

Namenverzeichniß.

Albedyll, v., Rittm. 184.
Albrecht, Prinz von Preußen 187. 206. 239. 258. 272.
Alexander, Prinz v. Preußen 180. 259.
Alvensleben, v., Major 182. 218. 221.
Arenberg, Prinz 187.
Auspitz, österr. General 336.

Balan, Landgerichtsrath 23. 289.
Balduin, Oberst 104.
Beauregard, General 55. 155.
Beck, Frhr. v., österr. Feldzeugm. 336.
Beeren, v., Major, 226.
Bentheim, v., Generalmajor 201. 209.
Bercken, v., Hauptmann 24.
Bernhard, Herzog von Weimar 319.
Bernuth, v., Oberstlt. 239. 254.
Beust, v., sächs. Minister 255.
Beyssel-Gymnich, Graf v. 179.
Bismarck, v. 173. 228. 259.
Block, Major 299.
Blumenthal, v., Oberst 216. 268. 272.
Borcke, Heros v., Major 4. 72. 89. 90. 111. 122. 134. 272.
Braun, Oberst 272.
Brodowski, v., Ingenieurleutn. 225.
Brüggemann, Generalauditeur 7.
Buddenbrock, v., Rittmeister 187.
Bull, Oberst 162.
Burnside, General 70.
Buttlar, Oberst 121.

Caprivi, Graf v. 334.
Carl, Prinz von Preußen 259.
Chauvin, v., Ingenieurhauptm. 195.
Cheves, Ingenieurkapitän 55.
Chilton, General 63.
Clarke, Kapitän 135.
Clausius, Hauptmann 12.
Cogho, Hauptmann 261. 267.
Colston, General 80. 90.
Cranach, v., Hauptmann 187.
Crossan, Oberst der Marine 169. 171.

Daun, Oberstleutnant 23. 215. 293.
Dorenberg, Dr. 261. 270.

Early, General 80.
Eichstaedt, Oberst 34. 261.
Eulenburg, Graf v., Rittm. 187.
Ewell, General 122. 131. 132. 134.

Falckenstein, Vogel v., General 180. 186. 208. 232. 236. 244. 257. 272. 292.
— Max, v., Leutnant 187. 247. 292.
— Egbert v., k. k. Leutnant 247.
Fedkowicz, v., Ingenieur-Leutn. 226.
Finckenstein, Graf v., Hauptmann 25. 36. 225.
Fremantle, Oberst 43. 133. 143. 144.
Freytag-Loringhoven, v., Major 69. 70. 78.
Friedrich Franz, Großherzog von Mecklenburg 231.
Friedrich Karl, Prinz von Preußen 74. 180. 182. 216. 219. 222. 231. 233. 238. 272.
Friedrich Wilhelm, Kronprinz von Preußen (Kaiser Friedrich III.) 187. 204. 208. 211. 214. 268. 323.

Gablenz, Frhr. v., Feldmarschall 199.
Georg, Prinz von Schwarzburg-Rudolstadt 200. 223.
Gilmore, General 156. 157.
Glümer, v., General 27.
Golz, v., General 33. 218. 269. 299.
Goltz, Graf v. der, Generallt. 202.
Gottberg, v., Premierleutnant 186.

Graberg, Oberst 187.
Grant, General 139.
Graßmann, Hermann, Prof. 3.
— Justus, Prof. 2.
Grieben, Leutnant 261. 267.
Groneseld, v., Oberstleutnant 282.
Gürtler, Hauptmann 23.

Haack, Leutn. (jetzt General a. D.) 25.
Halbhuber, Festwill v., k. k. Geh. Staatsrath 248.
Hardenberg, Graf v., Hauptm. 186.
Harris, Oberst 155.
Hartmann, Hauptmann 299.
d'Haussonville, Graf 248.
Häußer, v., Leutnant 200.
Heffter, Dr., Redakteur 338.
Heinrich VII., Prinz Reuß 336.
Heinrich IX., Prinz Reuß 328.
Hertzberg, v., Major 230.
Heß, Rektor 5.
Hill, A. P., General 80. 103. 126. 134. 141.
Hohenlohe, Prinz Kraft zu, Gen. 317.
Hohenlohe-Ingelfingen, Prinz Karl zu 248.
Hontheim, v., Generalmajor 279.
Hooker, Joe, General 71. 89. 97. 100.
Howard, Ingenieurkapitän 155.
Hue de Grais, Graf 248.
Hugh, Fitz, Major 117.
Hundt, v., Landgerichtsrath 27.

Jackson, Stonewall 61. 68. 86. 87. 100. 107.
Jefferson Davis, Präsident der Konföderirten Staaten 153. 178.
Johnston, Ingenieurkapitän 65.
—, J. D. E., General 59.
Jones, General 141.

Kameke, v., Kriegsminister 293.
Karl, Prinz von Hohenzollern (König von Rumänien) 187. 201. 211. 272.
Keudell, v., Legationsrath 228. 259.
Kirchbach, v., General 284.
Kleist, v., Generalmajor 267.
— Major 186.
Knesebeck, v. dem, Premlt. (jetzt General) 224. 226.
Köppen, Major 299.
Kratz, Dr., Arzt 322.
Krocher, v., Präsident des Abgeordnetenhauses 337.
Kropatscheck, Dr., Professor 337.
Kühne, Major 299.
Küster, v. Hohenliebenthal 327.
Küster, v. Lomnitz, Landrath 327.

Lannon, franz. Konsul 163.
Lee, R. E., Oberkommandeur der Nord-Virginien-Armee 59. 62. 63. 69. 70. 71. 72. 86. 99. 102. 122.
—, Fitzhugh, General 79. 84.
—, W. H., General 79. 84.
—, S. S., Kapitän 59.
—, Mrs. 112.
Lommatzsch, Ingenieurleutnant 225.
Long, Oberst 63. 139.
Longstreet, General 126. 134. 136. 141.
Lorck, v., Leutnant 238. 247. 248.
Louth, engl. Bahndirektor 196.
Löwenfeldt, v., Generalleutnant 269.
Lowley, „Times"-Korrespondent 63.
Lucadou, v., Hauptmann 187.

Manteuffel, Frhr. v., General 204.
Mantey, Leutn. (jetzt Gen.Lt. a. D.) 24.
Marshal, Major 64.
May, Hauptmann 277.
McClellan, General 61.
McLaw, General 80.
Meade, General 81. 139 141. 149.
Mertens, Oberst 187. 207. 217. 225. 238.
Michaelis v., Rittmeister 255.
Milroy, General 131. 132.
Moltke, Graf v., Generalfeldmarschall 23. 312. 332.
Moncado, Señor, span. Konsul 163.
Mülbe, v. der, Generalleutnant 200. 209. 218. 220.
Mutius, v., Rittergutsbesitzer 291.

Napoleon III. 178.
Neumann, v., Leutnant 282.
Nicelli, Graf 11.
Niebelschütz, v., Redakteur 337.
Noë, Dr., Schriftsteller 294. 303.
Nostitz, Graf v., Leutnant 187.
Notz, v., Hauptmann 200.

Opperndorff, Graf v. 287.
Owstien, v., Major 276. 283.

Pannewitz, v., Major 325.
Pape, v., Oberst 26.
Pickett, General 143.

Pleasanton, General 116.
Podbielski, v., Oberst 186. 198.
Price, Chamming, Kapitän 89.
Prittwitz, v., General 32. 35.

Radziwill, Fürst 32. 35. 111. 257.
Raumer, v., Minister 2.
Raven, v., Generalmajor 217. 224. 225. 227.
Redern, v., Hauptmann 287.
Reimann, Premierleutnant 261. 275.
Reynold, General 81.
Rhodes, General 80. 90. 134.
Robertson, General 117.
Römer, Major 31.
Rohrscheidt, v., Hauptmann 215. 224.
Roon, v., Kriegsminister 36.
—, Premierleutnant 186.
—, Leutnant 237.
Rosenberg, v., Leutnant 214.
Roß, Fitzgerald, österr. Kapt. 134. 162.
Russel, W., „Times"-Korresp. 59.
—, engl. Minister 229.

Sauer, v., General 316.
Schack, v., Major 186.
Scheibert, Geh. Reg.- u. Schulrath 315.
—, Johannes, Major z. D. 330.
—, Karl, Pastor 26. 330.
—, Frl. Adelheid 330.
Scherbening, Oberst 235. 247.
Scherff, v., General 316.
Schimmelmann, Graf v. 256.
Schmidt, Dr., Gymnasialdirektor 320.
—, Karl v., Generallt. 74. 302.
Schnehen, v., Premierleutnant 280.
Schöler, v., Oberst 17.
Schönaich, v., Premierleutnant 27.
Schönfeld, Frhr. v., k. k. Oberstlt. 187.
Schotte, Ingenieurhauptmann 225.
Schurz, General 81. 92.
Schweinitz, v., Generalmajor 276.
—, v., Major 187.
Seddon, Kriegssekretär der Konföderirten Staaten 43. 58.
Sedgwick, General 79. 81. 89. 100.
Sickles, General 80.
Sigel, General 91.
Slocum, General 81.
Smith, Ingenieurkapitän 59. 65.
Steinmetz, v., General 262.
Stiehle, v., Major (später Chef des Ingenieurkorps) 23. 29. 186.
Stolberg-Wernigerode, Eberhard, Graf v. 226.
—, Wilhelm, Graf v., General 330.
Stülpnagel, v., General 302.
Stuart, J. E. B., General 70. 72. 84. 88. 89. 95. 103. 111. 149.

Talcot, Major 64.
Taylor, Major 64.
Trenholme, Bankier in Charleston, später Finanzminister 55.
Turner, Major 172.
Tyrrel, Major 83.

Uthmann, v., Major 276.

Venable, C. S., Oberst 62. 64. 68. 130. 312.
Vischer, v., Professor 319.
Voigts-Rhetz, v., Oberst 15. 16. 19.

Waldersee, Graf Alfred v., General-Feldmarschall 334.
—, Graf v., Major 226.
Walker Pinkney, engl. Konsul 165.
Wartensleben, Graf v., Major 247.
Weyrauch, Dr., Professor 319.
Whiting, konf. General, Gouv. 167.
Wilcox, General 145.
Witzendorff, v., Major 182.
Witzleben, Frau v. 288.
Wolff, v., Leutnant 200.
Wrangel, Graf v., Feldmarschall 180. 181. 183. 189. 194. 199. 204. 208. 258. 261.
—, Fritz, Graf v., Premierleutn. 182.
—, Frhr. v., Lt. (Drag.) 187. 228.
—, Frhr. v., Lt. (Garde-Husar) 201.

Zedlitz-Neukirch, Frhr. v. 291.
Zieten, v., Rittmeister 239.

Verzeichniß

der von Major z. D. Scheibert geschriebenen Bücher.

1. Der Einfluß der gezogenen Geschütze auf den Festungskrieg. (Gleich nach der Herstellung der Geschütze geschrieben, kleine Broschüre.) Berlin 1862. Schneider.
2. Sieben Monate in den Rebellenstaaten. Stettin 1867. v. der Nahmer.
3. Der Bürgerkrieg in den nordamerikanischen Staaten. Berlin 1874. E. S. Mittler & Sohn.
   Uebersetzt ins Französische: La guerre civile etc. Dumaine, Paris.
   Ins Englische vom Captain Cunningham, Charleston.
   Ins Spanische auf Veranlassung des Kriegsministeriums auszugsweise.
4. Offizier-Brevier (2. Aufl.)
   Einjährigen-Brevier
   Unteroffizier-Brevier (2. Aufl.)
   } Leipzig 1879 bis 1885. Luckhardt.
5. Gentlemans Rauchbrevier. Stuttgart 1881. Werther.
6. Handbuch für Turn- und Waffenunterricht der Jugend. Erster Theil. Leipzig 1882. Urban. (2. Theil von Hönig.)
7. Befestigungskunst und Lehre vom Kampfe. Vier Bände. Leipzig 1880 bis 1886. Luckhardt.
8. Taschenpionier (2. Aufl.) Berlin 1884. Feicht.
9. Strategische Streiflichter auf die Festungsfragen. 1./2. Beiheft zum Militär-Wochenblatt. Berlin 1891. E. S. Mittler & Sohn.
10. Die große Reiterschlacht bei Brandy-Station. (Im Verein mit H. v. Borcke.) Berlin 1894. P. Kittel.
11. Wahrer Adel. Leipzig 1894. F. W. Grunow.
12. Der Krieg 1870/71. Berlin 1895. W. Pauli Nachf.
13. Der Krieg 1864 und 1866. Berlin 1895. W. Pauli Nachf.

14. Das Volk in Waffen:
    a) Krieg 1870/71. (Illustrirt.) 2. Aufl. Berlin 1896. W. Pauli Nachf. 2 Bände.
15. b) Krieg 1864 und 1866. (Illustrirt.) 1 Band. Berlin 1897. W. Pauli Nachf.
16. Die „Jahrbücher für Armee und Marine" (Verlag A. Bath, Berlin) enthalten: Die Biographie von R. E. Lee, Jackson, Stuart, Forrest, Mosby. Virginien-Thal-Kampagne, Shermans Zug durch Georgien ꝛc.
17. Militärische Briefe Kaiser Wilhelms I. Berlin 1897. Klockow.
18. Illustrirtes Militär-Lexikon. Berlin 1897. W. Pauli Nachf. (2. Aufl. bearb. v. Frobenius, Oberstlt. Verlag M. Oldenbourg, Berlin.)
19. Kaiser Wilhelm I. 2 Bände. (Illustrirt.) Berlin 1898. Becker.
20. Ein Kapitel in „10 Regierungsjahre Kaiser Wilhelms II." Berlin 1898. Bong.
21. „Deutsches Werden und Walten." Im Verein mit hervorragenden Mitarbeitern. (Prachtwerk.) Straßburg 1900. Straßburger Verlag.
22. Die Freiheitskämpfe der Buren. (Illustrirt). Berlin 1900. A. Schröder. (Eine französische Uebersetzung erscheint in der Schweiz.)
23. Der Krieg in China. (Illustrirt.) Berlin 1900. A. Schröder.
24. Der Segelsport. Leipzig 1901. Grethlein & Co. (Zusammen mit meinen Söhnen verfaßt.)
25. Der Rudersport. Leipzig 1902. Grethlein & Co. (Zusammen mit meinen Söhnen verfaßt.) (Im Druck.)
26. Gedanken und Bedenken über Festungsbau und Festungskrieg. Beiheft zum Militär-Wochenblatt. 1902. (Im Druck.)

Als Chef-Redakteur geleitet:

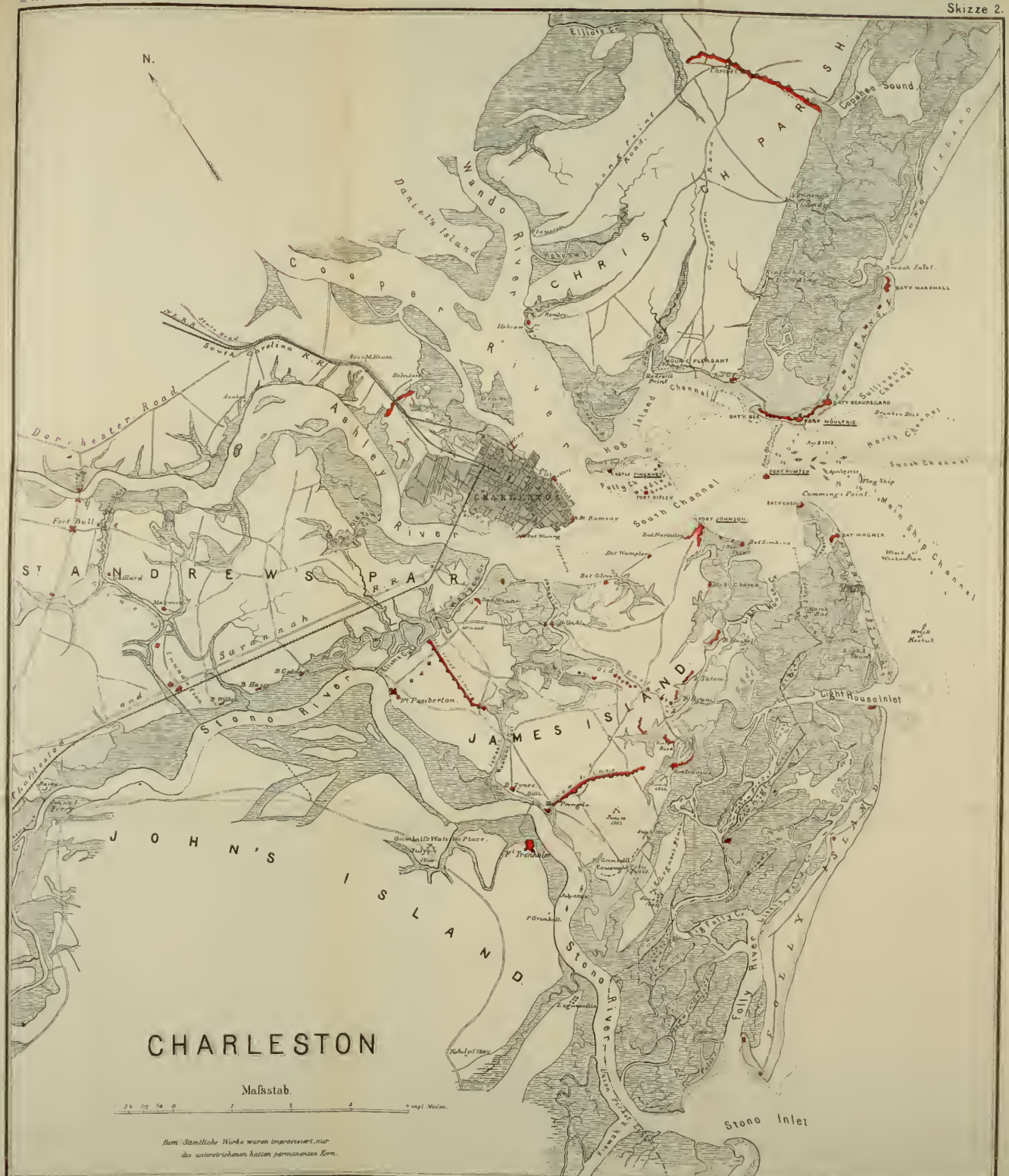
1. Die Post aus dem Riesengebirge. 1880 bis 1884. Hirschberg (Schlesien).
2. Unser Heim. 1895. Berlin.
3. Heer und Flotte. 1899 bis 1900.

Gedruckt in der Königlichen Hofbuchdruckerei von E. S. Mittler & Sohn, Berlin SW12, Kochstraße 68—71.

Virginien und nördlich angrenzende Gebiete.

Verlag d. Kgl. Hofbuchhdl. E. S. Mittler & Sohn, Berlin, Lichterfelde

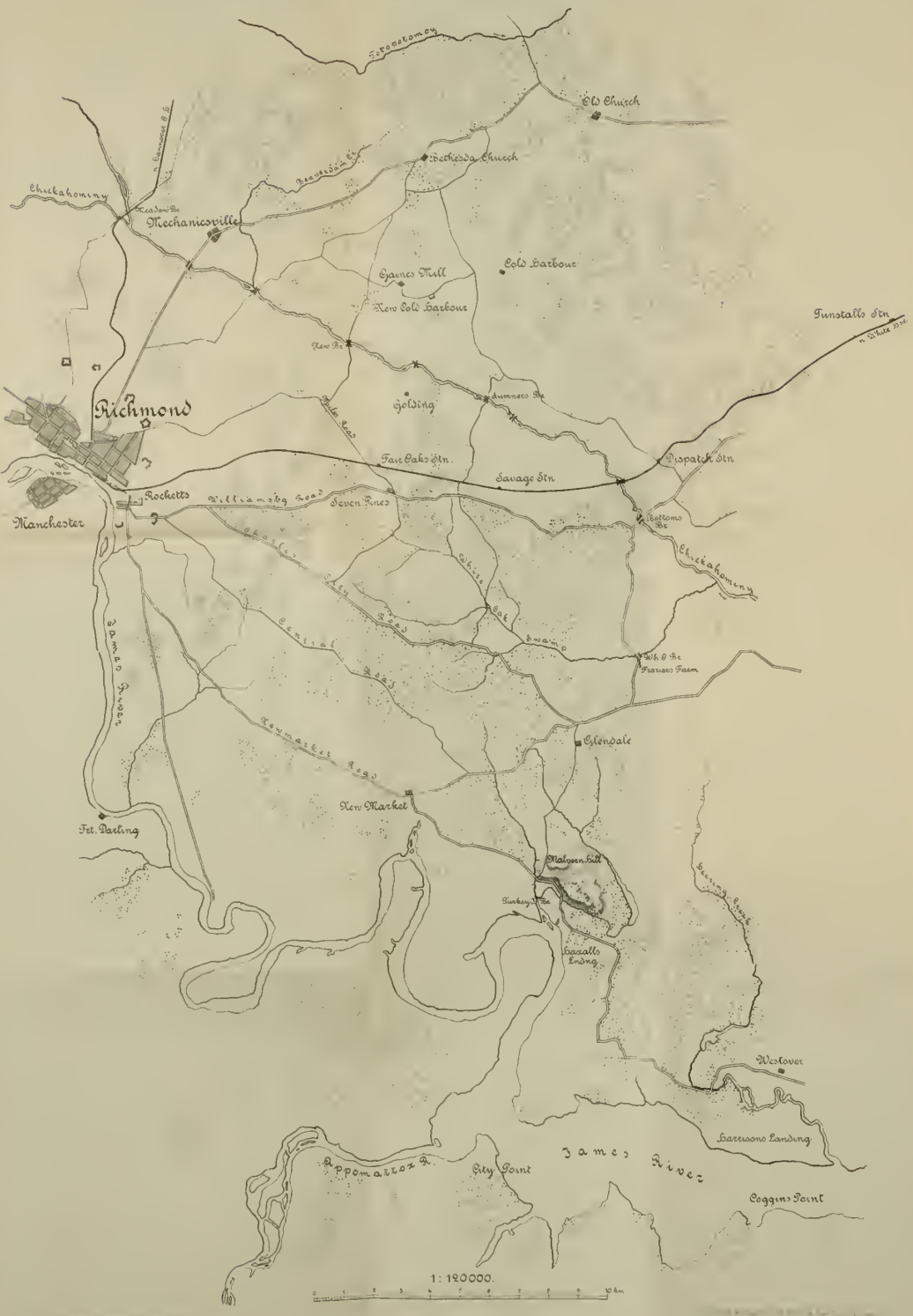
Skizze 2.

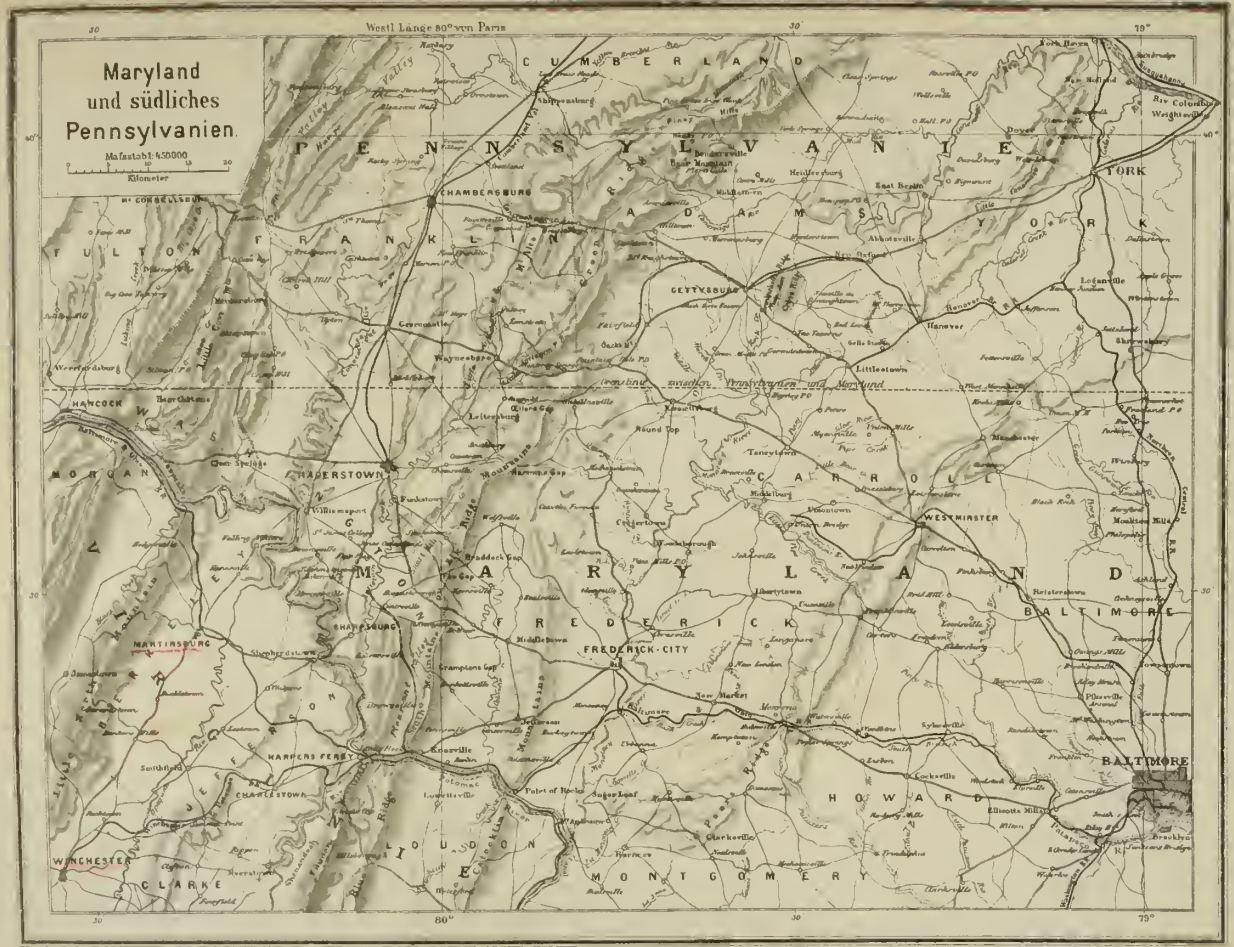


Lengerich Anst. u. Steindr. v. C. L. Keller, Berlin S.

Verlag d. Kgl. Hofbuchh. v. F. Mittler & Sohn, Berlin, Lochstr. 68.

Skizze des Geländes östlich Richmond.




Maryland
und südliches
Pennsylvanien.
Maßstab 1:450000
Kilometer
Westl. Länge 80° von Paris
PENNSYLVANIE
CUMBERLAND
ADAMS
YORK
FRANKLIN
FULTON
HANCOCK
WASHINGTON
MORGAN
BERKELEY
JEFFERSON
CARROLL
FREDERICK
MONTGOMERY
HOWARD
BALTIMORE
CLARKE
LOUDOUN
CHAMBERSBURG
GETTYSBURG
HAGERSTOWN
FREDERICK-CITY
MARTINSBURG
HARPERS FERRY
CHARLESTOWN
WINCHESTER
WESTMINSTER
BALTIMORE
New Market
Point of Rocks
Sugar Loaf
Catoctin Mts.
Blue Ridge
South Mts.
Conococheague Creek
Antietam Creek
Monocacy River
Potomac River
Shenandoah River
Susquehanna River
Gettysburg
Hanover
Littlestown
Taneytown
Emmitsburg
Frederick
Middletown
Boonsboro
Hagerstown
Williamsport
Sharpsburg
Waynesboro
Greencastle
Chambersburg
Mercersburg
McConnellsburg
York
Dover
Baltimore
Westminster
Ellicott Mills
Clarksville
Sykesville
Mt. Airy
Woodbine
Lisbon
Highland
Clarksville
Columbia
Laurel
Annapolis Junction
Odenton
Millersville
Crownsville
Pasadena
Glen Burnie
Brooklyn
Curtis Bay
Fairfield
Cashtown
Orrtanna
Arendtsville
Littlestown
Hanover
Abbottstown
East Berlin
Dover
York Haven
New Oxford
Biglerville
Aspers
Gettysburg
Round Top
Little Round Top
Culp's Hill
Cemetery Hill
Seminary Ridge
Oak Ridge
Devil's Den
Big Round Top
Emmitsburg
Mt. St. Mary's College
Fairfield
Cashtown
Gettysburg
Hanover
Littlestown
Taneytown
Westminster
Manchester
Union Mills
Keymar
Detour
Mayberry
Harney
Bridgeport
Keysville
Taneytown
Emmitsburg
Thurmont
Frederick
Middletown
Braddock Gap
Turner's Gap
Fox's Gap
Crampton's Gap
Weverton
Knoxville
Harpers Ferry
Bolivar
Sandy Hook
Keedysville
Sharpsburg
Antietam
Boonsboro
Hagerstown
Funkstown
Williamsport
Clear Spring
Indian Springs
Smithfield
Shepherdstown
Kearneysville
Charlestown
Leetown
Kabletown
Bardane
Berryville
Millwood
Winchester
Stephenson
Clifton
Boyce
Millwood
Berryville
Summit Point
Middleway
Kearneysville
Shepherdstown
Harpers Ferry
Knoxville
Sandy Hook
Weverton
Brunswick
Point of Rocks
Jefferson
Petersville
Lovettsville
Waterford
Hamilton
Purcellville
Round Hill
Leesburg
Aldie
Middleburg
Upperville
Paris
Ashby's Gap
Snicker's Gap
Berryville
Millwood
Boyce
Clifton
Stephenson
Winchester
Kernstown
Opequon Creek
Cedar Creek
Strasburg
Fisher's Hill
Woodstock
Edinburg
Mt. Jackson
New Market
Shenandoah
Luray
Front Royal
Riverton
Linden
Manassas
Gainesville
Haymarket
Thoroughfare Gap
Bull Run Mts.
Broad Run
Catlett's Station
Warrenton
Warrenton Junction
Bealeton
Rappahannock River
Culpeper
Brandy Station
Stevensburg
Rapidan River
Orange
Gordonsville
Louisa
Mineral
Fredericksburg
Rappahannock River
Rappahannock Valley
Blue Ridge
Shenandoah Valley
Cumberland Valley
Allegheny Mts.
Alleghany Front
Alleghany Plateau
Piedmont Plateau
Tidewater
Coastal Plain
Chesapeake Bay
Susquehanna River
Potomac River
Rappahannock River
Rapidan River
James River
Shenandoah River
Monocacy River
Conococheague Creek
Antietam Creek
Catoctin Creek
Goose Creek
Bull Run
Occoquan River
Quantico Creek
Aquia Creek
Potomac Creek
Accokeek Creek
Mattawoman Creek
Piscataway Creek
Patuxent River
Severn River
Magothy River
Gunpowder River
Bush River
Elk River
Sassafras River
Chester River
Choptank River
Nanticoke River
Wicomico River
Pocomoke River
Annapolis
Baltimore
Washington
Alexandria
Fairfax
Manassas
Gainesville
Haymarket
Thoroughfare Gap
Bull Run Mts.
Broad Run
Catlett's Station
Warrenton
Warrenton Junction
Bealeton
Culpeper
Brandy Station
Stevensburg
Orange
Gordonsville
Louisa
Mineral
Fredericksburg
Rappahannock River
Rapidan River
James River
Shenandoah River
Monocacy River
Conococheague Creek
Antietam Creek
Catoctin Creek
Goose Creek
Bull Run
Occoquan River
Quantico Creek
Aquia Creek
Potomac Creek
Accokeek Creek
Mattawoman Creek
Piscataway Creek
Patuxent River
Severn River
Magothy River
Gunpowder River
Bush River
Elk River
Sassafras River
Chester River
Choptank River
Nanticoke River
Wicomico River
Pocomoke River
Annapolis
Baltimore
Washington
Alexandria
Fairfax